

Ehemalige Kinderdorfkinder und ihre Einstellung zur Therapie – eine qualitative Studie

Diplomarbeit

zur Diplomprüfung im Studiengang Psychologie
des Fachbereichs Psychologie der Universität Hamburg

Erster Prüfer: Prof. Dr. Gerhard Vagt

Zweiter Prüfer: Dipl.-Psych. Nina Krüger

FB Psychologie Klassifikation: 250 Spezielle Probleme der Entwicklungspsychologie
(Entwicklungspsychologie)
428 Krisen, Konflikte, Reaktionen (Klinische Psychologie)

Vorgelegt von: Astrid Hinzmann

Hamburg, im Januar 2010

1	EINLEITUNG	7
1.1	Das Forschungsthema	7
1.2	Persönlicher Bezug	8
2	AKTUELLER FORSCHUNGSSTAND ZUM THEMA	10
2.1	Beschreibung der Institution „Kinderdorf“ am Beispiel eines SOS-Kinderdorfes	10
2.1.1	<i>Die Kinderdorffamilie</i>	10
2.1.2	<i>Das Kinderdorf</i>	11
2.2	Vorstellung von Herrn Prof. Dr. Eberhard und der Arbeits-Gemeinschaft für Sozialberatung und Psychotherapie (AGSP)	12
2.3	Kritische Lebensereignisse von Pflegekindern (unter Einbezug des Interviews mit Prof. Dr. Eberhard)	13
2.3.1	<i>Traumatisierung in der Herkunftsfamilie – Vernachlässigung, Misshandlung, sexueller Missbrauch</i>	13
2.3.1.1	<i>Substanzverlust im Hippocampus durch traumatische Missbrauchs- oder Misshandlungserfahrungen?</i>	18
2.3.2	<i>Bindungsproblematiken durch die Herausnahme aus der Herkunftsfamilie und durch das Einleben in die Pflegefamilie</i>	20
2.3.3	<i>Die Zusammenarbeit mit der Herkunftsfamilie</i>	25
2.4	Stigmatisierung durch Therapie (unter Einbezug des Interviews mit Prof. Dr. Eberhard)?	28
2.4.1	<i>Stigmatisierung durch das Leben im Kinderdorf</i>	28
2.4.2	<i>Stigmatisierung durch Therapie</i>	28
2.5	Therapie oder nicht? Auszüge aus dem Interview mit Prof. Dr. Eberhard	31
2.6	Weitere Literatur aus dem Bereich der Pflegekinderforschung	36
3	DIE FRAGESTELLUNGEN	38
4	DIE FORSCHUNGSMETHODE	39
4.1	Auswahl der Methode	39
4.1.1	<i>Das persönliche Gespräch als Weg in der psychologischen Forschung</i>	39

4.2	Stichprobenbeschreibung	40
4.3	Beschreibung des Vorgehens bei der Auswertung	41
5	DIE VERDICHTUNGSPROTOKOLLE	44
5.1	Das Vorgehen	44
5.1.1	<i>Das einleitende Vorgehen und das Setting für die Interviews</i>	44
5.1.2	<i>Die Lesart der Verdichtungsprotokolle</i>	44
5.2	Die einzelnen Verdichtungsprotokolle	46
5.2.1	<i>Bernd</i>	46
5.2.2	<i>Claus</i>	58
5.2.3	<i>Jessica</i>	78
5.2.4	<i>Titus</i>	99
5.2.5	<i>Julia</i>	117
5.2.6	<i>Martin</i>	126
5.2.7	<i>Lars</i>	147
6	AUSWERTUNG DER SIEBEN GESPRAECHE	156
6.1	Darstellung der Aussagen zur Einstellung und Vorstellung von Therapie	156
7	DISKUSSION UND INTERPRETATION DER ERGEBNISSE	167
7.1	Nebenthemen aus den Verdichtungen	167
7.2	Interpretation und Ergebnisse der Kategorisierung	170
7.3	Diskussion der Methode, Repräsentativität und praktische Relevanz der vorliegenden Arbeit	173
8	FAZIT	176
9	QUELLENNACHWEIS	179
9.1	Bücher und Broschüren	179
	Zeitschriften, Journale	181
9.3	Elektronische Referenzen	182
10	ANHANG	183

1 EINLEITUNG

1.1 Das Forschungsthema

In der vorliegenden Arbeit soll der Frage nachgegangen werden, welche Einstellung ehemalige Kinderdorfkinder (im Folgenden „Ehemalige“ genannt) zu dem Thema „Therapie“ im Sinne einer psychotherapeutischen Behandlung haben.

Viele dieser Kinder waren in ihrer frühen Kindheit stark traumatisierenden Erfahrungen ausgesetzt. In solchen Fällen wird vom Kinderdorf in der Regel eine psychotherapeutische Behandlung empfohlen und angeboten.

Wie einige der inzwischen erwachsenen Ehemaligen aus heutiger Sicht diese Intervention erinnern und beurteilen bzw. ob sie sich eine Psychotherapie gewünscht hätten, so keine Intervention stattfand, ist Schwerpunkt dieser Untersuchung.

Die vorliegende Diplomarbeit ist dabei wie folgt aufgebaut: Kapitel 2 beginnt mit der Vorstellung des Aufbaus eines Kinderdorfes, exemplarisch am Beispiel eines SOS-Kinderdorfes, um einen Überblick über das Leben von Pflegekindern in einem Kinderdorf zu geben.

Da es zu dem speziellen Thema der vorliegenden Arbeit „Einstellung von Kinderdorfkindern zur Therapie“, offensichtlich keine Literatur gibt, wurde ein Experteninterview mit Prof. Dr. Kurt Eberhard (im Folgenden der Lesbarkeit halber nur noch Prof. Eberhard) durchgeführt. Prof. Eberhard war der Leiter der Arbeitsgemeinschaft für Sozialberatung u. Psychotherapie (AGSP), in Berlin. Während der Erstellung der vorliegenden Arbeit ist Prof. Eberhard leider verstorben. Deshalb möchte ich an dieser Stelle anmerken, dass ich seiner Frau Gudrun Eberhard sehr dankbar bin, da sie zum einen der Veröffentlichung des Interviews zugestimmt und mir zum anderen meine nach dem Interview entstandenen Fragen ausgesprochen hilfreich beantwortet hat. Aber vor allem möchte ich Herrn Prof. Eberhard posthum danken, der sich so herzlich und offen für dieses Interview zur Verfügung gestellt hatte.

Neben einer kurzen Vorstellung von Prof. Eberhard und der AGSP werden seine Aussagen, soweit möglich, von entsprechenden, aktuellen Forschungen untermauert. Hierbei wird auf folgende Inhalte eingegangen: die kritischen Lebensereignisse eines Pflegekindes, z. B. die Traumatisierung in der Herkunftsfamilie durch Vernachlässigung, Misshandlung und/oder sexuellem Missbrauch – dieser Abschnitt wird dann noch durch die psychobiologischen Folgen aufgrund von frühen Stresserfahrungen ergänzt – des Weiteren ein Überblick über die Problematiken bei der Herausnahme aus der Herkunftsfamilie und dem Einleben in die

Pflegefamilie unter Berücksichtigung der Bindungstheorie sowie abschließend mögliche Komplikationen bei der Zusammenarbeit mit der Herkunftsfamilie.

Da das Thema Stigmatisierung in Bezug auf die Entscheidung, eine Therapie zu beginnen eine häufige Problematik ist, wird auch hier ein kurzer Überblick der Forschung gegeben, ebenfalls unter Einbezug des Interviews mit Prof. Eberhard.

Ergänzend wird im 2. Kapitel Prof. Eberhard mit seinen Ausführungen in Bezug auf den therapeutischen Ansatz bei Pflegekindern zu Wort kommen. Abschließend folgen einige Buchempfehlungen für den interessierten Leser.

Im 3. Kapitel wird zur Forschungsfrage Stellung genommen und das 4. Kapitel setzt sich dann mit der gewählten Untersuchungsmethode auseinander und stellt die für die vorliegende Arbeit ausgewählte Stichprobe vor. Im 5. Kapitel werden die einzelnen Verdichtungsprotokolle der Stichprobe präsentiert. Dieses sehr ausführliche Kapitel soll dem geneigten Leser dazu dienen, die einzelnen Personen der Stichprobe kennen zu lernen. Hierzu erfolgt ein kurzer Überblick über die Biografie der Ehemaligen. Zitate der verschiedenen Aussagen sollen ihre Erlebnisse, Erfahrungen und Strategien verdeutlichen.

Im 6. Kapitel werden die verschiedenen Aussagen in Hinblick auf die Fragestellung der vorliegenden Arbeit betrachtet, kategorisiert und ausgewertet.

Die in Kapitel 6 gefundenen Kategorien werden in Kapitel 7 interpretiert und diskutiert. Weitere sehr interessante Nebenthemen, die sich aus den Verdichtungen herauskristallisiert haben, werden zumindest kurz angerissen und diskutiert.

Abschließend wird dann im 8. Kapitel ein Fazit der gewonnenen Ergebnisse gezogen sowie ein Forschungsausblick erstellt.

Es sei an dieser Stelle angemerkt, dass nachfolgend der Lesbarkeit zuliebe bei allgemeinen Aussagen nur die männliche Form verwendet wird.

1.2 Persönlicher Bezug

Vor etwa zehn Jahren habe ich ein eineinhalbjähriges Praktikum als Familienhelferin in einem Kinderdorf absolviert. Die Schicksale dieser Kinder sowie die Arbeit mit ihnen beeindruckten mich sehr. Zu diesem Zeitpunkt gab es in diesem Kinderdorf kaum interne therapeutische Angebote. Diejenigen Kinder, für die eine Psychotherapie sinnvoll erschien, haben diese über externe Therapeuten wahrgenommen.

Hinsichtlich ihrer Einstellung zum Thema „Psychotherapie“ waren unterschiedliche Beobachtungen möglich. Einige Kinder haben die Psychotherapie gern genutzt, es gab aber auch einen großen Teil von Kindern, die dies ablehnten und als unsinnig betrachteten.

Ich habe mich gefragt, ob dies daraus resultieren könnte, dass diese Kinder sich bereits durch ihren Aufenthalt in einem Kinderdorf stigmatisiert fühlten und nicht noch eine zusätzliche Stigmatisierung durch eine Psychotherapie „erleiden“ wollten? Stigmatisierung insofern, weil auch heute noch häufig die Angst vor Stigmatisierung die Therapiemotivation beeinflusst (vgl. Schmid-Ott, Jäger, 2007, S. 147). Aber vielleicht könnte es auch sein, dass sie ihre Erlebnisse auf eine andere Art bearbeitet oder einfach nur verdrängt hatten?

Nach meinem Praktikum bin ich in meinen ursprünglichen Beruf als Projektmanagerin zurückgekehrt. Der Kontakt zu den Kindern und Familien, die ich mit betreuen durfte, ist jedoch bis heute zum größten Teil nicht abgebrochen. Inzwischen sind sie nun im Alter zwischen 19 und 25 Jahren bereits erwachsen. Und einige dieser Ehemaligen haben inzwischen eigene Familien gegründet, andere befinden sich in einer Ausbildung oder sind bereits berufstätig.

Einige Ehemalige haben nun als Erwachsene mit einer Therapie begonnen, einige tragen sich noch mit diesem Gedanken und andere sehen diesbezüglich keine Notwendigkeit.

Aufgrund dieser Erlebnisse und Beobachtungen hat sich bei mir der Wunsch herauskristallisiert in Erfahrung zu bringen, was hinter diesen verschiedenen Aspekten, eine Therapie zu wollen oder abzulehnen, steht und ich hoffe, dass es mir in dieser Arbeit gelungen ist, zumindest einige Fragen beantworten zu können, auch wenn diese Antworten natürlich nicht den Anspruch einer Allgemeingültigkeit besitzen.

2 AKTUELLER FORSCHUNGSSTAND ZUM THEMA

2.1 Beschreibung der Institution „Kinderdorf“ am Beispiel eines SOS-Kinderdorfes

In SOS-Kinderdörfern wohnen größtenteils Kinder, die aufgrund von Kindeswohlgefährdung nicht mehr in ihrer Ursprungsfamilie verbleiben können. Im Rahmen eines festen Familiengefüges wachsen sie mit leiblichen Geschwistern und teilweise weiteren, vorerst fremden Geschwistergruppen sowie einer Bezugsperson, der Kinderdorfmutter, auf.

Die ersten Kinderdörfer wurden nach dem zweiten Weltkrieg gegründet – grundsätzliche Idee war, den Kindern, die im Krieg ihre Eltern verloren bzw. den Müttern, die ihre Kinder verloren hatten, eine neue Heimat und Familie zu geben. In den folgenden Jahren wurden z. B. im ersten in Deutschland gegründeten SOS-Kinderdorf (1965 in Ammersee) „... Kinder aufgenommen, für die es in aller Regel keine Perspektive mehr in der Herkunftsfamilie gab, sei es, dass die Eltern verstorben waren oder auf Dauer für die Betreuung nicht in Frage kamen“ (SOS-Kinderdorf e.V., 2002, S. 3).

In der Vergangenheit sind viele Kinderdörfer von verschiedensten kirchlichen und freien Vereinen gegründet worden. Einige bekannte Vereine sind beispielsweise:

- Albert-Schweitzer-Kinderdorf Berlin e.V.
- Bethanien Kinderdörfer gGmbH
- Caritas Kinder- und Jugenddorf St. Anton, unter dem Träger des Caritasverbandes für die Diözese Würzburg e.V.
- SOS-Kinderdorf e.V.

2.1.1 Die Kinderdorffamilie

Kinder, die in Kinderdorffamilien aufwachsen, sind keine Pflegekinder im eigentlichen Sinn. Juristisch handelt es sich um eine Unterbringung nach § 27 i.V.m. §§ 34, 35a und 41 SGB VIII (vgl. Sozialgesetzbuch, achtes Buch – Kinder und Jugendhilfe, 2000, S. 19ff), während das Aufwachsen in Pflegefamilien unter § 33 geregelt wird¹.

Kinderdorfkinder wachsen in einem professionellen, wenn auch familienähnlich gestalteten Erziehungssystem auf. Die Kinderdorfmütter, die mit den Kindern leben, müssen eine

¹ Der § 27 steht für Hilfe zur Erziehung unter der Gewährung pädagogischer und damit verbundener therapeutischer Leistungen, § 34 steht für „Heimerziehung, sonstige betreute Wohnform“ und § 35a für „Eingliederungshilfe für seelisch behinderte Kinder und Jugendliche“. Der § 33 steht für Vollzeitpflege, die von „unabhängigen“ Pflegeeltern erfolgen kann.

staatlich anerkannte Erzieherinnenausbildung abgeschlossen haben. Zusätzlich gibt es in den Familien eine zweite pädagogische Fachkraft sowie einen familienübergreifenden Fachdienst – in der Regel Sozialpädagogen (vgl. SOS-Kinderdorf e.V., 2002, S. 13). In vielen Einrichtungen gibt es inzwischen interne Beratungs- und Therapiemöglichkeiten, ansonsten wird intensiv mit externen Stellen kooperiert (vgl. ebd., S. 10). So schreibt der Mitarbeiter Wolfgang Sierwald vom SOS-Kinderdorf e.V., München (persönl. Mitteilung 22.12.2006):

Etwa ein Drittel aller im Kinderdorf untergebrachten Kinder bekommen aktuell therapeutische Unterstützung. Da die Kinder häufig langfristig untergebracht und nicht über die ganze Zeit therapiert werden, wird der Anteil derer, die während dieser Zeit Therapie erhalten, noch deutlich höher liegen.

Es werden Kinder ab dem Säuglingsalter bis zum zwölften Lebensjahr, in Ausnahmefällen auch bis zum 14ten Lebensjahr, aufgenommen (vgl. SOS-Kinderdorf e.V., 2004, S. 3).

Sie bleiben im Kinderdorf, bis zum Ende ihrer Schullaufbahn oder spätestens, bis sie ihre Ausbildung abgeschlossen haben. Der Kontakt zur Kinderdorfmutter bleibt aber auch danach meist bestehen.

In der Regel werden die Kinder über die Jugendämter vermittelt. Je nach Geschwistergruppen – es wird versucht, diese möglichst nicht zu trennen – beginnt eine Kinderdorfmutter mit zwei bis drei Kindern aus einer Familie und nimmt später noch ein oder zwei weitere Geschwistergruppen auf. Auch die sofortige Aufnahme einer fünf- bis sechsköpfigen Geschwistergruppe ist möglich, ebenso wie eine Aufnahme von Einzelkindern.

2.1.2 Das Kinderdorf

Die Häuser mit je einer Kinderdorffamilie (in der Regel gibt es sechs bis zwölf Familien) liegen in einem so genannten Kinderdorf. Die Kinderdorfmutter richtet sich in einem ihr vom Kinderdorf zur Verfügung gestellten Haus mit Garten ein. Hinzu kommen häufig ergänzende Angebote, dazu gehören zum Beispiel Wohn- und Tagesgruppen und in den Kindertagesstätten werden auch Kinder aus der Umgebung betreut. Die Kinder sind in Ein- und Zweibettzimmern untergebracht – die sie häufig selbst mitgestalten und einrichten dürfen. Kinderdorfmütter oder -väter haben ihren eigenen Bereich, der aber durchaus auch den Kindern zugänglich ist, Wohn- und Essbereiche werden gemeinsam genutzt. Die Kinder gehen in interne oder externe Kindergärten bzw. in die üblichen staatlichen Schulen (SOS-Kinderdorf, Zugriff am 22.11.2009: http://www.sos-kinderdorf.de/sos_kinderdorf/de/jobs/beruf_sos_kinderdorfmutter/die_haeufigsten_fragen.html).

2.2 Vorstellung von Herrn Prof. Dr. Eberhard und der ArbeitsGemeinschaft für Sozialberatung und Psychotherapie (AGSP)

Trotz der umfangreichen Literatur zum Pflegekindwesen gibt es zur speziellen Fragestellung der vorliegenden Arbeit „Ehemalige Kinderdorkinder und ihre Einstellung zur Therapie“ offensichtlich bislang keine Untersuchungen. Bei meinen Literaturrecherchen bin ich auf die ArbeitsGemeinschaft für Sozialberatung und Psychotherapie (AGSP) in Berlin aufmerksam geworden und nach einigen E-Mail-Kontakten hat sich Prof. Eberhard freundlicherweise für ein Experten-Interview zur Verfügung gestellt. Zu Beginn möchte ich Prof. Eberhard sowie die AGSP vorstellen. Im Folgenden werden seine Aussagen aus dem Interview in Bezug auf die verschiedenen Fragestellungen einfließen.

Prof. Eberhard war selbst als Pflegekind, durch die damals so genannte „ambulante Fürsorge“ sowohl in einem Heim als auch später in einer Pflegefamilie untergebracht. Obwohl er bereits als junger Mann in der Jugendarbeit tätig war, studierte er vorerst Jura, bevor er mit dem Psychologie-Studium in Hamburg begann, zu dem er parallel ein sozialpädagogisches Zusatzstudium absolvierte. Nach Erreichen seines Diploms arbeitete er als Heimpsychologe in Berlin und wurde Berater in zwei Ausbildungsstätten für Sozialarbeiter. Später wurde er dann Rektor der neu gegründeten Fachhochschule für Sozialpädagogik, an der er nach Beendigung des Rektorats Hochschullehrer wurde.

Seine Frau Gudrun Eberhard (Sozialpädagogin und Juristin für Familienrecht) lernte er bereits in seiner Zeit als Heimpsychologe kennen, als sie im dortigen Institut ein Praktikum absolvierte. Mit ihr gründete er gemeinsam eine sozialpädagogische Beratungsstelle, aus der sich 1975 die ArbeitsGemeinschaft für Sozialberatung und Psychotherapie entwickelte. Für die finanzielle Unterstützung des Pflegekinderprojektes konnte er die Friedrich-Stiftung gewinnen. Prof. Eberhard war auch nach seiner Pensionierung noch bis zu seinem Tod im Dezember 2008 ehrenamtlich für die AGSP tätig, Gudrun Eberhard ist es nach wie vor, vor allem für das Pflegekinder-Projekt.

Die ArbeitsGemeinschaft für Sozialberatung u. Psychotherapie (AGSP) in Berlin ist ein Aktionsforschungsprojekt für psychisch traumatisierte Kinder und Jugendliche in sozialpädagogisch und psychotherapeutisch betreuten Pflegefamilien. Es handelt sich hierbei häufig um Kinder, die bereits das sechste Lebensjahr erreicht oder überschritten haben und aufgrund

schwerer Traumatisierung bzw. mitunter auch bereits mehrfach gescheiterter Pflegeverhältnisse häufig nicht mehr in normale Pflegefamilien vermittelbar sind.

Die AGSP sieht sich als therapeutisches Programm, da sie vernachlässigte, misshandelte und missbrauchte Kinder betreut, die wegen ihrer tief greifenden Traumatisierungen vorrangig der Therapie und erst nachrangig der Erziehung bedürfen. Die Pflegefamilien der AGSP werden deshalb eher als Orte der Therapie als die der Pädagogik gesehen. Die wichtigsten „Therapieinstrumente“ sind Liebe, Ruhe, Stetigkeit.

Dem interessierten Leser sei zur Vertiefung oder zur Kontaktaufnahme folgende Website der AGSP empfohlen: www.agsp.de.

2.3 Kritische Lebensereignisse von Pflegekindern (unter Einbezug des Interviews mit Prof. Dr. Eberhard)

Aus den unterschiedlichsten Gründen werden Kinder aus ihren Familien entnommen. Vernachlässigung, Misshandlungen und sexueller Missbrauch sind wesentliche Gründe, die häufig durch psychische Erkrankungen der Eltern z. B. durch Drogen-, Alkohol- oder Medikamentenmissbrauch verursacht werden. Arbeitslosigkeit und Verarmung können zusätzlich erschwerende Komponenten sein. Dies kann zu unterschiedlichsten Traumatisierungen der Kinder führen. Die Herausnahme aus der Familie sowie der Übergang in eine Pflegefamilie oder in ein Kinderdorf, der dortige Umgang mit den biologischen Eltern, die weiteren leiblichen und nicht leiblichen Geschwister sind nur einige Aspekte, die ebenso zu Traumatisierungen führen können. Auf den folgenden Seiten soll unter Einbeziehung des Interviews mit Herrn Prof. Eberhard versucht werden, die verschiedenen kritischen Lebensereignisse und ihre Folgen zu beleuchten.

2.3.1 Traumatisierung in der Herkunftsfamilie – Vernachlässigung, Misshandlung, sexueller Missbrauch

Prof. Eberhard gibt einen kurzen Überblick, welche Kinder in das therapeutische Programm für Pflegekinder (früher „Intensivpädagogisches Programm“) aufgenommen werden.

Ein kurzer Hinweis zur Lesart der Zitate aus dem Experteninterview: Drei kleine Punkte „...“ ohne Klammern bedeuten, dass es während des Gesprächs eine kleine Pause von einigen

Sekunden gab. Drei kleine Punkte in Klammern „(...)“ bedeuten, dass hier noch andere Gesprächsinhalte folgen, die jedoch für das ausgewählte Thema keine Relevanz besitzen und somit ausgelassen wurden, um den Umfang der vorliegenden Arbeit nicht zu sprengen. Ebenso bedeuten drei kleine Punkte „...“ ohne Klammern am Anfang eines Zitats, dass der Satz hier zwar nicht beginnt, jedoch der vordere Inhalt irrelevant für das gewählte Thema ist. Der interessierte Leser findet das vollständige Interview mit Prof. Eberhard auf der beiliegenden CD-ROM, die auf der dritten Umschlagseite befestigt ist. Die Aussagen von Prof. Eberhard wurden grundsätzlich kursiv gesetzt und mit Anführungszeichen gekennzeichnet.

„Also, wenn die Kinder im Grunde schon geschädigt sind und nun die Schäden so stark sind, dass man nach, da gibt's so einen Verfassungsartikel 6, in dem steht es drin: Wenn die Eltern es nicht schaffen, egal ob schuldig oder unschuldig, wenn sie keine Verwahrlosung vermeiden können, dann hat der Staat die Pflicht einzugreifen.“ (...)

„So, und so haben wir gesagt, wir müssen ein Pflegekinderprojekt machen, nicht? Die Wahrscheinlichkeit, die kommen entweder ins Heim, dann sind sie aber schon mehr kaputt, oder sie sind noch bzw. gelten noch als familienfähig u.s.w. Und wir haben denn also hier Pflegefamilien angeworben und haben denen Kinder vermittelt und die kamen eben aus solchen verwahrlosenden Familien, man kann auch sagen traumatisierenden Familien. Also es musste da um Vernachlässigung oder Misshandlung oder sexuellen Missbrauch gehen, oder oft mehreres davon, sie mussten also Schwieriges hinter sich haben, dann konnten sie bei uns ins Projekt.“

Und dann wollten wir also sehen, ob wir ihnen helfen können. Damals hieß es noch 'Intensivpädagogisches Programm', und jetzt heißt es 'Therapeutisches Programm für Pflegekinder'.“

Zum Thema „Traumatisierung“ im Zusammenhang mit den Faktoren Verwahrlosung (bzw. Vernachlässigung), Misshandlung und sexuellem Missbrauch werden diese Faktoren in den Leitlinien der Deutschen Gesellschaft für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie als relevante psychosoziale Belastungsfaktoren erfasst (vgl. Deutsche Gesellschaft für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie, der Bundesarbeitsgemeinschaft Leitender Klinikärzte für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie und dem Berufsverband der Ärzte für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie (Hrsg.) 2007, S. 423) die unter anderem durchaus zu einer Diagnose der posttraumatischen Belastungsstörung führen können. Definiert werden diese Belastungsfaktoren wie folgt:

Vernachlässigung unterteilt sich in körperliche und emotionale Vernachlässigung. Unter der körperlichen Vernachlässigung wird eine nicht hinreichende Versorgung und Gesund-

heitsfürsorge verstanden, die zu massiven Gedeih- und Entwicklungsstörungen führen können. Der emotionalen Vernachlässigung entspricht ein nicht hinreichendes oder ständig wechselndes und dadurch nicht ausreichendes emotionales Erziehungsangebot (vgl. ebd.).

Körperliche Kindesmisshandlung wird beschrieben als direkte Gewalteinwirkung auf das Kind durch z.B. Schlagen, Verbrennen, Verätzen, Schütteln sowie die Schädigung durch Intoxikation des Kindes. Auch die emotionale Kindesmisshandlung wird genannt, diese ist jedoch unzureichend definiert und zeigt Überschneidungen mit emotionaler Vernachlässigung (vgl. ebd.).

Sexueller Kindesmissbrauch kann durch Hands-on-Taten (sexuelle Handlungen mit Körperkontakt, insbesondere im Brust- und Genitalbereich) oder Hands-of-Taten (Vorzeigen von pornografischem Material, Herstellen von pornografischen Fotos oder Filmen und Exhibitionismus) durch ältere, jugendliche oder erwachsene Personen erfolgen (vgl. ebd., S. 423f).

Dabei ist zu beachten, dass chronische Handlungen im Gegensatz zu einmaligen Taten hinsichtlich der weiteren psychischen Bearbeitung ebenso wie die Nähe zum Täter häufig noch belastender sind (vgl. ebd., S. 425).

Bezüglich der psychiatrischen Komorbidität und Begleitstörungen lassen sich laut der Dt. Ges. f. Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie et al. folgende Häufigkeiten feststellen:

- Bei früh massiv deprivierten Kindern wird häufig im Kindes- und Jugendalter die Diagnose einer Bindungsstörung gestellt (sie geht nicht selten im Erwachsenenalter in eine Persönlichkeitsstörung über).
- Schwere Misshandlungs- und Missbrauchstraumata gehen häufig mit posttraumatischen Belastungsstörungen einher.
- Unter misshandelten und sexuell missbrauchten Jugendlichen findet man häufig Alkoholismus und andere Formen des Substanzmissbrauchs sowie Suizidalität und selbstbeschädigendes Verhalten.
- Prospektive Langzeituntersuchungen belegen ein erhöhtes Risiko für Depressionen. Externalisierende Verhaltensstörungen treten gehäuft vor allem bei früh und chronisch misshandelten Kindern und Jugendlichen auf.

- Isolierte Misshandlung oder isolierter sexueller Missbrauch sind selten; häufig wird eine Kombination mit emotionaler und psychischer Vernachlässigung gesehen (I²). (ebd., S. 427)

Auch Egle, Hoffmann und Joraschky (2005) haben durch die Auswertung verschiedener Studien psychologische Erkrankungen durch sexuellen Missbrauch feststellen können.

Zu Depressionen: Nach Tabelle 1 (vgl. Joraschky, Tiber & Pöhlmann, 2005, S. 287) wird die Auswertung verschiedener Studien gezeigt, die in der Allgemeinbevölkerung und in Allgemeinpraxen durchgeführt wurden, die dabei also auf keine besondere Risikogruppen fokussieren. Da unterschiedliche Missbrauchs-Definitionen („eng“: z. B. genitaler Kontakt bzw. „weit“: von Hands-off bis zu Hands-on-Delikten; Definition, siehe S. 15) verwendet wurden, sind die Ergebnisse nicht immer direkt miteinander vergleichbar. Die gefundenen Depressions-Symptome schwanken zwischen verschiedenen Studien deshalb sehr stark, weil je nach Studie unterschiedliche Zeiträume betrachtet wurden, in denen die Symptome auftreten konnten (von einmaliger Befragung bis hin zu fast lebenslang laufenden Längsschnitt-Untersuchungen). Es ist vorstellbar, dass bei Betrachtung längerer Zeiträume auch eher Depressionen auftreten können.

Tabelle 1: Sexueller Missbrauch und Depression bei Frauen

Autor(en) und Jahr	N	Definition	Ergebnisse		
			Sex. Missbrauch	Depr. Symptome	Kontrollgr.
Bagley + Ramsey, 1985	377	eng; sex. Missbr. vor dem 16. Lj.	22 %	16 % (aktuell)	3 %
Mullen et al., 1988	314	eng; sex. Missbr. vor dem 12. Lj.	13 %	21 % (lebenslang)	6 %
Bifulco et al., 1991	286	weit; sex. Missbr. vor dem 17. Lj.	12 %	64 % (innerhalb der letzten drei Jahre)	26 %
Bushnell et al., 1992	301	eng; sex. Missbr. vor dem 16. Lj.	13 %	zweifach erhöht (lebenslang)	Keine Angabe
Mullen et al., 1993	596	eng; sex. Missbr. vor dem 16. Lj.	32 %	13 % (lebenslang)	5 %
Andrews et al., 1995	101	weit; sex. Missbr. vor dem 17. Lj.	12 %	29 % (innerhalb der letzten zwölf Monate)	10 %
Felitti, 1991	231	weit	Keine Angabe	83 %	32 %
Walker et al., 1992	100	eng	Keine Angabe	86 %	36 %

² Die Art der Evidenz. Hier für (I): Harte Evidenz beruhend auf mindestens einem systematischen Review, das verschiedene gute randomisierte Studien mit gutem Design einschließt (Deutsche Gesellschaft für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie et al., 2007, dritte Umschlagsseite).

Autor(en) und Jahr	N	Definition	Ergebnisse		
			Sex. Missbrauch	Depr. Symptome	Kontrollgr.
McCauley et al., 1997	1.931	weit	7,2 %	Signifikant höherer Depressionsscore im SCL-90	Keine Angabe
Cheasty et al., 1998	1.189	Weit	von n = 132 Depressiven 37 %	Bezogen auf das n von 132 = 100 %	23 %
Brown et al., 1999	776	weit; sex. Missbr. vor dem 18. Lj.	10 %	57 %	18 %
Cheasty et al., 2002	237	eng; sex. Missbr. vor dem 16. Lj.	31 %	64 %	Keine Angabe
Whiffen et al., 2000	109	weit; sex. Missbr. vor dem 14. Lj.	37 %	Rate bei Missbrauchten höher als bei der Kontrollgruppe	Keine Angabe

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass das Auftreten einer depressiven Episode oder auch einer lebenslangen Depression im Vergleich zur Kontrollgruppe (so in der jeweiligen Studie mit angegeben) signifikant höher ist.

Zu Borderline-Störungen: Nach Tabelle 2 (vgl. Gast U., 2005, S. 423) werden kontrollierte Studien zu sexuellem Missbrauch und Misshandlungen als Vorerfahrung bei Patienten mit Borderline-Störungen dargestellt:

Tabelle 2 (vgl. Gast U., 2005, S. 423):

Autor, Jahr	N	Vorkommen traumatischer Erfahrungen (in %)		
		Trennung/Verlust	Physische Misshandlungen	Sexueller Missbrauch
Zanarini et al., 1989	50	46	46 %	26 %*
Herman et al., 1989	21	–	71 %	67 %
Ogata et al., 1990	24	–	42 %	71 %*
Westen et al., 1990	27	–	52 %	52 %*
Paris et al., 1994a	78	–	70 %*	70 %*
Paris et al., 1994b	61	–	-	47 %*
Zanarini et al., 2002	290	–	86,2 %	62,4 %

* signifikant höher als in der jeweiligen Kontrollgruppe.

Aus Tabelle 2 wird deutlich, dass bei einem jeweils sehr hohen Prozentsatz an Personen mit Borderline-Störungen Vorkommen von physischen Misshandlungen als auch sexuellen Missbrauch als Vorerfahrung zu finden sind.

Zu dissoziativen Identitätsstörungen: Nach Tabelle 3 (vgl. Eckhardt-Henn & Hoffmann, 2005, S. 403) werden Personen mit dissoziativen Identitätsstörungen aufgeführt, die sexuellen Missbrauch oder körperliche Misshandlungen in der Vorgeschichte aufweisen:

Tabelle 3 (vgl. Eckhardt-Henn & Hoffmann, 2005, S. 403):

Autor und Jahr	N	Ergebnisse
Coons + Milstein, 1986	20	75 % sexueller Missbrauch in der Vorgeschichte
Putnam, 1991	100	83 % schwerer sexueller oder körperlicher Missbrauch
Boon und Draijer, 1993	71	94,4 % körperliche und/oder sexuelle Misshandlungen, davon 80,6 % PTBS
Ross et al., 1989	236	79,2 % schwerer sexueller Missbrauch, 74,9 % schwere körperliche Misshandlung
Ross et al., 1990	102	90,2 % schwerer sexueller Missbrauch, 82,4 % schwere körperliche Misshandlung

Aus Tabelle 3 wird ersichtlich, dass bei Personen mit dissoziativen Identitätsstörungen ein sehr hoher prozentualer Anteil an sexuellem Missbrauch und/oder körperlichen Misshandlungen in der Vorgeschichte zu finden sind.

2.3.1.1 Substanzverlust im Hippocampus durch traumatische Missbrauchs- oder Misshandlungserfahrungen?

Die Folgen der traumatischen Erfahrungen liegen nicht unbedingt nur in psychologischen Erkrankungen, man geht heute auch von psychobiologischen Folgen aus, Prof. Eberhard berichtet hierzu:

„Und dann neuerdings die Traumaforschung, bei der festgestellt wurde, dass diese frühkindlichen Schäden oder auch sogar die Schäden in der Schwangerschaft, erstaunliche hirnorganische Veränderungen, Entwicklungsschäden, aber auch richtige massive Schäden verursachten. Also beispielsweise gibt es Untersuchungen in Amerika, in denen sie erwachsene Frauen mit diesen modernen Geräten untersucht haben. Durch Magnetresonanztomographie konnte zum Beispiel im Hippocampus ein Substanzverlust zwischen 20 und 30 % festgestellt werden und diese Frauen waren noch nicht mal vergewaltigt worden, hatten aber wiederholt sexuellen Missbrauch in der Kindheit erlebt.“ (...)

„Nicht wahr? Was Freud immer schon geahnt hatte in jungen Jahren. Da war er noch sehr neurologisch. Und das hatten wir Psychologen nicht für möglich gehalten, dass da also wirklich Zelltod stattfindet. Inzwischen weiß man warum: Da der sexuelle Missbrauch furchtbar viel Stress und Frust macht und dieses Stresshormon – und zwar Cortisol – die clevere Eigenschaft hat, den Teil des Gehirns zu sabotieren, der speichert.“

Nach Heim (2005, S. 66f) fanden sich bei Studien an Kindern mit frühen Stresserfahrungen deutliche Hinweise für neuroendokrine, autonome, neurochemische und neuroanatomische Auffälligkeiten, wobei die Befunde der verschiedenen Studien jedoch unterschiedlich sind. Wahrscheinlich weisen die unterschiedlichen Befunde darauf hin, dass der neurobiologische Status bei misshandelten Kindern variabel ist und durch viele verschiedene Faktoren beeinflusst wird, wie z. B. durch das Entwicklungsalter, die Art der Misshandlung, das Alter bei Beginn bzw. der Zeitraum seit Beendigung der Misshandlung und auch der gesamte Zeitraum bei sich wiederholenden Misshandlungen. Ein weiterer Faktor kann eine erfolgreiche Therapie sein.

Unter anderem konnten bei Misshandlungserfahrungen folgende Befunde festgestellt werden:

- Veränderungen in der zirkadianen (ein biologischer Rhythmus von ca. einem Tag) Rhythmik der Cortisolfreisetzung in peripheren Katecholaminspiegeln und in der Herzrate,
- Veränderungen in der Reaktivität der HHNA (Hypothalamus-Hypophysen-Nebennierenrinden-Achse) und des zentralen serotonergen Systems und
- eine beeinträchtigte strukturelle Entwicklung des Corpus Callosum (allerdings ohne Veränderungen am Hippocampus).

Verschiedene Studien bei Frauen, die körperliche Misshandlung oder sexuellen Missbrauch erfahren hatten, konnten laut Heim (2005, S. 67f) folgende Veränderungen aufzeigen:

- im Vergleich zu Kontrollgruppen erhöhte ACTH-Reaktionen (ACTH: Adrenocorticotropin) auf psychosoziale Stresstests (dies noch besonders ausgeprägt bei Frauen, die aktuell unter einer Depression litten),
- eine Sensitivierung der Hypophyse und eine gegenregulatorische Adaption der Nebennierenrinde; bei erneut verstärkt auftretenden Stresssituationen kommt es wahrscheinlich zu einer stark erhöhten zentralen CRH-Aktivierung (CRH: Corticotropin-Releasing-Hor-

mon), die in der Entwicklung depressiver Symptome und einer Abnahme der hypophysären (die Hypophyse betreffend) CRH-Rezeptoren mündet.

Es gibt „... *Hinweise für Veränderungen in peripheren Katecholaminen und im zentralen serotonergen System nach frühen Stresserfahrungen beim Menschen*“ Heim und Nemeroff, (2001, zitiert nach Heim, 2005, S. 68).

Einige Studien weisen durchaus auf ein vermindertes Volumen des Hippocampus bei Erwachsenen mit verschiedenen früheren Stresserfahrungen hin – gemessen über Magnetresonanztomographie (vgl. McNeil, Cantor-Graae & Weinberger, 2000, S. 203) – da jedoch bei misshandelten Kindern kein Volumenverlust vorliegt (siehe oben) wird vermutet, dass „*wiederholt starke Cortisolanstiege über die Zeit den Hippocampus progressiv schädigen*“ (Heim, 2005, S. 68).

2.3.2 Bindungsproblematiken durch die Herausnahme aus der Herkunftsfamilie und durch das Einleben in die Pflegefamilie

In diesem Kapitel soll auf die Bindungsproblematiken eingegangen werden, die durch die Herausnahme aus der Herkunftsfamilie entstehen können, aber auch durch das Einleben in die Pflegefamilie. Im Folgenden wird dazu kurz auf die Ich-Psychologie von Anna Freud eingegangen, deren Angestellter Robertson durch die von ihr instruierten Beobachtungen von Kindern einen gewissen Einfluss auf die Entwicklung der Bindungstheorie hatte, als er dann später für Bowlby arbeitete. Die Bindungstheorie von Bowlby und anderen nimmt einen ausgesprochen wichtigen Aspekt in der gesamten Pflegekind-Forschung ein. Nachfolgend soll – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – auf die wesentlichen Aspekte der Bindungstheorien sowie die speziellen Aspekte der Bindungstheorie in Bezug auf Pflegekinder eingegangen werden.

Prof. Eberhard berichtet, was er bei den verschiedenen Kindern erlebt hat, nachdem sie mit einer Therapie begonnen hatten und welchen Aspekt dabei die Bindungstheorie einnimmt.

„Weil wir eben gemerkt haben, die brauchen Therapie und wir haben das dann auch versucht, mit professionellen Therapeuten, also mit Kindertherapeuten.“ (...)

„Und dann trat das ein, was Sie vorhin schon angedeutet haben, dass also die Kinder davon nicht sehr angetan waren. Und auch die Pflegeeltern, die das erst als Entlastung empfunden haben und dann eben die Erfahrung machten, dass es gar nicht so gut ist. Das Wichtigste kam durch die Bindungstheorie, von der wir merkten, dass die sehr gut ist. Es gab nicht viel Psychologien, die gut

waren. Da war also erstens die von der Psychoanalyse, Anna Freud, mit der Richtung der Ich-Psychologie, die sich bei uns bewährt hat. Dann die Bindungstheorie, die ja aus demselben Stall stammte, nämlich von Bowlby, der ja auch in Konkurrenz und im Streit mit Anna Freud war, aber seine Theorie im selben Institut entwickelt hatte.“ (...)

„Wenn die Kinder Bindungsstörungen haben, dann muss man erstmal Bindung herstellen. Die müssen erst einmal jemanden lieb haben können oder gern haben u.s.w.“

Sigmund Freud hob die Betrachtung des Ichs hervor, welches aufgrund der Notwendigkeit, auf widerstreitende Wünsche, Hoffnungen und Anforderungen der Realität zu antworten in steten Konflikten und Auseinandersetzungen mit dem Es und dem Über-Ich steht. Später ging er mit seiner Aufmerksamkeit primär zu den Funktionen des Ichs über, zu denen z. B. Bewusstsein, Wahrnehmung, Denken, Sprache, Intention, Planung, Abwehrmechanismen, Selbstkontrolle, Frustrations- und Abwehrmechanismen sowie Selbst-Objekt-Differenzierungen und weitere gehören. Des Weiteren gewann die Mutter-Kind-Beziehung immer mehr an Bedeutung (vgl. Kriz, 2007, S. 25).

Seine Tochter Anna Freud führte den Weg der Ich-Psychologie weiter fort. Kern von Anna Freuds Ich-Psychologie sind die kreativen Abwehrmechanismen des kindlichen Ichs gegen die Eindrücke aus der Außenwelt. Diese gruppierte Anna Freud, in Anlehnung an die Vorgaben ihres Vaters, teilweise neu und formulierte sie um. Zum Beispiel hielt sie die kindlichen Abwehrmechanismen auf keinen Fall schon für neurotisch oder pathogen:

Die Entstehung der psychoanalytischen Lehre aus der Neuroseforschung macht es verständlich, dass die analytische Beobachtung vor allem immer auf den inneren Kampf zwischen Trieb und Ich gerichtet war, dessen Folgezustände die neurotischen Symptome sind. Die Arbeit des kindlichen Ichs zur Unlustvermeidung in direkter Gegenwehr gegen die Eindrücke aus der Außenwelt gehört der Normalpsychologie an. Ihre Folgen sind vielleicht schwerwiegend für die Ich- und Charakter-Bildung, aber sie sind nicht pathogen. Wo immer wir diese Ich-Leistung in klinischen analytischen Arbeiten geschildert finden, erscheint sie deshalb nicht als das eigentliche Objekt der Untersuchung, sondern ist immer nur ein Nebenprodukt der Beobachtung. (Freud, 2006, S. 74)

Anna Freud betonte die Analyse des Widerstands und der Abwehrmechanismen, welche im Ich verankert sind. Für sie war stattdessen wichtig, die Aufmerksamkeit gleichmäßig auf alle Instanzen der Psyche zu richten.

Die Bindungstheorie wurde von dem britischen Kinderpsychiater John Bowlby und der kanadischen Psychologin Mary Ainsworth entwickelt und beschreibt das Bedürfnis des Menschen, eine enge und von intensiven Gefühlen geprägte Beziehung zu Mitmenschen aufzubauen. Ihr Gegenstand ist der Aufbau und die Veränderung enger Beziehungen im Laufe des Lebens, dabei wird von dem Modell der Bindung der frühen Mutter-Kind-Beziehung ausgegangen (vgl. Holmes, 1993, S. 82ff).

Ende der 1960er Jahre entwickelten Mary Ainsworth et al. die „Fremde Situation“, ein Setting zur Erforschung kindlicher Bindungsmuster. Dabei gelang es, individuelles kindliches Bindungsverhalten im Sinne von Bowlbys Theorie in einer qualitativen Testsituation beobachtbar zu machen. Vorerst wurden drei Ausprägungen von Bindungstypen festgestellt, welche sich innerhalb der Interaktion mit der Bindungsperson entwickeln können: sichere Bindung (B), unsicher-vermeidend (A) und unsicher-ambivalent (unsicher-widerstehend; C). Später kam die Kategorie unsicher-desorganisiert (D) hinzu; das kindliche desorganisierte Verhalten konnte mit der Unmöglichkeit, Bindungsverhalten aufzubauen, in Verbindung gebracht werden (vgl. ebd., S. 128f):

- 1 **Sichere Bindung („B“)** Diese Kinder zeigen gewöhnlich (aber nicht immer) Kummer, wenn sie getrennt werden. Wenn ihre Mutter wiederkommt, grüßen sie sie, werden getröstet, falls nötig, und spielen dann wieder fasziniert oder zufrieden weiter.
- 2 **Unsicher-vermeidend („A“)** Bei einer Trennung zeigen diese Kinder wenig offensichtliche Zeichen des Kummers und sie ignorieren ihre Mutter bei der Wiedervereinigung, besonders beim zweiten Mal, wenn der Stress wahrscheinlich größer ist. Sie behalten sie im Auge und sind in ihrem Spiel gehemmt.
- 3 **Unsicher-ambivalent (unsicher-widerstehend) („C“)** Sie zeigen großen Kummer bei der Trennung und können bei der Wiedervereinigung nur schwer beruhigt werden. Sie suchen Kontakt, aber leisten Widerstand, indem sie treten, sich abwenden und winden und dargebotenes Spielzeug wegschleudern. Sie wechseln ständig zwischen Zorn auf die Mutter und Anklammern an sie und ihr exploratives Spiel ist gehemmt.
- 4 **Unsicher-desorganisiert („D“)** Diese kleine Gruppe ist vor kurzem herausdifferenziert worden. Die Kinder zeigen eine vielseitige Bandbreite an verwirrtem Verhalten, zu dem ein „Einfrieren“ oder stereotype Bewegungen gehören, wenn sie mit ihrer Mutter wieder vereint werden. (ebd., S. 129)

Trennungen von der Herkunftsfamilie sind immer schwierig. Laut Bowlby (1983) ist der Tod oder die dauerhafte Trennung von einer primären Bezugsperson (in der Regel die leibliche Mutter oder der leibliche Vater) grundsätzlich ein schmerzhaftes Ereignis, das häufig zu lang andauernden Störungen, wie z. B. Angst und Depressionen führen kann.

Bowlby hat auch festgestellt, dass das verlorene Vertrauen in die Bezugsperson entscheidend zur Entwicklung von schwerwiegenden Verhaltensstörungen von Jugendlichen führen kann:

(...) prolonged separation of a child from his mother (or mother-substitute) during the first five years of life stands foremost among the causes of delinquent character development und persistent misbehavior. (Bowlby, 1944, S. 113).

In Bezug auf diese Aussage Bowlbys konnten Robertson und Robertson jedoch feststellen, dass die Folgen vorübergehender oder dauerhafter Trennung eines Kindes von seiner Hauptbezugsperson abhängig von der Qualität der Beziehung zu den Ersatzbezugspersonen waren. Die Kinder, die eine gute Ersatzpflege bekämen, entwickelten sich sowohl im kognitiven als auch im sozio-emotiven Bereich weitgehend normal. Robertson und Robertson (1971, zitiert nach Nowacki, 2007, S. 11).

Dabei sollten jedoch folgende Gedanken Freuds in einem Beileidsbrief an Binswanger, dessen Sohn verstorben war, nicht außer Acht gelassen werden:

Man weiß, dass die akute Trauer nach einem solchen Verlust ablaufen wird, aber man wird ungetröstet bleiben, nie einen Ersatz finden. Alles, was an die Stelle rückt, und wenn es sie auch ganz ausfüllen sollte, bleibt doch etwas anderes. Und eigentlich ist es recht so. Es ist die einzige Art, die Liebe fortzusetzen, die man ja nicht aufgeben will. (Fichtner (Hrsg.), 1993, S. 222f)

Es ist vorstellbar, dass dies auch einem Kind so gehen kann, das mehr oder weniger unfreiwillig von seinen Herkunftseltern getrennt wird.

Ein weiterer, nicht zu vernachlässigender Aspekt ist, dass Kinder, die vom Jugendamt in Obhut genommen und vorerst in eine Kurzzeitpflege gegeben werden bis eine Langzeitpflegestelle gefunden wird, noch ein weiteres Trennungstrauma erfahren, nämlich durch die Trennung von der Familie der Kurzzeitpflege (vgl. Brisch, 2005, S. 27).

Es ist durchaus davon auszugehen, dass es bei den Kindern aufgrund der vielfältigen traumatischen Erfahrungen, die sie erlebt haben, zu einer Entwicklung von Bindungsstörungen kommt, weshalb sich die Entwicklung einer neuen, potenziell heilenden Bindungsbeziehung zu Pflegeeltern (oder Pflegemutter) schwierig gestaltet, da die Kinder bereits mit verschiedenen Bindungsstörungen die neuen Beziehungen aufnehmen (vgl. ebd., S. 26).

So kann z. B. ein Bindungsstörungsmuster sein, dass sich die Kinder völlig indifferent und promiskuitiv auf die neuen Bindungspersonen einlassen, in dem sie freudestrahlend auf diese zugehen, Körperkontakt suchen und sogar Schmusen, später bzw. nach einer anfänglichen ruhigen Phase jedoch mit entsprechender zeitlicher Verzögerung aggressives und dissoziales Verhalten zeigen, auch in Form von Ablehnungsverhalten den Pflegeeltern gegenüber (vgl. ebd., S. 26).

Allerdings wird gerade dieses aggressive, dissoziale Verhalten, wodurch die tiefer liegenden traumatischen Erfahrungen inszeniert werden, und das für die Eltern sehr schwierig und schwer verständlich ist, als Vertrauensbeweis angesehen, durch den das Kind mit seiner indifferenten Bindungsstörung beginnt, sich mit seinen neuen Bezugspersonen in einen Prozess der Bindungsentwicklung zu begeben, der zu einer sicheren Bindung führen kann (vgl. ebd., S. 26f).

Es lässt sich nicht grundsätzlich sagen, dass die traumatischen Erfahrungen in der Kindheit zu psychischen Störungen führen, da viele verschiedene Aspekte, insbesondere die Möglichkeit der Verarbeitung der traumatischen Erfahrungen sowie die Möglichkeit zum Erwerb einer sicheren Bindung genau dieses durchaus verhindern können. Dennoch hat sich rückblickend bei verschiedenen Studien gezeigt, dass bei einigen psychischen Störungen in der Biografie der Betroffenen Verluste von Bindungspersonen – sei es durch Tod oder Trennung – vorlagen. Diese Betroffenen litten z. B. unter Depressionen, Ängsten (z. B. Agoraphobie (Platzangst)) und dem Borderline-Syndrom (vgl. Holmes, 1993, S. 208ff). Oder wie Bowlby in seinem Buch „Das Glück und die Trauer“ berichtet:

Wenn man erst einen Blick dafür gewonnen hat, wird man feststellen, daß viele der Probleme unserer Patienten, zu deren Behandlung wir gerufen werden, wenigstens zum Teil auf eine Trennung oder einen Verlust zurückzuführen sind, die sich entweder in der jüngsten Vergangenheit oder zu irgendeinem früheren Zeitpunkt im Leben ereignet haben. Chronische Angst, periodische Depression, versuchter oder gelungener Selbstmord sind einige der verbreiteteren Arten von Problemen, von denen wir heute wissen, daß sie auf solche Erfahrungen zurückgehen. (1979, S.105)

Dem geneigten Leser, der die Forschungen und Erkenntnisse zur Bindungstheorie vertiefen möchte, sei „John Bowlby und die Bindungstheorie“ von Holmes (1993) empfohlen oder John Bowlby selbst z.B. in dem Band „Bindung“ (1969), „Das Glück und die Trauer“ (1979) und viele weitere.

2.3.3 Die Zusammenarbeit mit der Herkunftsfamilie

Häufig ist der erste Gedanke, wenn man erfahren hat, was ein Kind bei seiner Herkunftsfamilie erlebt hat, dass dieses Kind seinen Eltern nicht wieder ausgesetzt werden sollte, auch nicht unter Beaufsichtigung durch eine neutrale Person. Insbesondere, wenn so eine Besuchsregelung, die leider heute noch häufig über die Gerichte erzwungen wird, die Ängste des Kindes vergrößern, was z. B. dann zutrifft, wenn die leiblichen Eltern ihrem Kind Gewalt angetan haben. Die Besuchskontakte sind unter solchen Umständen nicht hilfreich, da sie dann nicht zum Wohl des Kindes sind und ihm nicht helfen, die eigene Bindungsstörung zu heilen (vgl. Brisch, 2005, S. 30). Dazu berichtet Prof. Eberhard:

„Wir hatten auch immer gleichzeitig Kontakt zu den leiblichen Eltern. Das haben wir auch am Anfang gemacht, aber dann haben wir gesagt, das ist Quatsch, denn entweder laufen die Kontakte zu den Eltern gut, dann hat das Kind eine Riesenhoffnung, dass es doch alles wieder gut wird oder sie laufen schlecht, das ist Retraumatisierung gleich vor Ort. Deshalb haben wir, wie gesagt, zu den Jugendämtern gesagt ‘Wir nehmen nur Kinder auf, wenn wir mindestens ein Jahr‘ – »mindestens« dann aber betonen – nicht wahr? ‘Also mindestens ein Jahr ganz ohne Kontakte zu den Eltern arbeiten können. Was die Eltern dann dazu sagen, das überlassen sie uns. Ich werde die Eltern überzeugen, dass, wenn sie verantwortungsbewusst sind, wir die Eltern als Eltern ernst nehmen werden. Wir werden ihnen auch keine Vorwürfe machen für ihr Verhalten vorher, sondern wir werden sie unterstützen, dass sie auch eine Therapie finden.’ So was alles und wir haben angeboten, dass wir Filme über die Kinder machen. Aber die Eltern sollten sich mindestens ein Jahr ganz raushalten, damit eine neue Bindung entstehen kann, nicht wahr? Das gilt natürlich nicht für die Kurzzeitpflege oder so, sondern eben nur für diese Dauerpflegegeschichten.“ (...)

„Und nun haben die also im Pflegekinderwesen die Idee, dass doch das Wichtigste die Herkunftsfamilie ist, nicht die Pflegefamilie. Sie haben dann das Zweielternsystem dekretiert. Die Herkunftseltern wussten das nicht. Die Pflegeeltern wussten das nicht, aber in der Systemtheorie geht alles. Also wurden von da an auf einmal die Besuchskontakte Pflicht. Die Pflegeeltern sollten also in diesem System die systemtheoretischen Agenten sein, die dann also alles in Ordnung bringen.“ (...)

„Wenn überhaupt, dann muss man sagen, dass es durchaus Familien gibt, wo es sinnvoll ist, aber es gibt eben auch welche, wo es nicht sinnvoll ist. Aber das so allgemein festzulegen. Auf jeden Fall hieß das dann das Ergänzungsfamilienmodell.“

Und das andere musste denn auch einen Namen kriegen. Das hieß dann Ersatzfamilienmodell. Die beiden kämpfen und diese Systemtheorie hat nur ganz wenig Anteil daran, wenn das überhaupt möglich ist. Im Grunde hat sich das längst erledigt. Aber diese Ideologie ist noch in den Ämtern. Trotz dieser Ideologie laufen mindestens 80 % in der Praxis auf Ersatzfamilienmodell mit entweder gar keinem Besuchskontakt oder gebremsten oder auslaufenden Besuchskontakten. Weil sich das einfach nicht – sozusagen in den wenigsten Fällen – bewährt hat.“ (...)

„... es ist ganz verschieden, und es ist eben teilweise sogar so, dass, selbst wenn die Kontakte gut laufen, sich die Herkunftseltern also vernünftig verhalten in dieser Zeit, also eben nicht mit den Kindern Saufen gehen und auch nicht prügeln oder sonst was machen, wie gar sexuell missbrauchen, sondern das alles einigermaßen hinkriegen, was weiß ich, oder z. B. der schlimme Stiefvater längst aus der Familie raus ist und die Pflegemutter zwar schwach aber gutwillig ist oder so, sogar dann kann's immer noch falsch sein, gerade weil die Kinder dann voller Sehnsucht sind, wieder zurück-zukehren, lange bevor es für beide Seiten gut ist, nicht wahr?

Also insofern ist das noch nicht einmal ein Beleg dafür, dass man's machen sollte. Sondern es ist eigentlich mehr eine Zeitfrage. Wenn überhaupt, sollte man wenigstens am Anfang keinen Kontakt haben. Man sollte erst einmal [„eine Beziehung aufbauen“; bestätigender Einschub durch die Autorin im Gespräch] genau, und dann, wenn die Kinder stabil sind und angenommen, und es hat sich zu Hause wirklich ein bisschen was geändert. Die Eltern müssen nicht gesund sein, aber jedenfalls einsichtig und so weiter, nicht? Und wenn z. B. die Mutter unterstützt wird, dann kann man solche Versuche mal machen, aber dann muss man auch wirklich bereit sein, das nur als Erprobung zu verstehen und es nicht durchzusetzen. Aber es ist eben sehr schwierig, wenn die Jugendämter oft anderer Auffassung sind und die Richter erst recht. Letztlich entscheiden ja die Richter darüber. Und die kennen nur Scheidungsfamilien und Verlustfamilien. Und da ist natürlich die Kontaktfrage völlig anders als in diesen Herkunftsfamilien, die wir vor der Nase haben.“

Da es nicht selten vorkommt, dass ein Kind selbst den Wunsch hat die leiblichen Eltern zu sehen und dabei die emotionale, soziale und körperliche Sicherheit gegeben ist, sollten diese Kontakte gefördert werden. Hilfreich wäre, wenn sich die Herkunftseltern z. B. durch eine Psychotherapie positiv verändert haben. Solange durch die Besuchskontakte keine alten bindungsgestörten Verhaltensweisen bei den Kindern reaktiviert werden, können weitere sensibel geplante Besuchskontakte stattfinden – dem Kind wird so die Möglichkeit zu einer neuen Entwicklung der Bindung zu seinen Eltern gegeben (vgl. Brisch, 2005, S. 31).

Allerdings kommt es leider nicht selten zu Abbrüchen der Beziehung durch die Herkunftseltern, häufiger sogar bei Kindern, die bei der Vermittlung in die Pflegefamilie jünger als bei Kindern, die schon älter waren (vgl. Blandow, 2004, S. 134f). Blandow stellte folgendes fest:

Besuchskontakte scheinen durchschnittlich für alle Beteiligten eine mehr oder weniger große Belastung zu sein. Für die Pflegeeltern bedeuten sie, dass Routinen durchbrochen werden; Vorbehalte gegenüber den Geburtseltern werden – soweit vorhanden – mobilisiert und es wird nicht nur befürchtet, sondern häufig auch beobachtet, dass die Kinder leiden. Nach Untersuchungen von Kötter (²1997)³ fühlen sich Pflegeeltern mit laufenden Besuchskontakten jedenfalls belasteter als solche ohne oder mit inzwischen aufgegebenem Kontakt, insbesondere wenn die Pflegeeltern ein ersatzfamiliäres Konzept verfolgen. Dem entsprechen Ergebnisse von Kumer u.a. (1988) und Kienast (1994), denen zufolge Besuchskontakte umso negativer erlebt werden, je negativer bereits die Kontakterwartung bei den Pflegepersonen ist. (ebd., S. 135)

Somit lässt sich feststellen, dass die Zusammenarbeit bzw. die Besuchskontakte mit der Herkunftsfamilie sowohl wichtig als auch belastend sein kann und weitere Krisen die Folge sein können, so keine gute Lösung bzw. Zusammenarbeit gefunden werden kann.

Abschließend sei in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, dass letztlich auch die Möglichkeit einer Rückführung in die Ursprungsfamilie besteht, so die Eltern z. B. erfolgreich eine Therapie abgeschlossen haben. Weitere Krisen sind somit unter Umständen vorprogrammiert, da es dadurch dazu kommen kann, „... dass sich die Pflegeeltern in der Auseinandersetzung mit den Behörden in eine Überidentifikation mit dem Kind geradezu ‘verstricken’ und es zu einem Kampf um das Kind kommt, oder die Pflegeeltern distanzieren sich emotional, um sich nicht so intensiv auf das Pflegekind einzulassen, damit der Trennungsprozess bei einer Rückführung leichter gelingen möge.“ (Brisch, 2005, S. 29).

Aufgrund von bilanzierenden Erfahrungen, die im Jahr 2000 zum 20jährigen Jubiläum des damals noch so genannten Intensivpädagogischen Programms (IPP; heute AGSP) erhoben wurden, konnte bei 40 Jungen bzw. 33 Mädchen, die durch die IPP als Pflegekinder betreut wurden, nur in einem einzigen Fall von einer auf Dauer gelungenen Kooperation mit der Mutter berichtet werden (vgl. Eberhard G. & Eberhard K., 2000, S. 50). Ansonsten bestanden beim größten Teil der Kinder kaum Kontakte zu den Eltern, weil entweder die Väter unbekannt bzw. die Mütter verstorben waren oder weil sie sich wegen Alkohol- oder Drogenabhängigkeit ganz zurückgezogen hatten (vgl. ebd.).

³ Die hochgestellte 2 vor der in Klammern stehenden Jahreszahl 1997 steht für die zweite Auflage dieses Buches in dem Jahr 1997 (Anm. d. Autorin der vorliegenden Arbeit).

2.4 Stigmatisierung durch Therapie (unter Einbezug des Interviews mit Prof. Dr. Eberhard)?

Stigma kommt aus dem Griechischen und steht für „Stich“ oder „Punkt“, es wird verstanden als Kennzeichen, Merkmal oder Wundmal (vgl. Häcker & Stapf (Hrsg.), 2004, S. 912). Durch Stigmatisierung kann Diskriminierung entstehen:

Diskriminierung (= D.), in der Sozialps. ein Verhalten gegen andere Personen, Gruppen oder Nationen, das mit den jeweiligen Normen und Standards einer Gesellschaft nicht zu vereinbaren ist. Von der individuellen Diskriminierung von einzelnen Personen und durch einzelne Personen ist die institutionalisierte D. zu unterscheiden, bei der die D. durch Institutionen (Behörden, Gesetzesgeber etc.) ausgeübt wird. Zu den Diskriminierungspraktiken zählen Boykott, Einschränkung der Bewegungsfreiheit, Vorenthaltung von Grundrechten, Ausschluss von Ämtern, Berufen und Tätigkeiten, Beleidigungen, Segregation, Aggressionen. (ebd., S. 209)

2.4.1 Stigmatisierung durch das Leben im Kinderdorf

Die Kinderdorfkinder erleben häufig Vorurteile durch ihr Umfeld, durch die sie sich durchaus stigmatisiert fühlen, da viele der Meinung sind, dass Kinder, die von Amts wegen ihren Herkunftseltern weggenommen und bei Pflegeeltern untergebracht wurden, schwierig und schlimm sein müssen. Dies führt zu einer besonders intensiven und kritischen Beobachtung von außen. *„Verhaltensweisen, die bei anderen Kindern als normal angesehen oder als Streiche eingeordnet werden, sind bei unseren Kindern Hinweise auf tief greifende Persönlichkeitsstörungen. Weiterhin wird von ihnen geradezu erwartet, dass sie Ärger und Schwierigkeiten machen.“* (Pieper, 2002, S. 210).

2.4.2 Stigmatisierung durch Therapie

Prof. Eberhard berichtet aufgrund der verschiedenen Möglichkeiten, die dazu führen können, dass Kinder eine Therapie ablehnend gegenüberstehen folgendes:

„‘Wenn ich zur Therapie gehe, was soll mein Freund dazu sagen’ oder so was, nicht? Also diese Angst davor ein falsches Image zu haben. Dann die Tatsache, was dort emotional herausgefordert wird, schon dass man dort eine Vertrauensbeziehung herstellt. Das ist den Kindern unheimlich, denn sie haben sich auf Erwachsene einzulassen. Das ist schon ein Kunststück, dass die Pflegeeltern das schaffen. Aber immerhin, dort kriegen die Kinder ja Essen und Trinken und gehen zusammen den Zoo

besuchen, dann gibt's abends noch mal Zärtlichkeiten oder so. Also so schaffen sie das dann sozusagen. Aber dann, dass da ein normal fühlender Mensch plötzlich irgendwie so 'der will von mir was wissen' und so. Diese Anforderungen, die der Therapeut stellen muss, nicht? Oder der spielt also: 'dann muss ich da irgendwas spielen, der hat da so einen Szeno-Kasten und ich muss dann mit den Sachen spielen und reden und dann fragt mich der Therapeut »Warum hast du denn jetzt die Kuh umgeschubst?«'

Und so nicht? Und das ist alles so unreal, nicht? 'Der spinnt doch irgendwie. Das ist wie Spinnerei.' Das ist dann wirklich so eine Abwehrgeschichte.“

Nach wie vor sind in Deutschland nicht nur psychische Störungen diskriminierend, sondern auch eine psychotherapeutische Behandlung. Daraus resultiert nach Wittchen und Jäger, dass psychotherapeutische Behandlung zu wenig in Anspruch genommen wird (Schmidt-Ott & Jäger, 2007, S. 145.):

Nach der klinisch-epidemiologischen Abschätzung der Versorgungssituation psychischer Störungen (Wittchen und Jacobi 2009) werden lediglich 36,4 % aller Menschen mit psychischen Störungen in Deutschland professionell behandelt. (Schmid-Ott & Jäger, 2007, S. 145)

Dabei variiert die Behandlungsquote erheblich. Wie aus Tabelle 4 ersichtlich liegt die Behandlungsquote für die generalisierte Angststörung mit 67,4 % am höchsten und bei den substanzbedingten Störungen mit 29 % am geringsten. Lt. Schmidt-Ott und Jäger fällt generell auf, dass nur „30% der Betroffenen professionelle Hilfe in Anspruch nehmen, dies spricht für eine nach wie vor erhebliche Unter- und Fehlversorgung in diesem Bereich in der EU im Vergleich zu somatischen Störungen.“ (S. 146).

Tabelle 4: Behandlungsquoten bei psychischen Störungen in Deutschland (nach Wittchen & Jacobi, 2002, S. 11)

Diagnose	Behandlungsquote Deutschland gesamt (N = 4.181)
Zumindest eine der in der Tabelle angeführten Diagnosen	36,4 %
Missbrauch/Abhängigkeit von psychotropen Substanzen (mit Ausnahme Nikotinabhängigkeit)	29,0 %
Affektive Störungen (alle affektiven Störungen)	50,1 %
Angststörungen (einschließlich der Zwangsstörungen ohne posttraumatische Belastungsstörung)	43,6 %

Diagnose	Behandlungsquote Deutschland gesamt (N = 4.181)
Panikstörung/Generalisierte Angststörung	67,4 %
Phobische Störungen	41,8 %
Somatoforme Störungen (Somatisierungsstörung, Anhaltende Somatoforme Schmerzstörung)	40,5 %
Andere Störungen (Essstörungen, mögliche psychotische Störungen)	54,2 %

Es wird zwar davon ausgegangen, dass die Ursachen vielfältig sind, doch sprechen viele Fakten dafür, dass, obwohl es die Psychotherapie bzw. die psychosomatische Behandlung bereits seit über 100 Jahren nicht nur in Deutschland gibt, es immer noch gravierende Vorbehalte gegenüber dieser professionellen psychologischen Therapie gibt (Schmid-Ott & Jäger 2007, S.147):

In diesem Zusammenhang ist auch die wiederholte Erfahrung eines erschwerten Versicherungsschutzes von (ehemaligen) Psychotherapie-Patienten von Relevanz: Der Deutsche Bundestag hat deswegen am 19.03.2005 eine Petition dem Bundesministerium für Justiz als Material überwiesen und den Fraktionen des Deutschen Bundestages zur Kenntnis gegeben. In dieser Petition wird die Forderung aufgestellt (Mitgliederrundschreiben der Deutschen Gesellschaft für Psychoanalyse, Psychotherapie, Psychosomatik und Tiefenpsychologie DGPT] 2005), „ ... § 16 des Versicherungsvertragsgesetzes ... dahingehend zu ändern, dass die Auskunftspflicht ehemaliger Psychotherapie-Patienten gegenüber den Versicherungsunternehmen zeitlich (auf den Zeitraum der letzten fünf Jahre) beschränkt wird.“ Diese Petition wurde im Zusammenhang mit konkreten Erfahrungen gestellt, wonach (ehemaligen) Psychotherapie-Patienten kaum ermöglicht wird, durch Berufsunfähigkeitsversicherungen, Risiko-Lebensversicherungen und Private Krankenversicherungen entsprechende existenzielle Risiken abzudecken. (Schmid-Ott & Jäger, 2007, S. 147)

Die Autorin der vorliegenden Arbeit kann dies im Übrigen durch entsprechende eigene Erfahrungen bestätigen.

Schmid-Ott und Jäger stellen in ihrer Arbeit fest, alle „*Behandlungen mit dem „y“^{4]}-Buchstaben mit häufig ungenügender Differenzierung von Psychiatrie, Psychologie, Psychothera-*

⁴ Das „y“ bezieht sich hier auf den Buchstaben „y“ in den Bezeichnungen: Ps^ychiat^yrie, Ps^ych^yologie, Ps^ych^yotherapie und Ps^ych^yosomatik (Anm. d. Autorin der vorliegenden Arbeit).

pie und Psychosomatik (die Neurologie erscheint meist eher akzeptabel) werden in vielen Fällen sowohl von Patienten als auch von Ärzten in diffuser Art und Weise für „unschicklich“ gehalten.“ (Schmid-Ott & Jäger, 2007, S. 148). Und Angermeyer (2000) geht davon aus, dass die gesellschaftliche Bewertung der Psychiatrie stark von dem Bild der Nervenheilstätte und ihrem depressiven Charakter dominiert wird. Angermeyer (2000, zitiert nach Schmid-Ott & Jäger, 2007, S. 148).

In einer Evaluation zu psychosomatischen Heilverfahren von Nübling war einer der sieben Psychotherapiemotivationsfaktoren der Faktor Stigmatisierungsängste. Dieser Faktor *„fasst Items zusammen, die sich um Scham oder Ängste wegen der Behandlung in einer psychosomatischen Klinik drehen. Die Patienten geben an, daß sie die „Psycho“-Behandlung v.a. am Arbeitsplatz, gegenüber Nachbarn etc. am liebsten verschweigen. Hiermit einher geht daneben das Gefühl in der falschen Klinik zu sein bzw. ein Unverständnis gegenüber der Überweisung ...“ (Nübling, 1992, S. 96).*

Es wurde festgestellt, dass eine Zunahme an Stigmatisierungsängsten mit höherer Bildung einherging, wenn es sich um Beamte handelte, es um eine längere Wartezeit vor der Aufnahme ging oder wenn bei den Patienten Diagnosen mit psychogenen Reaktionen bzw. primär somatische Diagnosen gestellt wurden. Es kam zu einer Abnahme von Stigmatisierungsängsten, wenn es eine psychosomatische Vorbehandlung gab, die Patienten „geschickt“ wurden oder wenn eine Neurose als Diagnose gestellt wurde (vgl. Nübling, 1992, S. 221).

2.5 Therapie oder nicht? Auszüge aus dem Interview mit Prof. Dr. Eberhard

Die AGSP beschreibt sich als ein Aktionsforschungsprojekt für psychisch traumatisierte Kinder und Jugendliche in sozialpädagogisch und psychotherapeutisch betreuten Pflegefamilien. Doch die Kinder und Jugendlichen sollen selbst nicht unbedingt eine Psychotherapie erhalten:

„Und wir haben denn also hier Pflegefamilien angeworben und haben denen Kinder vermittelt und die kamen eben aus solchen verwahrlosten Familien, man kann auch sagen traumatisierenden Familien. Also es musste da um Vernachlässigung oder Misshandlung oder sexuellen Missbrauch gehen, oder oft mehreres davon, sie mussten also Schwieriges hinter sich haben, dann konnten sie bei uns ins Projekt.“

Und dann wollten wir also sehen, ob wir ihnen helfen können. Damals hieß es noch 'Intensivpädagogisches Programm', und jetzt heißt es 'Therapeutisches Programm für Pflegekinder'.

Weil wir eben gemerkt haben, die brauchen Therapie und wir haben das dann auch versucht, mit professionellen Therapeuten, also mit Kindertherapeuten.“ (...)

„Und dann trat das ein, was Sie vorhin schon angedeutet haben, dass also die Kinder davon nicht sehr angetan waren. Und auch die Pflegeeltern, die das erst als Entlastung empfunden haben und dann eben die Erfahrung machten, dass es gar nicht so gut ist.“ (...)

„Wenn die Kinder Bindungsstörungen haben, dann muss man erstmal Bindung herstellen. Denn die in ihrer Bindungsfähigkeit reduzierten Kinder können nicht gleichzeitig zu den noch fremden Pflegeeltern und dem noch fremderen Therapeuten nun plötzlich eine Bindung aufbauen, die ja das Therapieziel ist und deswegen haben wir eben auch gesagt: 'Nein, wenn Therapeuten, dann als Unterstützer der Pflegeeltern, sozusagen als Helfer oder Supervisoren, oder Coach', wie immer Sie das nennen wollen. Dann ist es sinnvoll. Aber nicht, dass die sich selbst als Therapeuten verstehen, wie sie es gelernt haben und wie es sonst auch gut ist, ne? Und seitdem heißen unsere Eltern glücklicherweise Heilpädagogen. Sie konnten das auch nutzen, das Wort 'Heil'. Sie haben gesagt, 'Jawohl, es steht in der richtigen Reihenfolge. Die müssen erst geheilt werden, erst Beziehung, dann Erziehung!' Nicht wahr, und oft dauert das Jahre, bis man irgendwie in die Erziehung übergehen kann. Wir haben gesagt: 'Erzieher gibt's genug im Leben der Kinder, die in der Schule und überall, auch gegenseitig, also die Geschwister u.s.w. Also die brauchen mindestens einen Menschen, der in den ersten Monaten und Jahren, je nach dem, wie viel Bindungsstörung vorliegt, völlig auf Erziehung verzichtet, so wie man ja beim Säugling auch verzichtet, weil man weiß, dass das ja nun Quatsch wäre, nicht?' Da muss man erst sozusagen eine gute Beziehung herstellen und dann kann die Mutter auf dieser Basis, also hinterher, auch Normen vermitteln oder eben anfangen zu erziehen oder was weiß ich, nicht wahr?“

Dennoch gibt es speziellen Störungen, wie z.B. Bettnässen, Stottern, Mutismus etc., bei denen eine Therapie unabdinglich ist, diese hier aber auch von den Kindern gut angenommen wird:

„... wenn so Spezialfälle wie Stotterer, Bettnässen, Mutismus und ähnliche Geschichten vorliegen. Dann ziehen wir also Therapeuten zu, machen sie aber darauf aufmerksam, dass sie aufpassen, dass sie, was Bindung angeht, nicht in Konkurrenz geraten dürfen. Also natürlich brauchen sie eine Vertrauensbeziehung, sonst kann man nicht vernünftig arbeiten. Aber eine nicht über die Bindung hinausgehende, nicht im Sinne von Bindung. Sie müssen aufpassen, dass die Pflegeeltern die Hauptpersonen im Leben des Kindes bleiben und für solche Spezialtherapien holen wir uns dann auch Therapeuten. Aber keine allgemeine Therapie. Sagen wir mal, das Kind ist psychosozial gestört und nun bekommt es dafür eine Therapie. Nein, diesen Tick, diese sozialen oder psychosozialen Störungen, dieses keine normalen Beziehungen aufnehmen zu können, so dass das Kind nur eine förmliche Be-

ziehung zu den Pflegeeltern oder zu den Pflegegeschwistern hat und so weiter. Das sind Sachen, die machen die Pflegeeltern selbst!“

Für Prof. Eberhard ist es wichtig, dass die Pflegefamilie selbst unterstützt wird z. B. durch Supervision oder Therapie:

„Die Supervisoren sind Helfer für die Pflegeeltern. Das kann sogar sein, dass die mit den Kindern gar keinen richtigen therapeutischen Kontakt haben. Sie zwar kennen lernen und so, damit dann irgendwie offene Fragen klar werden, aber dass sie eben nicht wirklich mit denen arbeiten, nicht wahr?“

Sondern die Eltern gehen dann zu den Therapeuten und erzählen dann und zwischendurch guckt der mal, macht mal einen Hausbesuch, um ein bisschen zu sehen, wie sich das Kind so verhält und was denn sozusagen von den Pflegeeltern so kommt, fragen auch mal bei uns an u.s.w., was wir denn für Eindrücke haben. Das ist dann unser Part.“

Prof. Eberhard hat in der Zusammenarbeit mit den Pflegemüttern immer wieder erlebt, dass die Kinder nicht so große Schwierigkeiten haben, eine Therapie bei Problematiken wie Bett-nässen, Stottern, etc. einzugehen; geht es jedoch um Schwierigkeiten wie z. B. eine „Ich-Schwäche“, dann wird es problematisch:

„Also, wenn die spezielle Probleme haben zum Beispiel, wenn es um Bett-nässen geht, das sehen die Kinder dann ein. Das ist für die ja auch ein komplexes Problem. Das erleben sie ja selbst als Behinderung und wenn man ihnen das dann klar macht: ‘Da gibt’s Hilfe und das ist so: Du bist kein verrücktes Kind und musst nicht in die Psychiatrie oder so was, nicht? Sondern da gibt’s eben besondere Helfer. Andere Kinder müssen zum Zahnarzt, da tut’s sogar noch weh, aber da wo du hingehst, da tut’s gar nicht weh.’ Und das ist dann kein Problem.“ (...)

„Wenn es eben klar symptombezogen ist, also wenn sie Symptome haben, die sie selbst als lästig erleben, wie bei Einkoten, Bett-nässen, Stottern und solchen Geschichten, dann reagieren sie positiv. Aber wenn es, sagen wir mal, um eine ‘Ich-Schwäche’ geht, dann machen es eben in der Regel die Pflegeeltern mit meiner Supervision oder mit anderen Therapeuten. Dann ist das für die Kinder ja gar keine Therapie, sondern dann ist es eine Therapie von mir zur Pflegemutter oder Pflegevater und/oder von einem Kollegen. Also, das heißt, dass die Kinder inzwischen nur über spezielle Symptome in die Therapiesituation geraten. Und das können sie akzeptieren.“

Auf meine Anmerkung, dass ich in einer Publikation der AGSP von einer Therapie gelesen hätte, die bei einem Kind der Pflegemutter Frau B. durchgeführt worden sei, überlegt er kurz, erinnert dann aber:

... also ich denke der Eine, für den das gelten könnte, der hatte eben ganz massive Aggressionsprobleme.“ (...)

„Und dann hatten wir letztlich wieder den Fall, dass eine spezielle Symptomatik behandelt wurde. Und nicht so was wie eine Ich-Störung, oder Strukturstörung oder so was, nicht? So, das war eben auch eine ganz spezielle Symptomatik. Der verprügelte draußen immer irgendwelche Klassenkameraden oder Kinder. Und er war dadurch auch ein ganz schwieriges Kind.“ (...)

Da Prof. Eberhard mich während des Interviews gebeten hatte hier noch einmal bei seiner Frau Gudrun Eberhard nachzufragen, da er selbst sich nicht mehr genau erinnern könne, habe ich diese Frage mit Gudrun Eberhard besprochen. In dem Gespräch mit Gudrun Eberhard ergab sich, dass es sich bei Patrick S. um eine Ausnahme gehandelt hatte, da aufgrund seiner massiven Störungen eine therapeutische Behandlung zwingend notwendig war. Die Grundstörung war in diesem Fall allerdings nicht mehr behandelbar. Er lernte jedoch in einem gewissen Maße sein Verhalten zu reflektieren und somit auch einen kleinen Teil seines Verhaltens zu regulieren, dennoch war Patrick S. nicht mehr in eine Familie integrierbar – er wurde in einer Einrichtung weiter weg von Berlin untergebracht (um den schädlichen Einflüssen der Stadt entzogen zu sein). Diese Einrichtung war so autonom, dass er dort auch beschult werden konnte. Ein positiver Aspekt ist, dass er zu seinen Pflegeeltern der AGSP immerhin eine so gute Beziehung aufgebaut hatte, dass sie auch heute noch Bestand hat und durch regelmäßige Kontakte gepflegt wird.

Trotz dieser Information möchte ich noch folgende Aussage von Herrn Eberhard vorstellen, da diese letztlich auch allgemeinen Erfahrungen entspricht:

„Und es kann auch sein, dass also zum Beispiel hier dieser Junge, ich glaube der von der Frau B., der hatte dann schließlich auch die Therapie abgelehnt, als es um seine geliebte Aggression ging, nicht wahr! Also sogar bei diesen monosymptomatischen Therapien muss man damit rechnen, dass die Kinder die Therapie ablehnen. Gerade in der Pubertät.“ (...)

„Gerade bei Aggressivität. Da haben dann die anderen den Leidensdruck, nicht der Täter.“

Prof. Eberhard verdeutlicht zudem, dass die Erfahrungen aus der Vergangenheit dafür sprechen, dass es manchmal hilfreich sein kann, wenn die Pflegekinder der AGSP nicht unbedingt bis zur Verselbstständigung in den Pflegefamilien verbleiben, sondern ab der Pubertät – das betrifft in der Regel eher die Jungs – zusätzlich in ein Heim kommen. Allerdings bleiben die

Verbindungen zu den Pflegefamilien bestehen – es bleibt ihre Heimat, hier können sie nach Hause kommen.

„Wir haben früher die Kindern so lange wie möglich behalten – jeder Monat ist gut für das Kind, wenn es also in der Pflegefamilie bleibt. Wir sollten also nicht so schnell aufstecken. Wir haben ja auch ganz ungewöhnliche Kinder, aber die Quote unserer Abbruchkriterien, da liegen wir besonders günstig bei ganz schwierigen Kindern, weil wir eben ganz hinten dran geblieben sind.

Und dann haben wir gemerkt, dass es sogar schon zu spät sein konnte [hier ist gemeint, dass die Kinder manchmal schon zu alt für eine Jugendeinrichtung waren und somit in eine Einzelunterbringung übergeben werden mussten, in der sie dann überfordert waren. Wenn die Kinder früh genug in einer Jugendeinrichtung untergebracht werden können, ist dies meist allein deshalb hilfreich, weil die Kinder hier erleben, dass alle Kinder bzw. Jugendlichen sich an die gleichen Regeln zu halten haben und nicht, wie es dann häufig von den Kindern in den Pflegefamilien empfunden wird, dass sie die einzigen sind für die diese Regeln gelten – Anm. d. Autorin in Abstimmung mit Gudrun Eberhard]. Also wenn die in die Pubertät kommen, gerade Jungs, dann ist es häufig sinnvoll, sie in ein gutes Heim zu geben. Aber die emotionale Heimat bleibt die Pflegefamilie. Das Heim darf also nicht zu weit weg sein. Und dann haben die Pflegeeltern überhaupt keine Erziehungsaufgaben mehr, sondern kommen ihn besuchen und dann gibt's eben Kaffee und Kuchen u.s.w. und die können auch Weihnachten da sein und das hat sich bewährt. Aber das darf man nicht zu spät machen, denn sonst ist alles so zerstritten, dass die nicht mehr zueinander finden können.“ (...)

„Wir haben noch den Vorzug, dass unsere Pflegefamilien fast immer die Großzügigkeit haben den Kindern die Möglichkeit zu geben, dass sie weiterhin in der Familie wohnen können. Sie bleiben also in der Familie, auch wenn's überhaupt kein Geld mehr bringt. Es wird dann sozusagen ehrenamtlich weiter gearbeitet. Und gerade das ist das, was vom Jugendamt verunmöglicht wird, weil die nicht mehr finanzieren. Da gibt's beispielsweise Jugendämter, die die Frechheit haben, den Sozialarbeitern Zettel zu übergeben, dass alle, die 18 Jahre alt sind, die Heime und Pflegefamilien verlassen müssen, nicht wahr? Was also rechtlich ein Unding ist. Ein Kollege von mir, ein Jurist, der hat mehrere Prozesse geführt und gewonnen, denn das darf nicht sein, oder nicht“ (...)

„Das haben wir noch nie geschafft, dass jemand mit 18 soweit ist, dass wir ihn in die Welt geben. Nicht mal unser eigenes Kind, irgendwie, das war mit 18 auch noch nicht soweit.“

Auf meine Frage, ob Prof. Eberhard wüsste, ob ehemalige Pflegekinder der AGSP eine eventuell in der Kindheit stattgefundene Therapie als Erwachsene nachträglich als positiv und hilfreich betrachten könnten, antwortet er verneinend: *„Eher nein als ja. Eher nein als ja!“*.

Im Erwachsenenalter scheint es lt. Prof. Eberhard und seiner Frau Gudrun Eberhard eher eine Ausnahme zu sein, dass manche der ehemaligen Pflegekinder das Bedürfnis ent-

wickeln, eine Therapie zu machen. Dennoch erinnert sich Prof. Eberhard an eine junge Frau, die im Erwachsenenalter eine Therapie gemacht hat:

„Was anderes ist es aber bei denen, die später eingestiegen sind. Also Kinder, die selbst so das Gefühl hatten: ‘ich muss noch was verarbeiten’ u.s.w. Jetzt fällt mir ein, Sabine⁵ hat, so glaube ich, noch eine Therapie gemacht, als sie schon über 20 war. Deren Mutter und Vater waren hoch kriminell. Die Mutter war sogar an einem Mord beteiligt und sitzt immer noch im Gefängnis und Sabine ist auch sehr hart behandelt worden. Und sie hat dann irgendwann gesagt: ‘Mir bleibt gar nichts weiter übrig. Ich muss mal in Psychotherapie.’

Und der ist es sehr gut bekommen. Das war eine Clevere. Sie war sehr intelligent. Sie war sehr pragmatisch.“

Abschließend berichtet Prof. Eberhard noch von einigen positiven Effekten aus der Arbeit der AGSP, die allerdings nicht einen statistisch geprüften Beweis für die Effektivität der Vorgehensweise der AGSP darstellen sollen.

„Wir haben also kaum Leute, die später eine Suchtkarriere machen. Kaum, wir haben nur einen, der im Gefängnis sitzt, und auch nur, weil er sich hat gutmütig bequatschen lassen. Der sitzt wegen Totschlag, er ist also von einem echten Kriminellen dazu überredet worden, einen anderen fertig zu machen. Und sitzt nun dadurch im Gefängnis. Aber sonst haben wir eigentlich erstaunlich gute Erfolge. Also was sonst ja häufig ist nach der Heimerziehung, dass sie durch die Anpassung an das Heim eine Anpassung an die Welt später nicht mehr leisten können. Nicht? Währenddessen lernen sie bei uns die Anpassung ans Familienleben. Und das können sie später besser gebrauchen.“ (...)

„Wir haben ja auch ganz ungewöhnliche Kinder, aber die Quote unserer Abbruchkriterien, da liegen wir besonders günstig bei ganz schwierigen Kindern, weil wir eben ganz hinten dran geblieben sind.“

2.6 Weitere Literatur aus dem Bereich der Pflegekinderforschung

Da in der vorliegenden Arbeit nicht alle Themen der ausgesprochen breiten Auswahl an Literatur zum Pflegekinderwesen dargestellt werden können, soll dem geneigten Leser, der dieses Gebiet vertiefen möchte, nachfolgend ein kurzer Überblick gegeben werden. Dieser Überblick erhebt keinesfalls den Anspruch vollständig zu sein, sondern ist lediglich auf einige wenige ausgewählte Publikationen bezogen:

⁵ Name geändert!

- Blandow, J., (2004). *Pflegekinder und ihre Familien. Geschichte, Situation und Perspektiven des Pflegekinderwesens*. Dieses Buch liefert einen Überblick über die Geschichte des Pflegekinderwesens sowie die gegenwärtige Verfasstheit. Dabei geht es um institutionelle Rahmenbedingungen, die Familienpflege als sozialpädagogische Institution inkl. allgemeiner Evaluationsergebnisse und besondere Pflegeformen (z. B. für entwicklungsbeeinträchtigte Kinder und Jugendliche, Großeltern- bzw. Verwandtenpflege und Teilzeit-Pflegeformen etc.).
- Nienstedt M. und Westermann A., (2007). *Pflegekinder und ihre Entwicklungschancen nach frühen traumatischen Erfahrungen*. Die Publikation ist in drei Teile gegliedert. Der erste Teil behandelt die Misshandlungserfahrungen der Pflegekinder und deren Verarbeitung in neuen Eltern-Kind-Beziehungen. Der zweite Teil befasst sich mit dem Pflege- und Adoptivkind und seiner Beziehung zu den leiblichen Eltern unter Einbezug von Bindung und Bindungsstörungen. Und im dritten Teil geht es um die Entscheidungsfindung, ob Vermittlung in ein Heim oder in eine Familienerziehung sowie Beratung für entstehende Krisen während des Pflegeverhältnisses. Dieses Werk ist eine völlig überarbeitete Neuauflage eines bereits 1989 erschienenen Buches.
- Nowacki, K., (2007). *Aufwachsen in Pflegefamilie oder Heim – Bindungsrepräsentation, psychische Belastung und Persönlichkeit bei jungen Erwachsenen*. Im Theorieteil dieses Buches werden die Grundlagen zur klassischen Bindungstheorie sowie zum Pflegekinderwesen abgehandelt. Die durchgeführte Untersuchung zeigt auf, dass Pflegeeltern die schwierigen heilpädagogischen Aufgaben in der Arbeit mit schwer traumatisierten Kindern in der Regel gut bewältigen und dass die bindungstheoretischen Erkenntnisse sowie die speziellen auf Pflegefamilien gerichteten Hypothesen von Nienstedt und Westermann (s.o.) sich deutlich bewähren.
- Ebel, A., (2008). *Praxisbuch Pflegekind: Informationen und Tipps für Pflegeeltern und Fachkräfte*. Dieses Buch bietet praxisnahe Antworten für all jene, die ein Pflegekind aufgenommen haben oder aufnehmen möchten oder beruflich mit Pflegekindern zu tun haben. Im Wesentlichen ist es ein übersichtlicher Leitfaden, in dem sowohl praktische Beispiele wie auch die neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse zu finden sind und das nicht nur fachkundig und verständlich dargestellt, sondern inhaltlich entsprechend des heutigen Standes der Wissenschaft.

3 DIE FRAGESTELLUNGEN

In der vorliegenden Arbeit soll untersucht werden, welche Einstellung ehemalige Kinderdorkinder (im Folgenden „Ehemalige“ genannt) zu einer Therapie haben.

Da es zu diesem speziellen Thema offensichtlich keine Literatur gibt, mussten eigene Überlegungen angestellt werden, wie diese Untersuchung erfolgen könnte. Hierbei könnte lediglich die Einstellung der Ehemaligen erfragt werden, doch möglicherweise hat das nicht genügend Aussagekraft. Zum Beispiel könnte als Antwort „Therapie ist sicher o.k., aber ich brauche das nicht!“ folgen. Da es aber bei dieser Untersuchung um ehemalige Kinderdorkinder geht, die in der Regel bereits einigen Traumatisierungen, zumindest aber einem Trennungstrauma ausgesetzt waren, wäre es interessant zu erfahren, wieso in einem Fall eine Therapie abgelehnt wird, in einem anderen Fall dagegen angestrebt.

So kam ich zu der Überlegung, dass es sinnvoll wäre, die Biografie der Ehemaligen zu berücksichtigen, da möglicherweise dadurch zum einen die traumatisierenden Erfahrungen deutlich werden, zum anderen aber auch weitere Erfahrungen, die vielleicht Schutzfaktoren waren oder den Kinderdorkindern geholfen haben, das Erlebte zu bewältigen.

Falls es bereits eine Therapie in der Vergangenheit der Gesprächspartner gab, soll berücksichtigt werden, wie diese empfunden wurde.

Auf Basis der biografischen Daten sollen folgende Fragestellungen in der vorliegenden Arbeit Berücksichtigung finden:

- Was halten Ehemalige, die offensichtlich traumatisierende Erlebnisse in ihrer frühesten Kindheit und gegebenenfalls auch noch später gehabt haben, von einer Psychotherapie?
- Warum lehnen manche Ehemalige jedwede Form von Therapie ab?
- Glauben Ehemalige, die entweder bereits eine oder mehrere Therapien abgeschlossen haben oder sich gerade in einer befinden, dass sie ihnen geholfen hat? Wenn ja, in welcher Form?

Gegebenenfalls könnte noch eine Nebenfrage sein, wie die Ehemaligen es empfinden, wenn Freunde oder Geschwister von ihnen eine Therapie machen.

4. DIE FORSCHUNGSMETHODE

4.1 Auswahl der Methode

Bei der Planung zur vorliegenden Arbeit war relativ schnell klar, dass ich qualitativ vorgehen wollte. Da ich mich durch meine Arbeit im Kinderdorf dem Thema und vor allem meinen Gesprächspartnern sehr verbunden fühlte, wollte ich ihnen Gelegenheit geben, sich Zeit zu lassen und den für sich notwendigen Raum zu entfalten, um ihre „Geschichte“ erzählen zu können.

Ich wollte keine Methode, die beengt oder mit geschlossenen Fragen arbeitet, sondern in der meine Gesprächspartner frei explorieren konnten. Aus diesem Grund habe ich mich für die Methode des „Persönlichen Gesprächs“ nach Inghard Langer (2000) entschieden.

4.1.1 Das Persönliche Gespräch als Weg in der psychologischen Forschung

Langer (2000) entwickelte das „Persönliche Gespräch“ vor dem Hintergrund der humanistischen Psychologie Carl Rogers', so dass ein Wissen voneinander geschaffen werden kann. Wichtig ist dabei folgendes:

Im Vordergrund der Ergebnisdarstellung steht hierbei das Kennenlernen persönlicher Lebenswege und Umgangsformen im Zusammenhang mit zentralen Lebensfragen. Es geht dabei überhaupt nicht darum, was wissenschaftlich als 'richtig' oder 'falsch' anzusehen ist, sondern um die Vielfalt von Handlungs-, Erlebens-, Gefühls-, Bewertungs- und Gestaltungsmöglichkeiten. Die Leserinnen und Leser einer solchen Zusammenstellung von Ergebnissen lernen verschiedene Betrachtungsmöglichkeiten und persönliche Wahrheiten kennen. (Langer, 2000, S. 15)

In allgemeinen Gesprächen erzählen die verschiedenen Gesprächspartner in etwa gleich stark von und über sich. Im Unterschied dazu nimmt sich bei dieser Forschungsmethode der Forscher zurück und der Gesprächspartner erhält den größeren Raum. Meine Aufgabe als Forscherin ist es, meine Gesprächspartner in ihren Erzählungen und eventuell aufkommenden Emotionen zu begleiten, wach und präsent zu sein und dabei einführend mit ihnen im Kontakt zu bleiben. Meine eigenen Empfindungen dürfen zwar im Rahmen einer verstehenden

Resonanz offenbart werden, auch ein Nachfragen ist möglich, doch habe ich darauf zu achten, dass der Erzählstrom bei meinen Gesprächspartnern bleibt.

Dabei ist es vor allem meine Aufgabe, meine eigenen Vorannahmen, Konzepte und Bewertungen zu den verschiedenen Themen beiseite zu legen und mich auf die Welt meines Gegenübers einzulassen und zwar nicht als distanzierte Beobachterin, sondern im Kontakt und bereit für eine persönliche Begegnung mit meinen Gesprächspartnern.

Nach Carl Rogers sind die Aspekte Empathie, unbedingte Akzeptanz und Wertschätzung gegenüber unseren Gesprächspartnern, ebenso wie die eigene Echtheit, womit ein authentisches Auftreten gemeint ist, die Voraussetzung für die Schaffung eines Klimas, das Wachstum fördern kann (Langer, 2000, S. 25).

Ein für mich abschließend noch sehr wesentlicher Aspekt ist die Autorisierung der Gespräche und der Verdichtungsprotokolle:

Auf diese Weise wird mit der Überprüfung und Zustimmung durch die Person, die uns ihre innere Welt mitgeteilt hat, die Gesprächsdokumentation als wissenschaftlich erarbeiteter Beleg zu einem bestimmten Thema abgeschlossen. (ebd., S. 71)

Alle acht von mir geführten Gespräche wurden den entsprechenden Gesprächspartnern in der vollständigen Transkription und als Verdichtungsprotokoll vorgelegt. Bis auf einen Gesprächspartner haben alle anderen ihre Gesprächsinhalte autorisiert und freigegeben. Da das „Persönliche Gespräch“ auf Basis der humanistischen Psychologie entstanden ist, habe ich mit wertschätzendem Verständnis das nachträgliche Zurückziehen eines der Gespräche akzeptiert und respektiert.

Zusätzlich wurden alle Gespräche vollständig anonymisiert; Orte und Namen wurden so verfremdet, dass kein Erkennen möglich ist.

4.2 Stichprobenbeschreibung

Für die Gespräche habe ich sieben Ehemalige aus einem Kinderdorf rekrutiert. Zu allen Gesprächspartnern besteht ein persönliches Verhältnis – teilweise habe ich während meiner Tätigkeit im Kinderdorf als Familienhelferin in ihren Kinderdorffamilien gearbeitet, teilweise kannten sie mich als Betreuerin in ihren Ferienlagern oder durch Veranstaltungen im

Kinderdorf. Mit drei Gesprächspartnern besteht bis heute noch ein unregelmäßiger, mit den anderen vier ein sehr intensiver Kontakt.

Die Altersstruktur meiner Gesprächspartner ist relativ homogen, da sie sich zum Zeitpunkt des Gespräches alle im Alter von beinahe bzw. Anfang Zwanzig befinden. Die jüngste Person ist 19 Jahre, die älteste 23 Jahre alt. Es waren fünf männliche und zwei weibliche Gesprächspartner. Sie leben inzwischen alle außerhalb des Kinderdorfes. Vier befinden sich noch in der Ausbildung (teilweise bereits in der zweiten), drei haben ihre Ausbildung bereits abgeschlossen und sind nun in ihrem Beruf tätig oder Hausfrau und Mutter.

Stichprobe			
Name	Geschlecht	Alter zum Zeitpunkt des Gespräches	Beruf oder Ausbildungsstand
Bernd	männlich	22 Jahre	in Ausbildung
Claus	männlich	23 Jahre	in Ausbildung
Jessica	weiblich	23 Jahre	Ausbildung abgeschlossen, zurzeit Hausfrau und Mutter
Julia	weiblich	21 Jahre	Ausbildung abgeschlossen, halbtags berufstätig sowie Mutter
Titus	männlich	21 Jahre	in Ausbildung
Martin	männlich	22 Jahre	Ausbildung abgeschlossen, in dem Berufs berufstätig
Lars	männlich	19 Jahre	in Ausbildung

4.3 Beschreibung des Vorgehens bei der Auswertung

Im ersten Schritt wurden alle Gespräche mit digitalen Aufnahmegeräten aufgenommen – sicherheitshalber mit je zwei Geräten – und anschließend transkribiert. Leider sind bei einem Gespräch beide Geräte zum Ende des Gespräches ausgefallen (Titus), da aber die für die vorliegende Arbeit relevanten Gesprächsinhalte weitestgehend enthalten waren, habe ich mich entschieden, das Gespräch dennoch mit aufzunehmen und auszuwerten.

Im zweiten Schritt wurden die Gespräche bereinigt. „Ähs“, „ähms“ und ähnliche Fülllaute wurden eliminiert, ebenso wie Wortdopplungen, außer in den Fällen, in denen die Wortdopplungen deutlich zum Ausdruck bringen, was für Emotionen diese Erinnerungen bei den Gesprächspartnern auslösten. Mitunter gab es angefangene Sätze mit nur zwei begin-

nenden Wörtern, die nicht vollendet wurden und auch sonst keinen Sinn ergaben (manchmal durch eine vertiefende Frage von mir unterbrochen), so dass diese auch meist gelöscht wurden, um die Verständlichkeit nicht zu erschweren. Ansonsten wurde nichts an den Aussagen verändert, um die Authentizität und die Individualität der Gesprächspartner zu wahren.

Entsprechend der Methode des „Persönlichen Gesprächs“ nach Langer (2000) ist es wichtig, die verschiedenen Gespräche als einzelne Untersuchungseinheit zu betrachten. Für die daraus folgende Verdichtung wurden alle Gespräche gründlich von mir gelesen. Anhand von Textmarkern markierte ich mir wichtig erscheinende Aussagen. Mit Post-its, auf die ich erste Ideen zu Themengebieten geschrieben hatte, wurden die von mir markierten Aussagen gekennzeichnet und so eine erste grobe Themeneinteilung vorgenommen.

In einem nächsten Schritt habe ich die Themengebiete genauer aufgeteilt und begonnen, diese mit den Aussagen meiner Gesprächspartner zu füllen; den Themengebieten untergeordnet habe ich besonders wichtige bzw. aussagekräftige Darlegungen als Unterüberschrift übernommen.

Meine eigenen Fragen, die sich vertiefend auf den aktuellen Gesprächsinhalt oder auf die vorliegende Arbeit bezogen, wurden nicht in die Verdichtungen mit aufgenommen. Lediglich, wenn Aussagen meiner Gesprächspartner nicht für sich allein sprechen konnten, habe ich entsprechend kurze Hinweise über den jeweiligen Gesprächszusammenhang gegeben.

Ich möchte an dieser Stelle noch einmal gesondert herausstellen, dass ich in die Verdichtungsprotokolle bewusst nicht nur die Aspekte rein genommen habe, die das Thema der vorliegenden Arbeit betreffen, sondern insbesondere auch die biografischen Aspekte, da ich diese für ausgesprochen wichtig halte, um erstens den Lesern zu ermöglichen, meine Gesprächspartner in einer größtmöglichen Gesamtheit kennen zu lernen und zweitens, um die verschiedenen erlebten Traumatisierungen und im Gegensatz dazu auch die positiven Erlebnisse zu erfahren. Dies kann eventuell am ehestens helfen ein Gefühl dafür zu entwickeln, warum einige Gesprächspartner trotz traumatisierender Erfahrungen gegebenenfalls eine Therapie ablehnen oder aber gerade anstreben.

Auf eine Interpretation der Gespräche wurde in den Verdichtungen verzichtet. Erst in einem weiteren Schritt wurden in Kapitel 6 „Auswertung der sieben Gespräche“ die wesentlichen Aussagen zur Fragestellung der vorliegenden Arbeit „Ehemalige Kinderdorkinder und ihre Einstellung zur Therapie“ in Anlehnung an die qualitative Inhaltsanalyse von Mayring (2008) zusammengefasst und kategorisiert. Hierzu wurden alle Aussagen, die sich in den Verdich-

tungsprotokollen im weitesten Sinne zum Thema Therapie finden ließen, tabellarisch aufgelistet und durch Angabe der Personen, die die Aussagen getroffen hatten, belegt. In einem weiteren Schritt wurden Kategorien gebildet, den die dazu passenden Aussagen zugeordnet wurden.

In Kapitel 7 „Diskussion und Interpretation der Ergebnisse“ werden die einzelnen Kategorien diskutiert und interpretiert.

Abschließend erfolgt eine finale Diskussion in Hinblick auf die verwendete Methodik, die Repräsentativität und die praktische Relevanz der vorliegenden Arbeit. Zusätzlich werden – zumindest kurz – noch zwei Nebenthemen aufgrund ihrer Nähe zum Thema der vorliegenden Arbeit angesprochen.

5. DIE VERDICHTUNGSPROTOKOLLE

5.1 Das Vorgehen

5.1.1 Das einleitende Vorgehen und das Setting für die Interviews

Bereits bei der Anwerbung wurden alle meine Gesprächspartner darüber informiert, dass ich in den Gesprächen gern etwas über ihr bisheriges Leben erfahren wollte, z.B., wie sie aufgewachsen sind, ob sie sich noch erinnern, wie und wann sie ins Kinderdorf gekommen sind bzw. wo sie aktuell stehen. Und dass es mich außerdem interessieren würde, wie sie eine bereits stattgefundene Therapie empfunden haben oder, so es bislang keine Therapie gegeben hatte, ob sie sich eine gewünscht hätten bzw. ob sie zurzeit eine Therapie machen würden oder in naher Zukunft anstrebten. Bei den Gesprächsterminen habe ich diese Inhalte vor Beginn der jeweiligen Aufnahme noch einmal wiederholt.

Die Gespräche fanden alle in meiner Wohnung an Wochenenden am Nachmittag statt. Es gab kalte Getränke, Tee, Obst und Kuchen und wir haben es uns in meinem Wohnzimmer gemütlich gemacht. Für einen guten Ausklang habe ich mit allen Gesprächspartnern im Anschluss an die Gespräche zusammen gekocht und zu Abend gegessen. In einem Fall ist die Freundin meines Gesprächspartners zum Abendessen dazu gekommen.

Nach der Begrüßung, der Versorgung durch Tee oder andere Getränke und ein bisschen Smalltalk wurden die Gespräche mit dem Einschalten des Aufnahmegerätes begonnen.

5.1.2 Die Lesart der Verdichtungsprotokolle

Zu Beginn der Protokolle wird ein kurzer Überblick zur Person gegeben und wie ich selbst die Gesprächsatmosphäre und das Gespräch empfunden habe. Diese sind in normaler Schrift und nicht kursiv dargestellt. Danach folgt das eigentliche Verdichtungsprotokoll.

Die einzelnen Themenbereiche, in die die Verdichtungsprotokolle untergliedert sind, werden als Überschriften fett und unterstrichen dargestellt.

Der größte Teil der Unterüberschriften sind direkte Zitate meiner Gesprächspartner. Diese wurden in Anführungszeichen, fett und kursiv, ohne Leerzeile direkt über die zugehörigen Abschnitte gesetzt. Unterüberschriften, die nur fett, nicht kursiv und auch nicht in Anführungszeichen gesetzt sind, sind eigene, von mir gewählte Überschriften.

Notwendige Erläuterungen oder Hinweise wurden in nicht kursiver Schrift über die Aussagen gestellt. Die gesamten persönlichen Aussagen meiner Gesprächspartner werden kursiv und mit Anführungszeichen versehen dargestellt.

Aus Gründen der Identitätswahrung wurden sämtliche Personen- und Ortsnamen verfälscht. Um die Authentizität und die Individualität der Gesprächspartner zu wahren und um dem Leser ein besseres Bild von dem Menschen zu vermitteln, wurden ihre Aussagen bis auf folgende Korrekturen nicht verändert: „Ähs“, „ähms“ und ähnliche Fülllaute wurden eliminiert, ebenso wie Wortdopplungen, außer in den Fällen, in denen die Wortdopplungen deutlich zum Ausdruck bringen, was für Emotionen diese Erinnerungen bei den Gesprächspartnern auslösten. Mitunter gab es angefangene Sätze mit nur zwei beginnenden Wörtern, die nicht vollendet wurden und auch sonst keinen Sinn ergaben (manchmal durch eine vertiefende Frage von mir unterbrochen), so dass diese auch meist gelöscht wurden, um keine Verwirrung auszulösen. Nur in den Fällen, in denen möglicherweise dem Leser nicht deutlich wird, was gemeint ist, wurde eine entsprechende Erklärung oder Anmerkung in eckigen Klammern dazu geschrieben. Durch diese Vorgehensweise kann es zwar zu grammatikalischen Fehlern kommen, aber es war mir wichtig, die Gespräche so authentisch wie möglich zu belassen.

Da seit den verschiedenen Gesprächen zum großen Teil über zwei Jahre vergangen sind, war mir wichtig zu erfahren, was sich vielleicht in der Zwischenzeit verändert hat und ob angestrebte Pläne inzwischen begonnen oder sogar bereits verwirklicht werden konnten. Die Ergebnisse meiner Befragungen, die ebenfalls nachträglich von meinen Gesprächspartnern autorisiert wurden, sind jeweils am Ende der Verdichtungsprotokolle zu finden.

Abschließend noch folgende Hinweise: Drei kleine Punkte ohne Klammern „...“ bedeuten, dass es während des Gesprächs eine kleine Pause von einigen Sekunden gab. Drei kleine Punkte in Klammern „(...)“ bedeuten, dass hier noch andere Gesprächsinhalte folgen, die jedoch für das ausgewählte Thema keine Relevanz besitzen und somit ausgelassen wurden, um den Umfang der vorliegenden Arbeit nicht zu sprengen. Ebenso bedeuten drei kleine Punkte „...“ ohne Klammern am Anfang eines Zitats, dass der Satz hier zwar nicht beginnt, jedoch der vordere Inhalt irrelevant für das gewählte Thema ist.

Die vollständigen, transkribierten Interviews meiner sieben Gesprächspartner stehen dem interessierten Leser als PDF auf einer CD-ROM zur Verfügung, die auf der dritten Umschlagseite befestigt ist.

5.2 Die einzelnen Verdichtungsprotokolle

5.2.1 Bernd

Bernd und ich treffen uns am 28. April 2007 – zum Zeitpunkt unseres Gespräches ist er 22 Jahre alt.

Die ersten zwei Jahre seines Lebens hat er bei seinen Eltern verbracht; er hat eine deutsche Mutter und einen indischen Vater. Genau weiß Bernd nicht mehr, warum er im Alter von zwei Jahren mit seinen beiden Geschwistern von seinen Eltern weg musste. Er kann sich nur aus Erzählungen erinnern, dass seine Eltern wohl ihrer Fürsorgepflicht nicht nachgekommen sind, dass er und seine Geschwister manchmal elternlos in der Wohnung waren bzw. sich keiner um sie gekümmert hat.

Bernd ist dann mit seinen Geschwistern in ein Heim in der Nähe seines Elternhauses gekommen; als er ca. fünf Jahre alt war, erfolgte der Wechsel in ein Kinderdorf.

Aufgrund einer Krankheit musste sich Bernd in seinem fünften Lebensjahr einer Augenoperation unterziehen. Daraufhin bekam er seine erste Brille – seine Sehfähigkeit hat sich dann bis zum Alter von zehn Jahren immer weiter verschlechtert, seitdem liegt sie unverändert laut eines Arztes bei ca. 5% auf einem Auge, auf dem anderen Auge ist er blind.

Bernd war auf den Wechsel in das Kinderdorf nicht vorbereitet worden; es wurde ihm erst einen Tag vor der Krankenhausentlassung mitgeteilt. Nach dem Krankenhausaufenthalt war er nur noch einen Tag im Kinderheim um zu packen und dann wurde er am nächsten Tag direkt in das Kinderdorf nach Norddeutschland gebracht. Erst hier hat er dann seine künftige Kinderdorfmutter kennen gelernt, seine Geschwister hatten diese bereits vorher kennen lernen können, als er noch im Krankenhaus war.

Bernd ist mit seinen beiden leiblichen Geschwistern sowie drei weiteren Kindern, ebenfalls eine Geschwistergruppe, im Kinderdorf aufgewachsen. Mit zwanzig Jahren hat er sich seine erste eigene Wohnung auf dem freien Wohnungsmarkt gesucht.

Bernd hat einen Fachabiturabschluss über die höhere Handelsschule absolviert. Nach einem halbjährigen Praktikum ist er nun dabei, einen Ausbildungsplatz zu suchen – er möchte gern Kaufmann für Dialogmarketing werden, da er sich einen Beruf wünscht, indem eine wesentliche Tätigkeit das Telefonieren ist.

Unser Gespräch war sehr angenehm – Bernd hatte sich innerlich bereits gut darauf vorbereitet und erzählte ruhig und entspannt seine Geschichte. Obwohl ich mehr als geplant dazwischen gefragt habe, ließ er sich glücklicherweise nicht von mir aus der Ruhe bringen.

Übergang ins Heim

„... dann bin ich, soweit ich weiß mit drei Jahren in ein Kinderheim gekommen“

„... also die Zeit, die ersten zwei Jahre, die hab' ich ja bei meinen Eltern verbracht, daran erinnere ich mich gar nicht, weil ich halt so jung war. Und dann bin ich, soweit ich weiß, mit drei Jahren in ein Kinderheim gekommen in Osnabrück, also ziemlich in der Nähe von meinem Elternhaus. Da hab' ich, soweit ich weiß, drei Jahre gewohnt, bis zu meinem fünften Lebensjahr.“

Übergang ins Kinderdorf

„... ich war darauf gar nicht so genau drauf vorbereitet“

„Ja, das waren halt drei Jahre und dann bin ich sozusagen – für mich war das sehr spontan, als ich ins Kinderdorf gekommen bin – und ich war darauf gar nicht so genau drauf vorbereitet – weil ich selbst nicht so gut sehen kann – und mit meinem fünften Lebensjahr, soweit ich weiß, meine erste Augen-OP hatte ... Ja, und dann wurde es mir im Krankenhaus erzählt, einen Tag nachdem ich äh, einen Tag bevor ich, einen Tag, bevor ich entlassen werden sollte, dass ich halt, in zwei Tagen woanders hinziehen würde. Als ich dann ins Kinderheim gekommen bin, wurden meine Sachen gepackt und am nächsten Tag, sind wir dann halt nach, ins Kinderdorf gefahren, nach Neustadt.“

Auf meine Nachfrage, ob er die Chance hatte, vorher seine künftige Kinderdorfmutter kennen zu lernen, berichtet Bernd:

„Nee, da war ich sozusagen der einzige von uns Dreien, weil die anderen beiden, meine Geschwister, die haben sie sozusagen schon einige Male vorher, in der Zeit wo ich im Krankenhaus war, gesehen und mit ihr reden dürfen. Und soweit ich gehört hab, wusste meine Mutter vorher gar nicht, dass es 'nen drittes, dass es ein drittes Kind gibt und hat es über Zufall dann irgendwie auch erfahren, dass es mich gibt. ... Ja, und, so war das.“

„... hab' ich mich hinter der letzten Sitzbank versteckt“

Da ich mir vorstellen kann, dass es für ein Kind mit fünf Jahren sehr erschreckend sein kann für eine Operation in ein Krankenhaus zu kommen und dann noch zusätzlich die Veränderung durch den Umzug ins Kinderdorf auf ihn zukam, bitte ich ihn, mir zu berichten, wie es ihm dabei ergangen ist:

„Das mit dem Krankenhaus war für mich eigentlich gar nicht so das Schlimmste, ich bin da rein gekommen, ich hatte einen Freund aus dem Kindergarten, der ist mit seiner Mutter vorbei gekommen, soweit ich weiß, haben uns zwischendurch Geschenke gemacht, dann haben wir gegenseitig miteinander geredet, daran erinnere ich mich noch. Ich war auch, zwischendurch, hab' so verschiedene

Voruntersuchungen, soweit ich weiß, ich war, wie gesagt noch ziemlich jung. Und ja, dann als ich ins Kinderdorf gekommen bin, die Hinfahrt und so, ich denk, das war alles so'n komisches Gefühl im Bauch. Und als ich dann im Kinderdorf angekommen bin, an dem Tag, daran erinnere ich mich noch, sind wir kurz rum gegangen, haben uns unterhalten. Das war ja auch der erste Moment, wo ich meine Kinderdorfmutter kennen lernen durfte und dann wollte ich, nachdem die Erzieher aus dem Kinderdorf wieder nach Osnabrück – es ist ja eine ziemlich große Strecke – fahren wollten, hab' ich mich hinter der letzten Sitzbank versteckt, es war ein PKW-Auto, und wollte gar nicht mehr raus, weil es ja für mich ja, halt so neu war – ich wurd', wie gesagt, nicht darauf vorbereitet.“

Bernd war ziemlich wütend und wusste nicht wohin damit

„Soweit ich weiß, hab' ich mich oft gestritten mit meinen Geschwistern, wir haben uns oft gestritten, wie gesagt. Ja, und ich war, soweit ich gehört hab, auch ziemlich wütend über viele Dinge und ich denk mal, das könnte auch darauf zu schließen sein, dass ich so wenig informiert wurde, bisschen wütend war und nicht wusste wohin damit.“

Die Bedeutung einer Bezugsperson in Bernds Leben

„... man hatte keine direkte Bezugsperson“

„Ja, also wie gesagt, drei Jahre hab' ich in einem Kinderheim gewohnt. Da gabs dann halt verschiedene Erzieher, täglich kam jemand anderes. Abends gab's dann eine Person, die jeweils eingehütet hat, geguckt hat, dass alles in Ordnung ist. Das heißt, man hatte keine direkte Bezugsperson.“

Der Unterschied zwischen den Bezugspersonen im Heim und denen im Kinderdorf

... weil ich eine Bezugsperson hatte, und sie, ja, wie eine Mutter für mich war“

„Ich hab' mein Leben gelebt, sag ich mal. Hab' das und das erlebt – und jetzt im Nachhinein, nachdem ich dann nach fünfzehn Jahren aus dem Kinderdorf ausgezogen bin – in eine eigene Wohnung in Anführungsstrichen – denke ich, dass die Zeit soweit schon ganz gut war, besser, als wenn ich jetzt im Kinderheim weiter gelebt hätte, weil ich eine Bezugsperson hatte, und sie, ja, wie eine Mutter für mich war, würd' ich schon sagen. Ja, ich denk mal, das ist für mich schon besser gewesen als Kinderheim.“

Die Beziehung zur Kinderdorfmutter

„Als ich bei ihr gelebt hab, war ich der Sohn und sie die Mutter“

„Als ich bei ihr gelebt hab, war ich der Sohn und sie die Mutter. Da gab's auch Regeln, die eingehalten werden mussten. Jetzt bin ich nicht mehr bei ihr, jetzt ist, bin ich zwar noch immer ihr Sohn, und so seh' ich mich auch, nur die Beziehung, also, die ändert sich, man ist nicht mehr so, man kann über andere Dinge reden, man ist nicht mehr so der Sohn, der dann irgendwie, was weiß ich, abends um zehn im Haus sein muss – in Anführungsstrichen – man hat sein eigenes Leben und man würde nicht mehr in einem, steht nicht mehr unter der, man lebt nicht mehr mit der Mutter zusammen und muss auch nicht mehr, sich als – wie sagt man – man ist freier. Man hat sein eigenes Leben, man hat eigene Sachen, die man machen muss, eigene Verantwortung.“

Auf meine Nachfrage, ob er glaubt, dass es anders wäre oder sich anders anfühlen würde, wenn seine Kinderdorfmutter seine richtige Mutter gewesen wäre antwortet Bernd:

„Also, ich weiß ja nicht, wie es ist eine richtige Mutter zu haben, aber ich würd' sagen, dass sie für mich, wie eine richtige Mutter war. So fühle ich das“ (...)

„So hab' ich das gefühlt und so fühl ich das auch noch immer. Ja, das ist so!“

Bernd hatte eine „Mutter“, die viel für ihn gemacht und sich auch für ihn eingesetzt hat

„Wie gesagt, als ich bei ihr gelebt hab, war es so, da hatte ich eine Person, sie, meine Mutter, die viele Sachen für mich erledigt hat, sich auch für mich eingesetzt hat, soweit ich weiß, das hab' ich früher gar nicht so gesehen, wie sie zusammen mit andern versucht hat, viel für mich – weil ich halt schlecht sehen kann – zu regeln, zu erreichen, um mein Leben halt so leicht wie möglich zu machen. Das hab' ich damals gar nicht so mit gekriegt. Weil ich, wie gesagt, damit nichts zu tun hatte, also die ganzen organisatorischen Sachen, da wurd' halt viel gemacht.“

Verselbstständigung

„Es wär' vielleicht schön, noch jemanden zu haben!“

„Da muss ich halt selbst jetzt viel machen, selbst gucken, was ich brauch, was ich will. Ja, da denke ich manchmal so, wenn, es wär' schön“ (...)

„es wär' vielleicht schön, noch jemanden zu haben; aber ich denk so, wo ich jetzt selbst was mach, seh' ich auch, dass ich viel mehr kann, als ich dachte, und das finde ich schon ganz toll, zu erfahren, was ich kann und was ich nicht kann. Ich versuch auch immer neue Sachen, um zu sehen, was ich halt noch kann oder nicht kann und sonst hole mir dann auch Hilfe, doch, also ...“

Die leiblichen Eltern

„... zu meinem Vater hab' ich – würd ich jetzt sagen – das gleiche Verhältnis wie zu meiner Kinderdorfmutter“

„... zu meinem Vater hab' ich – würd ich jetzt sagen – das gleiche Verhältnis wie zu meiner Kinderdorfmutter, jetzt, weil ich, wie gesagt, auch weiß, wie er, wir ham nicht zusammen gelebt, aber trotzdem wissen wir, dass mein Vater – er weiß, ich bin sein Sohn – wir reden auch über Sachen und ich war jetzt, wie gesagt, letztes Jahr ein Monat bei ihm war, bei ihm, das war die längste Zeit meines Lebens, an die ich mich erinnern kann, die ich mit ihm zusammen war und da waren wir auch, ham normal geredet, ham erkannt, dass wir einige Gemeinsamkeiten haben und ganz normal geredet und haben uns auch gar nicht irgendwie unter Druck gesetzt. So ja, was sollen wir jetzt sagen, weil wir kannten, wir kennen uns ja, kannten uns schon, vorher“ (...)

„Also es sind seit dem ich fünf war, am Anfang haben wir uns immer getroffen, da gab's auch immer Familienausflüge ...“

Ich hatte in meiner Zeit als Familienhelferin unter anderem direkt in der Familie von Bernd gearbeitet und konnte mich an keine Kontakte oder Treffen mit dem Vater erinnern, deshalb frage ich nach, wie häufig diese Kontakte waren:

„Das war – nee, das weiß ich nicht, weiß wir ham wir uns so zwischendurch, zwischendurch getroffen. Ich erinnere mich nicht daran, wie oft, in welchen Abständen.“ (...)

„Er lebte zwei Stunden Zugfahrt entfernt ... von Lübeck. Das heißt, wir haben ihn zwar zwischendurch besucht, ich und meine Schwester, mein Bruder zwischendurch, das Ding ist“ (...)

„Das Ding ist einfach nur, er hat da sein Leben gehabt und wir hatten hier unser Leben. Dadurch war's ja nicht wie 'ne richtige Familie, nur einfach besuchen. Und ich denke jetzt im Nachherein, wo er in Amerika ist, da hat er wirklich seinen Bruder und Familie, da kann er auch wohnen, hat auch welche, die um ihn herum sind und wo das alles o.k. ist. Das hätten wir jetzt gar nicht haben können, dass wir mit ihm zusammen gewohnt haben, weil wir mussten erst mal, müssten erst mal unser Leben aufbauen und hätten uns gar nicht gegenseitig um uns kümmern können. Denn jeder hatte sein eigenes Leben und jetzt hat trotzdem jeder sein eigenes Leben nur ich denke im Nachhinein ist es schon ganz gut, dass er da seine Leute hat, mit denen er was haben kann, wir hier und trotzdem Kontakt halten können.“

„Ich bin so'n Mensch, der gern Kontakt aufbaut und den auch hält!“

Da Bernd und ich nach wie vor viel Kontakt haben, erinnere ich mich, dass der Vater wieder verstärkt Kontakt zu den drei Geschwistern hatte – selbst als er dann nach Amerika zog – als diese zwischen 15 und 19 Jahren alt waren und frage ihn deshalb wie es dazu kam:

„Ja, das liegt vielleicht auch an mir, ich bin so'n Mensch, der gern Kontakt aufbaut und den auch hält. Und da ich auch gern verreise und so, bin ich dann auch sozusagen derjenige gewesen, der den ersten Schritt wieder gemacht hat und zu ihm gereist bin. Ja, weil ich, wie gesagt, den Kontakt nicht verlieren will und ich halt dadurch auch dann andere Familienmitglieder, meine Cousins, von, ja meine Cousins, aus Indien, väterlicherseits kennen gelernt habe. Andere [Bernd wiederholt hier nur noch einmal nachsinnend „Andere“ für „andere Familienmitglieder“ – Anm. d. Autorin] und das war auch eine nette Erfahrung. Hätte ich ja sonst nie haben können, wenn ich jetzt nichts getan hätte.“

„... dadurch ist meine leibliche Mutter für mich nicht mehr meine Mutter“

„Da ist das so: ich finde, ich hab' eine Mutter und einen Vater und meine Mutter ist die aus dem Kinderdorf. Das heißt, dadurch ist meine leibliche Mutter für mich nicht mehr meine Mutter, weil ich mit ihr – in Anführungsstrichen – nicht soviel zu tun hatte, eigentlich genauso viel, wie mit meinem Vater, nur, ich hatte keinen Vater [Bernd meint „keinen Kinderdorfvater“ – Anm. d. Autorin]. Also ist das für mich mein Vater und deshalb hab' ich auch wahrscheinlich mehr den Kontakt zu ihm aufgebaut und gehalten. Zu meiner Mutter, da war ich mal, ich find das einfach nur traurig für sie, dass sie halt Kinder hat, die für sie zwar ihre Kinder sind, aber die sie nicht als Mutter ansehen. Das merkt sie vielleicht nicht unbedingt, aber ich find's aus ihrer Sicht dann auch traurig. So denk ich manchmal, ich versetz mich einfach in die Lage, aber ich bin jetzt nicht so, dass ich sag: „O.k., komm, du bist jetzt meine Mutter.“ Für mich ist das 'ne Frau, die ich vielleicht kenn', aber zu der ich nett bin, die ich respektier, aber zu der ich jetzt nicht „Mutter“ sagen würde oder die gleichen Gefühle haben würde wie für meine Mutter.“ (...)

„Ich hab' eine Mutter und einen Vater und sie ist für mich halt die Frau, die mich geboren hat. Ja, und die hat ihr eigenes Leben, und darüber weiß ich so gut wie nix. Nur das, ja, einiges vielleicht aus Briefen oder, oder aus Erzählungen. Aber sonst nix.“

„... ich weiß gar nicht, ob mein Vater eigentlich genau das Gleiche getan hat“

Mich interessiert, ob sich Bernd erinnern kann, warum seine Eltern ihn und seine Geschwister nicht aufziehen konnten.

„Das weiß ich nicht und ich weiß gar nicht, ob mein Vater eigentlich genau das Gleiche getan hat wie sie, das weiß ich nicht, ich hab' nur gehört, dass meine Mutter 'ne Krankheit hat, psychologisch, geistig – vielleicht, weil sie genau das Gleiche erlebt hat, wie wir in der Kindheit, hab' ich mal gehört. Ich weiß nicht, ob das stimmt, und sonst kann ich mir das auch nicht erklären, wieso, weshalb, warum. Und, unser Vater, denk ich mal, der war früher kaum in der Lage, Deutsch zu sprechen, hatte dadurch oft Probleme, wusste natürlich, wie man Kinder erzieht, denk ich mal, weil er ja auch ein Mensch ist, aber hat sich dann nicht so in der Lage gefühlt – aus den und den Problemen, weil unsere Mutter, denke ich mal, da die Stärkere war – in der Beziehung, weil sie halt Deutsch konnte und halt auch dadurch Macht ausüben konnte.“

„... ich hab' mir mein eigenes Bild gemacht und ich find das soweit o.k.“

„Ich hab' was gehört, ich hab' mir mein eigenes Bild gemacht und ich find das soweit o.k. Und ich würd' jetzt nicht denken, irgendwie, dass mein Vater irgendwie oder meine Mutter irgendwelche Schwerverbrecher sind und dass wir dadurch weg mussten. Kann natürlich alles sein. Es gibt immer Überraschungen, aber davon gehe ich nicht aus, ich denk, dass es so ist, wie ich's gehört hab. Und das hört sich auch realistisch an.“

„Aber vielleicht werd ich das mal irgendwann machen“

Da ich meinte gehört zu haben, dass den Kinderdorfkindern bei ihrem Auszug auf Wunsch ihre Akte ausgehändigt werden kann, frage ich ihn, ob er das gemacht und sie gelesen hat bzw. ob es ihn überhaupt interessiert, da stärker nachzuforschen.

„Mir wurd' keine Akte vorgelegt, aber ich hab' gehört, dass wir reingucken durften in die Akte, nur ich hab' das bis jetzt noch nicht gemacht. Weil ich vielleicht keine Zeit hab, weil ich keine Lust hatte. Aber vielleicht werd ich das mal irgendwann machen.“

Ein Vergleich vom Kinderdorf zu Bernds leiblichen Familie, so dort ein Aufwachsen möglich gewesen wäre

„Anders gefühlt schon, aber ich würd' jetzt nicht unbedingt sagen besser“

„Besser weiß ich nicht, weil ich denk, da, mein Leben wär' etwas anders gewesen. Beispielsweise mit Vater und Mutter, wenn das jetzt alles normal wäre, dann würd' ich da – dann hätte ich 'nen Vater – und da ist es – beispielsweise er ist Indisch, meine Mutter ist deutsch, da würd' ich wahrscheinlich jetzt noch irgendwie – vielleicht mit meinen Geschwistern oder meiner Schwester – vielleicht, ich weiß nicht – bei meinen Eltern leben. Es kommt auch darauf an, wie die Kultur ist, verschiedene Kulturen haben ja verschiedene Angewohnheiten, Traditionen – ich weiß es nicht genau, aber ich denke, es wäre auch schön gewesen, oder wär auch ein schönes Leben, weil jetzt ist es wie gesagt, Vater lebt da, und Mutter lebt da.“ (...)

„Anders gefühlt schon, aber ich würd' jetzt nicht unbedingt sagen besser – ich würd' sagen, das wär' was anderes besseres gewesen, halt 'ne anderes Leben. Ich hab' das Leben und ich finde, das, was ich jetzt erreicht hab, das ist schon was Gutes.“

Überlegungen, ob eine Therapie sinnvoll sein könnte

Bernd hat immer versucht, sich selbst zu helfen

„Zwischendurch vielleicht mal überlegt, ob Therapie sinnvoll ist oder nicht, aber ich hab' mir vorgenommen, bis jetzt zumindest immer versucht, meine Sachen, mich selbst, mir selbst zu helfen, wenn ich

es, ich hab' auch gemerkt, dass ich auch einige Sachen bei mir ziemlich doll verändert hab' – im Gegensatz zu früher ...

Beispielsweise, ich, Schüchternheit, denk ich, kennt jeder – ich versuch jetzt einfach mehr offener zu sein, über mein Leben zu reden, hab' ich früher gar nicht, ich hab' mich sogar davor geschämt, dass ich Indisch-Deutscher Herkunft war, da hab' ich immer gesagt, statt Indisch ich wär' Italienisch oder so“ (...)

„Das hab' ich sogar noch mit siebzehn getan, ich weiß nicht, weil ich einfach unter Deutschen aufgewachsen bin und mir nicht vorstellen konnte, dass ich halt anders bin. Das wollt ich halt nicht. Und mittlerweile ... Ich weiß nicht genau warum, vielleicht wollte ich das nicht so zugeben, weil ich bei meinen Eltern nicht aufgewachsen bin, nur unter deutschen Verhältnissen – in Anführungsstrichen – ich kann das nur spekulieren, aber ich weiß nicht genau. Es könnte sein, dass ich deshalb so war.“

„... probier ich immer gern was Neues aus“

„Wenn die Umgebung stimmt, dann kann ich fröhlich sein, witzig, locker. Wenn die Umgebung anders ist, dann bin ich halt – wie gesagt – eher der Ruhige, der nicht soviel sagt, weil halt die Gegenstücke dazu fehlen. Und sonst find ich, würd' ich, probier ich immer gern was Neues aus. Und schau mir dann an, wie es dann ausgeht.“

Bernd befürchtet vielleicht ein ganz anderer Mensch zu werden

„Ich hab' überlegt, wenn ich 'ne Therapie mach, ich hab' keine Ahnung, was darin vorkommen würde, hab' ich gedacht, ich hatte keine Ahnung, hab' überlegt, o.k., dann würd' ich, sich mein Leben vielleicht ändern, würd' ich ganz 'nen anderer Mensch werden. Dass ich da plötzlich das und das gar nicht mehr so dramatisch seh' – aber ich denk, so'ne Therapie ist auch nur was, was Menschen erstellen – und ich denk, ich bin auch ein Mensch und das, was 'ne Therapie erstellt, und ich denk immer selbst darüber nach, ob ich's, wenn ich versuch, selbst 'ne Lösung zu finden, und wenn ich dann denk', die Lösung ist super, versuch ich, das auch so zu machen.“ (...)

„Man macht 'ne Therapie, denke ich, wenn man erst mal, meinetwegen, Angst hat, versucht man die Angst loszuwerden, man traut sich, meinetwegen, nicht auf 'nen Baum zu klettern, im Nachhinein traut man sich auf 'nen Baum zu klettern und daraus ...“

Bernd beendet den Satz hier und führt ihn auch nicht weiter fort, da ich mit der Frage unterbreche, ob er meint, dass eine Therapie das bewirken kann – also eine Angst zu überwinden. Bernd antwortet:

„So stell ich mir das dann vor, ja.“

„Ich find das völlig normal“

Da ich mir nicht sicher bin, wie Bernd es empfindet, wenn andere Menschen eine Therapie machen, spreche ich ihn drauf an.

„Ich find das völlig normal. Ich denk’, wenn ein Mensch sich nicht, wenn ein Mensch nicht die Kraft mehr dazu hat, selbst irgendwie zu überlegen, was man machen könnte, soll er sich Hilfe holen. Und das ist, denke ich, ist in der Therapie auch das, der Punkt, dass man sich Hilfe holt. Und wenn man, ’nen Mensch denkt, er kann sich selbst noch irgendwie helfen, hat selbst noch Ideen, dann soll er’s machen, solange er’s kann, soll er’s machen und wenn er’s nicht mehr kann, weiß ich, würd’ ich Hilfe holen.“

Warum Bernd glaubt, dass er keine Therapie benötigt

„Weil ich Linkshänder bin und vielleicht deshalb kreativ bin, ich weiß es nicht ... Ich versuch, mir einfach nur selbst meine Lösungen zusammenzustellen ... Vielleicht, weil ich Lust dazu hab’ – ich weiß es nicht. Ich mach es einfach. Und denk, das auch ’ne gute Hilfe ist – für mich selber.“

Bernds Bewältigungsstrategien

„Mittlerweile denke ich so, man sollte sein, wie man selbst ist“

„Ich denk’, ich guck mir viele Sachen ab. Früher wollte ich vielleicht sein, wie der und der. Mittlerweile denke ich so, man sollte sein, wie man selbst ist – einfach so sein und sich nicht von jemanden was abgucken, dem nachäffen, das find ich jetzt gar nicht gut, weil man dann sozusagen nicht sein eigenes Leben lebt, sondern das Leben eines anderen. Ich versuch, mein eigenes Leben zu leben und so zu sein, wie ich bin und trotzdem versuch ich manchmal andere Dinge einfach mal irgendwie, wenn ich nicht gelacht hätte, vielleicht zu lachen, oder so, ich versuch’s einfach, ja und einfach mal neue Sachen irgendwie, einfach was ausprobieren. Und ich denk, das hat gezeigt, dass es vielleicht gar nicht so schlimm ist, wie es ist.“

„... dass ich mir Hilfe hole, Wege zu finden, kennen zu lernen, mich zu orientieren“

„Was weiß ich, ich seh’ nicht so gut und hab’ natürlich auch Schwierigkeiten, mich in der Öffentlichkeit zu bewegen, irgendwie Ziele zu erreichen. Was weiß ich, es gibt ja so’n Mobilitätstraining, das hat nichts mit Psychologie zu tun, aber mit meiner Sehbehinderung, dass ich mir Hilfe hole, Wege zu finden, kennen zu lernen, mich zu orientieren. Ich hatte jetzt das Problem, mir ’ne Wohnung zu suchen, ich hatte keine Ahnung, wie das geht und ich hatte am Anfang echt Probleme gehabt hat, hab’ überlegt, wie kann ich mir selbst helfen, hab’ mir da immer die Karte vorher angeguckt, wie die Umgebung einigermaßen aussieht, und mir dann gemerkt, so in welche Richtung ich gehen muss. Hab’ schon überlegt, ob ich mir ’nen Kompass anschaff’ ... Hab’ ich nicht gemacht, aber ich hab’ mir dann so geholfen, ich seh’, in welche Richtung ich gehe, ich hab’ mir ’ne kleine Skizze angefertigt, mir ir-

gendwie 'nen Zahlencode aufgeschrieben, mit irgendwelchen Buchstaben, wie ist links/rechts, da hab' ich immer „L“, „R“ gemacht und damit hab' ich mich zum Ziel navigiert. Und bin ich auch super angekommen.“

Ich erinnere mich, dass seine Geschwister, seine Kinderdorfmutter und ich ihn sehr bewundert hatten, als er sich eigenständig eine Wohnung auf dem freien Wohnungsmarkt gesucht hat – aus meiner Erfahrung lassen sich viele Kinderdorfkinder dabei gern noch von ihren Betreuern unterstützen. Als ich Bernd dazu befrage antwortet er:

„Ja, also die Wohnung gesucht, also da bin ich selbst, wie gesagt, auch hingegangen. Ich hab' mir dann beim Suchen aus der Zeitung, da hab' ich mir dann jemanden geholt, der dann zwischendurch geguckt hat, ich hab' dann natürlich auch im Internet geguckt. Nur, viele Wohnungen, hab' ich mir alleine angeguckt, es gab zwischendurch auch wieder Rückfälle, wo ich dann nix gefunden hab, beispielsweise, das war da kompliziert, aber es gab's denn auch echt viele Wohnungen, die ich mir angeguckt hab, wo ich dann selbst 'nen Weg hingefunden hab, auch, wenn ich da noch nie war, in Blankensee, sonst wo, irgendwo, ziemlich weit weg in Lübeck, aber ich hab's dann hingekriegt und das fand ich auch toll.“

„... was kann ich das nächste Mal besser machen?“

„... ich hab' gedacht, o.k., ich hab' 'nen Problem gehabt und was kann ich das nächste Mal besser machen? Beispielsweise, man steigt irgendwo aus, am großen Bahnhof und weiß nicht, in welche Richtung man gehen muss, hab' ich mir auf der Karte angeguckt, in welche Richtung das ungefähr liegt. Ein Kompass wär' vielleicht ganz sinnvoll gewesen, manchmal. Weil ich dann die Richtung gehabt hätte, die Himmelsrichtung und ungefähr sehen konnte, wo was ist, natürlich hab' ich dann auch viel gefragt, wie die Strasse heißt, wo ich bin, das mach ich auch, aber letztendlich bin ich dann am Ziel angekommen und das find ich halt ganz gut.“

Bernd möchte gern dazu gehören und das nicht nur, weil er sehbehindert ist

„Vom Gesetz her müsste ich mich markieren, müsst ich was benutzen, tue ich nicht, wie viele andere, weil ich finde, man ist dann immer so abgesondert und ich würde gerne nicht so abgesondert sein, sondern ich würd' gern so dann irgendwie noch dazu gehören.“ (...)

„... ich denk auch, auch wenn man schlecht sieht und man sich nicht markiert und man das den Leuten erzählt, nehmen die Leute es eigentlich ganz normal auf und reden mit einem. Aber wenn die gleich den Blindenstock und so, dann sind die gleich so, so auf einen so – ach, dem müssen wir jetzt helfen, und man denkt immer so, der kann nix, man muss dem einfach helfen, aber wenn man sich normal gibt – in Führungsstrichen – sich normal verhält, versucht sein Leben gut zu machen, dann den Leuten erzählt, man sieht nicht so gut, dann reagieren die ganz anders drauf. So hab' ich das zumindest erfahren.“

Bernd hat das Gefühl, dass er nicht besonders auffällt

„Nein, also, das Gefühl hab' ich nicht, weil, wenn ich 'nen Weg geh, dann geh ich den tagsüber oft genug und wenn ich den dann im Dunklen gehe, dann kenn ich den schon einigermaßen. Klar geh ich den nicht ganz so sicher, ich geh den, weiß, wo ich bin und wenn mir jetzt Leute entgegen kommen, dann denk ich mir ja nichts bei, die Leute sehen mich, denken so, was'dn – vielleicht irgendwie, der ist vielleicht irgendwie anders, aber ich weiß nicht genau, aber ich denk so, die würden jetzt vielleicht nicht denken, ich seh' nicht gut, oder so. Es gibt so viele Leute, auf der Welt, die sind so unterschiedlich, ob da jetzt jemand rum läuft, der besoffen ist oder sonst was, das fällt eigentlich gar nicht mehr auf. Also ich denk mal so, man sollte einfach sein Leben gehen und dann klappt das.“

„... ich find', die eigene Lösung ist immer am besten“

„Das Ding ist klar, es gibt viel Sachen, die kann ich vielleicht nicht, aber dann versuch ich, mir selbst meine Lösungen zu machen, vielleicht viele Sachen merken, einfach. Auf 'nem Handy klar ... ich seh' nicht, was da steht, aber ich weiß, wenn ich mir das erst mal mit 'ner Lupe anguck, was da steht, dann kann ich mir das auch merken. Ich komm damit zurecht, man muss sich halt seine eigenen Lösungen bauen und seine eigenen Wege und das versuchen, für sich selbst zu machen. Denn man nur selbst, also man weiß nur selbst, wie man seine Lösungen bauen kann, denke ich, kein anderer weiß, wie man denjenigen da 'ne Lösung bauen kann, nicht unbedingt, weil man selbst nur weiß, wo seine Schwierigkeiten liegen. Und da muss man selbst versuchen, rumprobieren, wie kann man sich helfen, manchmal klappt's nicht, manchmal doch und dann hat man irgendwann 'ne gute Lösung, auf jeden Fall. Die vielleicht nicht immer hundertprozentig super ist, aber die dann soweit klappen.“ (...)

„Genau, und ich find', die eigene Lösung ist immer am besten. Wenn man selbst sich die Lösung ausgearbeitet hat, man selbst weiß, wie es funktioniert.“

Hilfe annehmen

„... jeder Mensch fragt – ich frag auch“

„Doch, helfen lass ich mir auf jeden Fall gern, wenn ich auch wirklich denk, so, jetzt brauch ich Hilfe, ich such mir Dinge im Laden was [Bernd meint, wenn er „irgendwas“ in einem Laden sucht – Anm. d. Autorin], dann frag ich auch ganz normal. Dann denk ich so, ich denk mir, jeder Mensch fragt – ich frag auch. Das find ich eigentlich ganz normal und es gibt soviel Unterschiede. Selbst alte Leute werden in der Gesellschaft als Leute angesehen, die nicht so gut sehen können und die fragen auch ganz normal. Die selbst sind sogar peinlich [Bernd meint „denen ist es sogar peinlich“ – Anm. d. Autorin], dass sie nicht so gut sehen können. Aber trotzdem, ich finde, da sollte man sich nicht einschüchtern lassen. Wenn ich was nicht kann, ich frag da wirklich ganz normal. Die Leute würden nicht unbedingt denken, ja, der sieht nicht so gut, manche vielleicht, aber die würden ganz normal denken, der braucht Hilfe, dem helfen wir. Und ich seh' das als ganz normal an.“

Bernds Fazit

„Und ich denk, dadurch ist das Leben so, wie es ist und ich akzeptier das – soweit“

„Also, ich denk schon, dass mich die ganzen Vorgehen, alles was passiert ist, geformt haben, das denke ich schon, auf jeden Fall. Auch, dass ich so schlecht sehen kann, das formt mich, denk ich, alles, ich denk, das macht auch den Menschen aus, weil man kann nicht sagen: Ja, der Mensch, der ist nicht normal, der ist so, wie das Leben ihn geformt hat – jeder Mensch hat sein eigenes Leben. Und ich denk, dadurch ist das Leben so, wie es ist und ich akzeptier das – soweit.“

Seitdem ich das Gespräch mit Bernd geführt habe sind mehr als zweieinhalb Jahre vergangen. In der Zwischenzeit hat er die Ausbildung begonnen, die er sich gewünscht hat: Kaufmann für Dialogmarketing. Er ist in die Nähe von Frankfurt gezogen und absolviert dort seine Ausbildung. Er wird hierbei unterstützt von einer speziellen Institution für Blinde und Sehbehinderte, in der er auch wohnt. Dieses Institut organisiert im Wesentlichen seine Ausbildung. Durch Kooperationen mit staatlichen Berufsschulen und Unternehmen, die Praktikumsplätze für die verschiedenen zu absolvierenden Praktika zur Verfügung stellt, wird Bernd eine normale, staatlich anerkannte Ausbildung ermöglicht. Er hat bereits drei verschiedene Praktika bei namhaften Unternehmen gemacht und sieht für sich gute Chancen nach seiner Ausbildung in einen dieser Betriebe übernommen zu werden.

In seinem privaten Leben hat Bernd vor einiger Zeit Kontakt zu seiner leiblichen Mutter aufgenommen und sie auch einmal besucht – das hat ihm viele seiner Fragen beantwortet aber auch neue Fragen aufgeworfen. Zurzeit denkt Bernd darüber nach eventuell doch mal eine Therapie zu machen, weil er für sich festgestellt hat, dass es durchaus einige Themen gibt, über die er gern mit einem Therapeuten reden möchte.

5.2.2 Claus

Claus und ich treffen uns am 12. Mai 2007 – zum Zeitpunkt unseres Gespräches ist er 23 Jahre alt.

Claus ist in Niedersachsen geboren und lebte die ersten vier Jahre bei seinen Eltern. Als sich diese trennten, ist er mit seinen beiden Brüdern (Titus [siehe auch Abschnitt 5.2.4 Titus, ab S. 99], seinem jüngeren Bruder und Günter, seinem älteren Bruder) zu seinen Großeltern nach Lüneburg gezogen.

Einen weiteren Umzug gab es, als seine Großeltern mit ihm und seinen Brüdern ein neu gebautes Haus bezogen, in das auch sein Vater mit einzog.

Als seine Großeltern jedoch zu alt wurden und sich den drei Jungs nicht mehr gewachsen fühlten – der Vater, der Alkoholiker war, konnte hier nicht unterstützen – wurden die drei Brüder nach Norddeutschland in ein Kinderdorf gebracht. Die Großeltern hatten dafür gesorgt, dass die drei gemeinsam in eine Kinderdorffamilie kamen. Zu diesem Zeitpunkt war Claus fünf Jahre alt.

Gemeinsam mit einer weiteren Geschwistergruppe (Kevin und Susanne, beide etwas älter als Claus) sind Claus und seine Brüder in dem Kinderdorf aufgewachsen. Eine negative Erfahrung war für Claus, dass die Kinderdorfmutter nach zwei oder drei Jahren so stark erkrankte, dass sie für ca. ein Vierteljahr in ein Krankenhaus musste, weshalb sich die Kinder auf eine Familienhelferin als neue bzw. vorübergehende Hauptbezugsperson einstellen mussten.

Mit 17 Jahren hat Claus seinen Hauptschulabschluss absolviert und mit einer Ausbildung zum Glas- und Gebäudereiniger begonnen.

Kurz bevor Claus aus dem Kinderdorf auszog erlitt er durch einen Unfall bzw. den unglücklichen Ausgang einer Kabbelei mit einem anderen Jungen aus dem Kinderdorf einen Schädelbasisbruch, der in der Folge zu epileptischen Krampfanfällen führte. Aufgrund der Krampfanfälle konnte er weder seine Ausbildung noch seinen bereits angefangenen Führerschein beenden.

Da Claus bereits ein Alkoholproblem hatte und nicht mehr in der Lage war, die Miete für seine inzwischen bezogene Wohnung in Gartenstadt zu zahlen bzw. auch anderen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen konnte hat er sich entschieden, stationär eine Entziehung, gekoppelt mit einer Langzeittherapie, zu machen.

Claus ist nun schon eine ganze Weile „trocken“, die epileptischen Krampfanfälle treten nicht mehr auf. Er wohnt in einer Wohngemeinschaft für ehemalige Alkoholiker in Seeretz und arbeitet als Ein-Euro-Jobber auf einem Friedhof; ihm wird hierbei zusätzlich der Führerschein finanziert. Claus möchte so schnell wie möglich einen neuen Ausbildungsplatz und

wieder eine eigene Wohnung finden. Allerdings weiß er zurzeit noch nicht so genau, was das für ein Beruf das sein könnte.

Das Gespräch mit Claus war sehr anregend; er hat sehr aufgeschlossen berichtet. Da ihm aber offensichtlich noch viele Themen sehr nahe gehen, war er mitunter so aufgeregt, dass er teilweise stark zwischen den verschiedenen Themen hin und her gesprungen ist, manche Sätze nicht vollendet und mehr oder weniger ohne Punkt und Komma gesprochen hat. Dabei hat er mir jedoch die Chance gegeben, einen tiefen Einblick in sein Erleben und seine Gefühlswelt zu bekommen.

Übergang ins Kinderdorf

„Ich war, ein Glück, in diesen Jahren noch so jung, dass ich das gar nicht wirklich bewusst wahrgenommen habe“

„Ich war, ein Glück, in diesen Jahren noch so jung, dass ich das gar nicht wirklich bewusst wahrgenommen habe. Ich habe auch von dem Streit, so meiner Großeltern äh, meinen Eltern, nicht viel mitbekommen. Was mir erst richtig bewusst geworden ist, wie sehr ich an ihnen gehangen habe ist, als meine Großeltern zu alt geworden sind, sich um uns zu kümmern, wir dann dorthin ziehen mussten und dann nach Norddeutschland ins Kinderdorf gekommen sind ...“

Die künftige Kinderdorfmutter hatte sich zwar bereits bei ihm und seinen Brüdern im Hause seiner Großeltern vorgestellt, aber Claus und seine Brüder hatten das noch nicht so realisiert.

„... wir haben sie erst, wie soll ich sagen, als Gast gesehen, als Bekannte“

„Ja, dementsprechend hat sich dann eine Frau vorgestellt gehabt, an dem Augenblick war's schon so, wir haben sie erst, wie soll ich sagen, als Gast gesehen, als Bekannte.“ (...)

„Die hat sich auch ganz lieb und so vorgestellt und zu dem Zeitpunkt war uns aber noch nicht bewusst, dass wir weg mussten.“ (...)

„Sie hat sich denn ja umgesehen gehabt, so'n bisschen. Und wie wir drauf sind und für'ne Vergangenheit und so. Und dann haben wir, dann ist sie irgendwann wieder gefahren. Und dann war es 'ne Zeitlang ruhig. Und irgendwann ist dann das Jugendamt aufgekreuzt ...“

„... es waren gepackte Sachen da und da war uns klar, was Sache war“

„Ja, also wir haben den Menschen vom Jugendamt, haben wir schon gekannt und als dann noch eine weitere Person mitkam, da war uns denn bewusst, was denn irgendwie Sache war, und vor allem, es

waren gepackte Sachen da und da war uns klar, was Sache war, das haben wir dann auch gesagt, die wollen uns, na ja, entfernen, also ...“ (...)

„Dann sind wir weg, die hinter uns her und haben uns wieder eingefangen und uns ins Auto gesteckt und sind dann nach Norddeutschland ins Kinderdorf gefahren.“ (...)

„Wir haben kräftigst geweint, ja!“ (...)

„Und dann sind wir dort angekommen, da sind wir denn auch gleich, als wir wieder frei waren, abgestratzt, dann ist dann das Jugendamt wieder mal hinter uns hergelaufen und dann waren, war auch Frau Friedrichsen – meine neue Mutter – dann da, und hat sich auch um uns gekümmert.“

Auf meine Nachfrage, wie Claus es denn damals empfunden hätte antwortet er:

„... da sind die Erinnerungen wieder aufgerissen“

„Und wir haben denn, sind dann im Kinderdorf einigermaßen gut aufgenommen worden und Tage später war dann noch mal so'n Erinnerungs-, äh, ja Erinnerungsschweif da, weil die restlichen Sachen aus Niedersachsen wurden uns dann vorbeigebracht, auch vom Jugendamt wieder nur und da war klar, da sind die Erinnerungen wieder aufgerissen gewesen.“ (...)

„Ja, weil das war, wir waren zu jung, und alles war, es war ja zerrissen, wir hatten ja unsere Großeltern, die haben wir nicht mehr gesehen und eine fremde Stadt, fremde Leute, und wenn man dann mit fünf Jahren dort ist, dann kriegt man Angstzustände. Da denkt man dann auch nicht mehr groß daran, ja, in der jungen Phase denkt man überhaupt nicht daran, sich irgendwie – wie sagt man – das einfach so hinzunehmen, weil man ja in der Hinsicht eigentlich noch an seine Mutter gewöhnt ist, aber die war ja nicht da, da war ja ersatzweise die Oma da.“ (...)

„So, das war dann schon ziemlich hart, die Zeit. Dann war ich im Kinderdorf, von 1989 an und das war, die ersten, zuerst war es sehr anstrengend, sich einzugewöhnen.“

Die Großeltern, der Vater und seine Brüder

„... die haben, glaube ich, mehr gemacht für uns, als wir das eigentlich so wissen“

„Was mir erst richtig bewusst geworden ist, wie sehr ich an ihnen gehangen habe, ist, als meine Großeltern zu alt geworden sind, sich um uns zu kümmern.“ (...)

Claus berichtet, dass das Jugendamt wohl erst vor hatte, ihn und seine Brüder voneinander zu trennen, aber seine Großeltern haben hier eingegriffen:

„Wir haben das nicht so wahrgenommen, wahrscheinlich wäre das irgendwann dann mal aufgefliegen oder irgendwann hätten wir mal gefragt, und dann, ja, sie hätten – aber meine Großeltern haben sich damals dazwischen gestellt – haben gesagt: entweder ganz oder gar nicht.“ (...)

„Ja, die haben, glaube ich, mehr gemacht für uns als wir das eigentlich so wissen.“

„... mein Opa hatte damals beim Besuch gesagt, ich könnte reich sein – ich hätte einen anderen Vater gehabt“

„... mein Opa hatte damals beim Besuch gesagt, ich könnte reich sein – ich hätte einen anderen Vater gehabt.“ (...)

„Ich hatte einen anderen Vater gehabt, im Gegensatz zu Günter und Titus, und das hat natürlich auch schon wieder zu ... [Claus beendet diesen Satz nicht, meint aber damit, dass diese Situation auch schwierig für ihn war – Anm. d. Autorin].“

Da ich mich frage, ob Claus das nur irgendwie gehört hat oder sicher weiß habe ich ihn kurz unterbrochen und danach gefragt:

„Nee, ich wurde damals raus gerufen aus meinem Kinderzimmer, kurz vor'm zu Bett gehen, mein kleiner Bruder wurde ins Bett gesteckt, so wie die anderen, die waren schon am Schlafen und da war dann der damalige Sozialpädagoge abends noch da und dann hat das, die haben das dann mit mir besprochen.“ (...)

„Ich hab, die haben mich ja gefragt, ob ich die Antwort haben möchte, da hab' ich dann 'nein' gesagt!“

Auf meine Nachfrage, warum er nicht wissen wolle, wer sein leiblicher Vater sei, antwortet Claus:

„Ja, ich bin ja oder ich war ja zu dem Zeitpunkt eh schon ein bisschen durcheinander von den letzten Jahren, die ganzen Vorfälle, die ganzen Geschehnisse und so, und hätte ich da jetzt noch irgendwann ... hätte ich jetzt noch einen anderen Vater gehabt, dann wäre, weiß ich nicht.“ (...)

„Irgendwann ist das zuviel, weil ich ja noch jung war, also mittlerweile sehe ich das anders, aber da war ich zu jung, glaube ich. Die Entscheidung war nicht schlecht, die ich da gefällt habe, die war vielleicht richtig.“

Auf meine Nachfrage ob er seinen Vater, den er bislang für seinen Vater gehalten hatte, danach befragt hätte berichtet Claus, dass der ihm ausgewichen sei, ich habe aber nochmals nach, ob er es nicht doch wissen möchte:

„Ein bisschen ja, aber ich hab' da keine Lust mehr da nachzuhaken, weil ich Angst hab, ihn [seinen bekannten Vater – Anmerkung der Autorin] jetzt auch zu verletzen, vor allem, wie es das Verhältnis, wenn es doch nicht so ist, dann hab' ich da, dann wird er fragen: 'Warum kommst du nach so vielen Jahren?', keine Ahnung, 'Warum willst du was wissen?'.“

Ich frage Claus, ob er Angst hat, seinen bekannten Vater zu verlieren:

„Nicht nur ihn, ich glaube, meine anderen beiden Geschwister würden auch, die würden auch blöd kucken, die würden das auch nicht wirklich verstehen. Zu meinem großen Bruder führe ich kein gutes Verhältnis, das ist mehr ‘Moin’ und ‘Tschüß’, aber zu meinem kleinen Bruder, mit dem bin ich gut.“

„... er hat gesagt, dass ich auf jeden Fall sein Bruder bin, egal wie“

„Dass ist auch mit der Grund [der Zusammenhalt der Familie – Anm. d. Autorin], warum ich da diese Beziehung [hier ist noch sein Vater gemeint, den er nicht weiter nach seinem leiblichen Vater fragen möchte – Anm. d. Autorin] auch nicht irgendwie aufs Spiel setzen möchte, durch irgendwelche Fragen. Ich hatte mit ihm auch, mit meinem kleinen Bruder darüber gesprochen, mein großer Bruder, der hat das mitbekommen gehabt, mein kleiner Bruder hat auch gewissermaßen geantwortet, er hat gesagt, dass ich auf jeden Fall sein Bruder bin, egal wie.“

„... mein großer Bruder hat eine Irrfahrt hinter sich“

„... mein großer Bruder hat eine Irrfahrt hinter sich und hat dort nie den richtigen Weg gefunden. Während mein kleiner Bruder auch seine wilden Jahre hatte, aber den richtigen Weg mittlerweile gefunden hat.“ (...)

„Ich hatte zwar den richtigen Weg, hab’ dann aber den wilden Weg entschlossen und bin jetzt langsam wieder dabei, auf den richtigen zu kommen, in der Hinsicht gleichen wir uns ein bisschen [er und sein kleinerer Bruder Titus – Anm. d. Autorin].“

„Er hatte die Chancen!“

„Ja, ich denke mal, er [sein älterer Bruder Günter – Anm. d. Autorin] hätte mehr machen sollen! Er hatte die Chancen! Und das ist auch so eine Sache, er ist in einem Lebensalter, in einem Lebensalter hängen geblieben, irgendwo zwischen 16 und 20.“

Auf meine Nachfrage, ob Claus denkt, dass sich Günter nicht weiterentwickelt, erklärt Claus:

„Nee, die Entwicklung ist gestört! Manchmal! Und das ist schon so eine traurige Sache und er lässt sich auch oft nicht helfen!“ (...)

„... mich macht das ein bisschen wütend. Mich macht das mehr wütend als traurig. Weil, er ist ein ziemlich ausgewachsener Mensch und muss dementsprechend handeln können. Und da ist er – er geht auf die 30 zu – muss wissen, wie es voran geht.“

Ich habe das Gefühl, dass sich Claus verantwortlich fühlt und frage deshalb nach:

„Ja, in der Hinsicht, weil er viel mit Freunden von mir unterwegs, mit alten Freunden unterwegs ist, so und es tut mir Leid, wenn er die da ausnimmt!“ (...)

„Und da, kann ich nicht, muss ich mit ansehen, würde ich aber am liebsten nicht und würde ich mich da wieder mit reinhängen, dann habe ich ihn hinterher womöglich noch an der Backe!

Die Kinderdorfmutter

„Und zwischen '92 und '94 war meine Mutter auch noch eine sehr lange, über ein Vierteljahr, nicht da, die war im Krankenhaus.“ (...)

„... dann war der Abschied oder dieses Interesse nicht so hoch an der Mutter [hier meint Claus die Kinderdorfmutter – Anm. d. Autorin], wie das eigentlich normalerweise so ist. Wir haben vielleicht zweimal gefragt, ob wir sie besuchen dürfen, da hieß es: 'Nein' und dementsprechend haben wir es auch dabei sein lassen. Und irgendwann kam sie dann wieder und denn lief das einigermaßen.“

Claus berichtet über einen Vorfall in Bezug auf seine Kinderdorfmutter, der sich ereignete, als er schon längst ausgezogen war. Seine Kinderdorfmutter musste wohl sehr plötzlich aus ihrem Haus ausziehen und andere Mitarbeiter aus dem Kinderdorf, die er nicht so sehr mochte sind stattdessen in „sein“ Haus gezogen. Alles ging sehr schnell und dabei lief auch einiges schief, was seine Mutter wohl sehr mitgenommen hat. Claus berichtet:

„... also meine Pflegemutter wurde damals vom Kinderdorf ein bisschen mies behandelt“

„Ja, meine Mutter, die wurde, also meine Pflegemutter wurde damals vom Kinderdorf ein bisschen mies behandelt, zum Ende, als wir ausgezogen waren.“ (...)

„Die [Claus meint hier die Kinderdorfleitung – Anm. d. Autorin] sind einer Person gegenüber getreten, ohne jeden Respekt aufgrund dessen, was sie gemacht hat [Claus meint damit, dass, unabhängig, welche Leistungen eine Person erbracht hat, diese schlecht behandelt wurde – Anm. d. Autorin], sondern sind eiskalt und radikal ran gegangen. Es ging damals um das Haus, wo ich aufgewachsen bin. Und meine Mutter gehört eben in gewissermaßen zu den Personen, die auch gern mal durch ein leeres Haus mit allen gehen und so Erinnerungsschweife machen [Claus meint damit, dass seine Mutter gern in Ruhe aus dem Haus ausgezogen wäre, um dann noch einmal abschließend einen Rundgang durchs Haus zu machen und sich zu erinnern, was sie alles in diesem Haus erlebt hat – Anm. d. Autorin].“

Ich frage Claus, ob es auch für ihn schmerzhaft war, dass das Haus nun in andere Hände ging, da es ja doch über mehr als zehn Jahre seine Heimat war:

„... meine Mutter war auch eine ganz Feine, in Form von ganz ordentlich und sauber“

„Von dem Haus und ja, es war ja – so gesehen – unser Zuhause, für eine längere Zeit und das ist, das hat mich, glaube ich, bis heute ein bisschen gebranntmalt, das, was da passiert ist! Meine Mutter war auch eine ganz Feine, in Form von ganz ordentlich und sauber und wenn sie dann umgezogen, als sie umgezogen ist, wir hatten gegenüber der Küche – da war die Tür zum Wohnzimmer – da war eine Wand, meine Mutter hat auf dem Flur bei der Küche die Kartons stehen und die beiden Herrschaften, die da unbedingt einziehen wollten, hatten an dem Tag, wo sie umziehen wollte, gepflegt die Handwerker reingejagt ins Haus. Draußen hat es angefangen zu regnen [die Handwerker hatten die Kisten nach draußen in den Regen gestellt – Anm. d. Autorin].“

„Ja, und meine Mutter war dementsprechend geladen, und hat dann irgendwann ...“ (...)

„... angefangen zu weinen, weil sie nicht mehr konnte und als wir dann fertig waren, also ich hatte zwischendurch Unterstützung bekommen von meinem ganz großen Bruder [Kevin – Anm. d. Autorin], wegen dem Umzug und das hätte ich selber auch nicht ausgehalten und wenn Leute rein da ...“ (...)

„Und da habe ich denn zu ihm gesagt ‘Lass uns in das Büro, und da ein bisschen aufräumen!’ und da habe ich gesagt ‘Eigentlich müssten wir da mal rein!’“ (...)

„Wir wollten sie verhauen, auf gut deutsch, alle beide [die Mitarbeiter aus dem Kinderdorf, die in das Haus einziehen wollten – Anm. d. Autorin]!“ (...)

„Kevin hat dann dafür gesorgt, dass wir das nicht gemacht haben, weil er hat dann gesagt, das können wir nicht machen, dann würde Anne [die Kinderdorfmutter von Claus – Anm. d. Autorin] noch mehr Ärger bekommen, und das ham wir dann natürlich auch nicht gemacht.“ (...)

„... weil ich die Trauer von meiner Mutter [die Kinderdorfmutter von Claus – Anm. d. Autorin] und so und auch mit dem Abschied vom Haus, weil das viel zu schnell ging, das war eine unmenschliche Art ...“ (...)

„Das war tierisch mies und das war, was ich glaube, dass die beiden, die da eingezogen sind, also Anneliese und Karl-Heinz, einfach zu blöd waren, um das zu begreifen, wieso wir da so an dem Haus gehangen haben.“

Die Bedeutung von Freunden im Leben von Claus

„Ich musste ihn denn noch anzeigen, dummerweise“

„... und dann habe ich irgendwann zu meinem Bruder gesagt, bring doch einfach Hugo mal mit ins Krankenhaus, weil er sich nicht alleine getraut hat, aufgrund dessen, was da passiert ist [es geht um den Unfall, an dem Hugo maßgeblich beteiligt war, siehe hierzu das Kapitel „Der Unfall und wie Claus die Reaktionen der Kinderdorfleitung empfand“, s. ab S. 61] und dann ist er auch mit gekommen und so. Und ich hab’ ihm aufgrund dessen, dass wir Freunde waren, ich glaube mal das, weil ich

mit schuld war, da habe ich mir gedacht, das muss ich vergessen. Ich musste ihn denn noch anzeigen, dummerweise.“ (...)

„Die Krankenkasse, weil das ja ein Unfall war, und er mit beteiligt war, musste ich ja eine Anzeige machen ...“ (...)

„Ja, wir haben, in der Hinsicht besprechen wir alles, also da haben wir drüber gesprochen und ich habe ihm gesagt, ich werde das einfach ganz normal machen, die Anzeige und kucken, was draus wird und hab' ich dann dementsprechend auch gemacht. Denn hat er behauptet, dass er im Affekt gehandelt hat und damit war die Sache dann auch durch.“

„Sie hat mich und ich sie als Rettungsanker gesehen“

„... ich hatte noch 'ne Freundin aus der Firma [aus dem Ausbildungsbetrieb von Claus – Anm. d. Autorin], mit der ich viel unternommen hatte, die hatte mich dann auch noch so ein wenig unterstützt, und geholfen und so.“ (...)

„Aber wir haben uns denn ja leider aus den Augen verloren, damals.“ (...)

„Ja, ziemlich sehr, das war echt hart. Weil, wir waren wirklich sehr gute Freunde, sie hatte auch ihre Probleme, sie hat sich von ihrem Freund getrennt gehabt, er hatte sie immer ein bisschen geärgert. Sie hat mich und ich sie als Rettungsanker gesehen. Wir haben uns abends getroffen und sind erst mal einen trinken gewesen.“

Auf meine Nachfrage, ob sie sich wohl gegenseitig unterstützt hätten, antwortet Claus:

„Ja, wie so ein altes Ehepaar eben und so. Und das war dann eben irgendwann nicht mehr so.“

„... und die hat da mir auch da ein bisschen Kraft gegeben“

„... da habe ich eine [eine weitere Patientin aus der Therapie – Anm. d. Autorin] in meinem Alter gehabt, die hab' ich dann als Freundin verloren gehabt, weil die aus Eutin kam und ich aus einem anderen Teil von Norddeutschland.“ (...)

„Ja, die war auch, die war echt lustig und die hat da mir auch da ein bisschen Kraft gegeben. Die, mit der, die war echt sportlich drauf, wir haben viel Badminton und so gespielt gehabt.“ (...)

„Ja, wir haben auch viel rumgealbert oder dann uns ein bisschen lustig gemacht über die Therapievereinigung da.“

„Das war ganz angenehm, dass der auch noch mal da war“

Ja, ich hatte vor allem bei der Therapie, wo wir da in einem richtigen Krankenhaus waren, der Freund von meiner Mutter [der Kinderdorfmutter – Anm. d. Autorin], der jetzige Exfreund, meine Mutter, meine Ex-Freundin und mein Bruder waren zweimal da und einmal war Richard [ein Freund aus einer anderen Kinderdorffamilie – Anm. d. Autorin] noch mit dabei, der ist extern [als Claus nicht

mehr im Krankenhaus, sondern bereits in einer Wohngruppe für Alkoholiker war – Anm. d. Autorin] noch mal zum mir gekommen. Das war ganz angenehm, dass der auch noch mal da war. (...)

„... als ich noch in Nest, in Parnwinkel oben war. Da ist er auch noch einmal hin gefahren, um mich zu besuchen.“ (...)

„Ja, ich hab’ mich gefreut. Das hätte ich nicht gedacht, ich, dass er sagt: ‘Ich komm mal vorbei!’. Das hat er ja schon gesagt, aber das sagen ja viele Menschen: ‘Ich komme dich mal besuchen!’, so. Er hat’s gemacht und das fand ich gut!“ (...)

„... mit ihm kann man auch über vieles so reden, auch über die Geschehnisse vom Kinderdorf und auch über alles andere. Und ähnliches, grandios, so was! Wo ich mit wahrscheinlich anderen Leuten nicht so einfach drüber sprechen würde ...“ (...)

„Ja, wie so ein Bruder ist er eben, der ist, ich vertraue ihm zum Beispiel mehr Sachen an als meinem großen Bruder Günter, so, weil, er ist zuverlässiger!“ (...)

„Wobei, wir haben jetzt aufgrund meines Umzugs nach Seeretz nicht mehr wirklich viel Kontakt, aber wenn, dann machen wir auch was zusammen. Und wenn’s nur einmal ums Dorf ist, ums Rauchen gehen. Nee, aber das ist schon ganz gut so.“

Belastende Ereignisse im Kinderdorf

„Das ging so weit, dass, ja das Messer erhoben worden ist“

„Und, zwischen ’92 und ’94, war meine Mutter auch noch eine sehr lange, über ein Vierteljahr, nicht da, die war im Krankenhaus. (...“

„Ja und dementsprechend hatten wir wieder eine neue Person dort gehabt, ’ne Ersatz- ’ne Familienhelferin, die denn dort dementsprechend eingehütet hat.“ (...)

„Naja, es war ziemlich dicke Luft zwischen uns Geschwistern und der Familienhelferin zeitweise.“ (...)

„Und dann war ja zwischendurch, wie ich vorhin schon angedeutet hatte, dann mit der neuen Familienhelferin, die war sowieso, die war der Knaller, Frau Werner hieß die.“ (...)

„Die war, die war mit uns nie gleicher Meinung, die hat das da alles so’n bisschen merkwürdig geführt. Das ging so weit, dass, ja das Messer erhoben worden ist und ...“

Auf meine Nachfrage wer denn das Messer erhoben habe, antwortet Claus, dass es Kevin, der ältere Bruder aus der anderen Geschwistergruppe gewesen sei, mit dem er in seiner Kinderdorffamilie aufgewachsen war:

„Aber auch nur so mit der Hand auf dem Tisch und so, sie [Claus meint die Familienhelferin – Anm. d. Autorin] hatte damals einen Löffel benutzt gehabt und sie ist dann irgendwann raus gerannt und dann wurde sie auch ausgewechselt, glaube ich, irgendwie so was war das, es ist schon ziemlich lange schon her.“

Ich frage Claus ob er sich nicht mehr richtig erinnern kann:

„Also, dass das ziemlich heftig da abgegangen ist ja und das war auch, dass sie damals raus gelaufen ist auch und dass sie damals nicht wieder gekommen ist auch, aber dann hatten wir noch 'ne Familienhelferin, da war denn alles ruhig.“

Was Claus am Kinderdorf bemängelt

„Also, wenn ich mir so angucke, wie es in anderen Familien abgeht, dann war's ein bisschen zu entspannt!“ (...)

„Na ja, nach Hause zu kommen, jeden Tag war das Essen auf dem Tisch.“ (...)

„Ja, das ist was Schönes, ja aber für die Zukunft hat das, in gewissermaßen, hat das Nachteile.“ (...)

„Man ist einen gewissen Standard-Luxus gewöhnt, wenn schon alles fertig ist, und wenn man denn selber zu Hause ist [später in der eigenen Wohnung – Anm. d. Autorin], dann wundert man sich, schon das Essen muss ich selber machen, und dann beginnt, wenn man darüber nachdenkt, dass man sich das Essen selber machen muss, dann geht einem die Faulheit, wenn man dann denkt, dass man acht Stunden z. B. gearbeitet hat, so und dann fängt man an Fastfood [„zu essen“ – ergänzende Einfügung der Autorin] oder unnütze Sachen zu machen. Das ist ..., so, und das ist wie 'ne Kette eigentlich [Claus meint hier eine Kettenreaktion – Anm. d. Autorin].“

Auf meine Frage, ob er denn wüsste, wie es in „normalen“ Familien sei, berichtet Claus:

„Das war teilweise so, dass die nach Hause gekommen sind, ich kenne das von einem Klassenkameraden, da war ich dabei, der ist nach Hause gekommen und da war das nicht so, da hat er gesagt 'Ich mach mir 'nen paar Brote'. Und da habe ich gefragt 'Warum?' und er hat gesagt 'Meine Mutter kommt erst abends wieder, und da weiß ich dann auch nicht, ob ich dann da bin und ob wir warm essen, oder so.'. Und das ist natürlich was anderes, als wenn man in die Familien reinkommt, da sitzt die Hälfte am Tisch oder man kommt aus der Schule und wird zehn Minuten später zum Essen gerufen.“

Auf meine Frage, ob er sich mehr Verantwortung gewünscht hätte, erklärt Claus:

„Nicht so auf der Basis 'Hättest du Lust da, und da 'ne Verantwortung zu übernehmen oder mal zu kochen' oder so, sondern: 'Du musst dann und dann kochen und keine Diskussion!', so.“

Claus hätte lieber mehr Druck gehabt

„Ja, aber, und zwar nicht in Bereichen 'Du bist pünktlich um sechs drin, oder um sieben', sondern, 'Du musst ab morgen Dir selber was zu essen machen, warm', so, das selber zu erlernen, denn. Auch, es fing beim Essen an und hörte ja bei dem ganzen anderen, bei der Kleidung auf. Wir sind

hingegangen da und bei meiner Mutter war das so, ich brauchte neue Klamotten, hab' da Bescheid gesagt und dann durfte ich los ziehen. Ich hab' Taschengeld gehabt, ich hatte Urlaubsgeld, das war soviel da, das war verrückt, wir sind zwischen '95 und 2003, bis zu meinem Auszug dort, war ich fast jedes Jahr vier Wochen im Urlaub und nicht nur irgendwie in Deutschland, sondern auch viel im Ausland. Und das ist, wenn man sich das heute mal anguckt, das kann sich gar keiner mehr wirklich leisten. Und das konnte sich auch zu dem Zeitpunkt keiner wirklich leisten. Das waren schon Sonderfälle, wo die Familie solange wohin gefahren ist.

Es ist einfach alles zu perfekt

„Alles zu perfekt, ja! Das ist so in den realistischen familiären Situationen, die sind dort [Claus meint im Kinderdorf – Anm. d. Autorin] nicht so, die werden auch nicht so bearbeitet. Die werden nicht so angenommen. Was ich auch sehr bedaure ist, dass sie im Kinderdorf auch nicht auf die Vergangenheit der Kinder eingehen.“⁶ (...)

„Naja, da sind Sprachfehler zum Beispiel, da werden die durch Sprachtherapien zwar behoben, aber dass, oder wenn jemand 'nen seelischen Schaden hat oder so, das wird da, so hatte ich bei mir das Gefühl, nicht so wirklich bearbeitet [siehe hierzu ebenfalls Fußnote 6 – Anm. d. Autorin].“

„... die haben zu viele Angebote im Dorf gehabt“

„Und, was auch sehr, sehr, sehr schwach, was ich sehr bedauert hab', die haben zu viele Angebote im Dorf gehabt. Statt die Leute extern raus zu schicken, in die Stadt raus, zum Musikunterricht und so, zum Beispiel jetzt, gerade da, wo man sich aktiv betätigen könnte, da kann man am besten Freundschaften schließen, oder Leute kennen lernen oder – wie auch immer – aber das haben sie leider [„unterbunden“ – Anm. d. Autorin].“⁷ (...)

„Und man hat sich darauf beschränkt, man hat uns, im Prinzip, wenn ich heute darüber nachdenke, dann hat man, hat seine eigene Welt gehabt, die eigenen Leute, die – es hätte nur noch ein eigenes Geschäft dort gefehlt – dann brauchte man gar nicht mehr auswärts raus.“

„Irgendwie wurde man ja immer gerettet“

„...im Kinderdorf war das ja so, man hat ja immer alles, hat man Mist gebaut, hat man Ärger bekommen, hat man Schulden gemacht, die wurden bezahlt!“ (...)

„Irgendwie wurde man ja immer gerettet und: 'Mach das nicht noch mal!'“

⁶ Hier möchte die Autorin anmerken, dass es wie schon im Kapitel „2.1.1 Die Kinderdorffamilie“, siehe S. 10, angemerkt, durchaus therapeutische Angebote gibt, die sich zwangsweise mit der Vergangenheit der Kinder auseinander setzen – da dies jedoch Claus' Empfinden ist, möchte ich es hier gern stehen lassen.

⁷ Auch hier soll kurz angemerkt werden, dass es zwar tatsächlich viele interne Angebote im Kinderdorf gibt, aber die Kinder auch externe Angebote in Sportvereinen und Musikschulen etc. nutzen dürfen. Dies wird jeweils von den verschiedenen Kinderdorfmüttern unterschiedlich gehandhabt.

„Und das führt bei vielen zum Abstürzen“

„... und das Ärgerliche zwischen dem Kinderdorf und dem realen Leben ist, die Freiheit, die man im Kinderdorf hat, die hat man hinterher nicht, die versucht man sich hinterher irgendwie zu holen. Und das führt bei vielen zum Abstürzen.“ (...)

„Ja, im Kinderdorf, da war das egal, ob ich da getrunken hab, da musste ich ja nicht arbeiten gehen, um für irgendwas zu kämpfen. Da hätte ich ja auch in der Woche und Prost und mal ein Bierchen und dütt, dütt ...“

Der Unfall und wie Claus die Reaktionen des Kinderdorfes empfand

„... alles was sich nicht an der heilen Welt dort beteiligt, das wird eliminiert“

„Dann hatte ich auch noch zum Überfluss einen kleinen Unfall gehabt, den mir – ich überlege gerade wie das war – ob ich erst den Unfall hatte oder dann den Umzug? Ja, ich hatte erst den Unfall gehabt! Richtig! Und dann bin ich aus dem Kinderdorf ausgezogen und der Unfall hatte eigentlich mit dem Kinderdorf gar nichts zu tun, aber damit hat man, mit dem Unfall hat man gesehen, wie die mit Leuten umgehen, dass sie die Leute nicht therapieren, sondern alles, was sich nicht an der heilen Welt dort beteiligt, das wird eliminiert.“

Ich bitte Claus, das zu erklären:

„Also, die damalige, ich war damals bei dem Unfall mit einem, jemand, der mit aus dem Kinderdorf war mit, wir waren zusammen an dem Unfall beteiligt.“ (...)

„Bei Hugo haben sie damals falsch oder Hugo hat, glaub' ich, damals falsch argumentiert, der hat einen ganz großen Fehler gemacht!“ (...)

„Der hat wahrscheinlich erzählt, dass er mich zusammengeschlagen hätte, und das hat sofort zu seinem Rausschmiss, ja, geführt. Und statt ihm eben irgendwie zu helfen oder zu fragen, vor allem, man hat mit mir kein Wort geredet.“

Ich frage Claus, dass ihm das wahrscheinlich sehr zu schaffen gemacht hat:

„Ja, weil, wir waren sehr gute Freunde gewesen! Und was ich nicht verstanden habe, dass sie nicht mal eine Minute abgewartet haben, Luft geschnappt hätten, nun und dann mit mir darüber geredet hätten, was da überhaupt Sache ist! Die haben ihn ja wirklich eiskalt aus seiner Familie, aus seinem Familienleben rausgerissen gehabt, ihn weit weg bloß, dass er nicht so schnell wieder zurückkommen kann.“

„... die hätten ja wenigstens abwarten können, bis ich ansprechbar bin“

„... die hätten ja wenigstens abwarten können, bis ich ansprechbar bin, und dann hätten sie mit mir reden können.“ (...)

„Na ja, es gibt, doch er hat zwar zugetreten, aber ich bin, der Hauptunfall ist passiert, weil ich am Kantstein abgerutscht war und zu betrunken gewesen war. Es wäre wahrscheinlich nicht so mies ausgegangen, wenn ich dann nicht abgerutscht wäre, nicht so betrunken gewesen wäre. In der Hinsicht war das gar nicht mal so seine Schuld, sag ich mal so. Die haben total überreagiert und dadurch in gewissermaßen das Leben von diesem Menschen, die Zukunft dieses Menschen einen Strich durch den Faden gezogen [Claus meint „einen Strich durch die Rechnung gemacht“ – Anm. d. Autorin], will ich mal so behaupten einfach.“

„Die haben, ja, die haben einfach über alle Nasen hinweg entschieden“

„Die haben, ja, die haben einfach über alle Nasen hinweg entschieden, was gut für ihn ist, dass aber für ihn gar nicht gut war, da hin zu gehen, das ist ja eine andere Sache. Ja und das haben die, die haben auch hinterher nie mit mir wirklich geredet darüber, gar nichts.“

„... er ist nicht das einzige Opfer“

„Und mir ist aufgefallen, die haben das auch nicht, er ist nicht das einzige Opfer, was das betrifft, es gab da noch mehr Leute, mit denen ich befreundet war, die einer nach dem anderen entweder auf die kriminelle Art und Weise auf der kriminellen Bahn gelandet sind oder die einfach rausgekickt worden sind und in eine psychosomatische Klinik rein gekommen sind. In so'ne psychiatrische Einrichtung. Die [Claus meint hier die Kinderdorffleitung – Anm. d. Autorin] haben, die haben immer ihren Ruf und ihre, dieses goldene Dorf von außen, diese Hülle haben sie immer bewahrt. Und das verstehe ich bis heute nicht! Wo sie immer wieder Fehler machen.“

Die Wichtigkeit von Bezugspersonen

„Da sind jetzt verschiedene Sachen, ein Kinderhaus wurde dort eingerichtet, auf gut Deutsch eine Großfamilie ist das, mit, statt mit 'ner Mutter mit, ja Sozialpädagogen.“

Ich frage Claus, ob er damit meint, dass die Sozialpädagogen im Schichtdienst arbeiten:

„Im Schichtdienst, ja, und das halte ich auch nicht für richtig!“ (...)

„Auch wenn das in gewissermaßen, so ein bisschen: ‘Ach, wir sind doch so eine tolle Familie!’ [Claus meint hier die Kinderdorffamilie – Anm. d. Autorin] ist, ist das hilfreicher, glaube ich, als wenn man in so'ner Groß-WG lebt, wenn ich wirklich ...“ (...)

„Ja, weil erstens eine Bezugsperson dort ist, die man aufgabeln kann, mit der man mal reden kann, mit der lebt man im Grunde rund um die Uhr dort.“

Ich frage Claus, ob er mit der Bezugsperson die Kinderdorfmutter meint:

„Ja! In der Hinsicht, die Absichten selber von so’ner Kinderdorfmutter sind sehr gut eigentlich, aber sie, mittlerweile haben sie die eh verletzt die Absichten, das ist vielleicht aus Kostengründen.“ (...)

„... es sind weniger Kinderdorfmütter da“

„Na ja, es sind weniger Kinderdorfmütter da, sondern mehr Sozialpädagogen oder irgendwelche Betreuer oder Praktikantinnen, oder so.“ (...)

„Die [Claus meint hier die „Sozialpädagogen“ – Anmerkung der Autoren], die das alles beruflich machen, die kommen von acht bis acht, dann kommt die Nachtschicht bis zum Morgen, und dann kommt wieder, das ist mehr so’ne Aufzuchtstation. Mit wechselnden Betreuern.“

„Das ist ein Gang und Gehen, ein Kommen und Gehen und das halte ich für schlecht.“

Auf meine Frage, ob man denn nicht auch zu denen eine Beziehung aufbauen könne, antwortet Claus:

„Nee, höchstens freundschaftlich oder so, zu den Kindern, aber nicht irgendwie so’ne vertrauenswürdige Beziehung.“ (...)

„Bei den Kindern ist das so, die jetzt in diesem Kinderhaus sind, nachdem sie da raus sind, weil sie groß sind, kommen Sie vielleicht noch in eine WG, extern vom Kinderdorf. Ja, in eine WG, dort ziehen sie dann aus, aber haben den Halt zu dieser Gemeinschaft denn nicht mehr, ja, weil da neue Leute sind. Das ist ein Gang und Gehen, ein Kommen und Gehen, und das halte ich für schlecht.“

Ich frage Claus, ob die Betreuer denn nicht trotzdem vielleicht Freude dran haben:

„Aber nur von acht bis acht, danach sind sie genervt, weil sie Feierabend haben!“ (...)

„So habe ich das Gefühl manchmal!“

Die Ausbildung von Claus

„Die Ausbildung, die eigentlich so’n Rettungsanker vor den Problemen, die ich so hatte, war“

„Ich hatte im Kinderdorf [Claus meint „als ich noch im Kinderdorf war“; denn gesucht hat er auf dem freien Arbeitsmarkt – Anm. d. Autorin] meinen Ausbildungsplatz gesucht gehabt und hatte denn meine Ausbildung zum Glas- und Gebäudereiniger begonnen und hab’ dementsprechend jetzt dann die Ausbildung gemacht gehabt. Die Ausbildung, die eigentlich so’n Rettungsanker vor den Problemen, die ich so hatte, war. Das war die Arbeit. Na ja, die Arbeit, die lief immer reibungslos, das war dann nicht so problematisch, weil man mit den Menschen dort ein Arbeitsverhältnis hatte, da sind auch welche gekommen und gegangen, aber das war nicht so extrem, wie jetzt privat.“ (...)

„Das war neutraler, ja. Und man hat sich dort, man hatte dort seine Grund-Crew gehabt, so der Ausbilder und ein, zwei Azubis und die Chefin, die sind immer geblieben, so durchgehend, die haben auch nicht gewechselt oder gekündigt.“ (...)

„Ja, die Arbeit, die war, es war geregelt, es hat sich so schnell nichts geändert, wir hatten, ich war auch viel unterwegs, was ich auch sehr schätze, wenn ich viel unterwegs bin und nicht irgendwie immer am gleichen Ort.“ (...)

„... und das waren auch variable Arbeitszeiten, in Form von, unterschiedlich, das war nicht so wie Schule, dass man da morgens um sieben aufgestanden ist, sondern ich hatte auch mal die Chance, bis um zwölf im Bett zu liegen und dann nachmittags was zu machen bis abends.“

Claus und der Alkohol

„... und ich hab’ immer Alkohol getrunken“

So und das ist, ich hab’ dann zwei Jahre dort ein bisschen vor mich hingeeiert in Gartenstadt, wo ich gewohnt hatte, so planlos eigentlich. War ziemlich anstrengend und nervig, weil man nix mehr zu tun hatte und so und ich hab’ immer Alkohol getrunken.“ (...)

„Ja, ich musste gucken, wie ich meine Miete bezahl’, und wie ich über die Runden komm’.“ (...)

„Dadurch bin ich dann auch in die Alkoholszene ein bisschen reingerutscht. Im Großen und Ganzen würde ich mal so sagen, dass, ich habe mich damals an eine Suchtberatungsstelle gewandt – in gewissermaßen.“

Ich frage Claus ob er die Suchtberatungsstelle von sich aus aufgesucht hat:

„Ja, jein, das Arbeitsamt hat damit zusammen gehangen auch, weil ich hatte damals die Fortbildung, die Berufsvorbereitung, Bildungsjahr gemacht und hab, und bin da ein paar Mal besoffen auf der Matte erschienen.“ (...)

„Ich bin ja denn bei diesem berufsvorbereitenden Bildungsjahr für meinen Neustart [da Claus seine Ausbildung wg. der Folgen seines Unfalls nicht abschließen konnte, hat er über das Arbeitsamt Unterstützung für einen neuen Berufsanfang bekommen – Anm. d. Autorin], ein paar Mal betrunken dort aufgekreuzt. Es lag aber daran, weil die Personen, die dort verantwortlich für mich waren, den einen, den kannte ich aus der Kirche von früher und was ich natürlich nicht gewusst habe, womit ich nicht gerechnet habe, dass ausgerechnet er da sitzt.“ (...)

„Der war – in der Hinsicht – ein Glück ehrlich zu mir, dass er mir gleich von vornherein gesagt hat ‘Aufgrund deiner Krampfanfälle, wird das für uns wahrscheinlich fast unmöglich, dich an eine Ausbildung zu vermitteln und überhaupt was zu finden!’.“ (...)

„Ja, er hat mir zwar gesagt, dass viele vermittelt werden, aber meistens nicht alle, die, nicht alle sind, die, die entweder rumeiern, viel fehlen oder so ‘Und bei Dir’, hatte er gesagt, ‘ist es ein

spezieller Fall, bei Deinen Krämpfen, das haben wir hier noch so gut wie nie gehabt, das ist ein wenig schwierig'.“ (...)

„Er hat mir im Voraus den Mut genommen“

„Er hat mir im Voraus den Mut genommen. Das war natürlich denn hart. Und ich hab' denn, damals bin ich durch die Gegend gegangen, hab' gesoffen, ich hab' auch wirklich ein Praktikum da gemacht, im Hauswirtschaftsbereich. Was mir so im Großen und Ganzen gefallen hat, es war nämlich wirklich berufsnah. Und dann habe ich dort, wie soll ich sagen, das Praktikum beendet gehabt und hab' denn nach diesem BVB-Lehrgang⁸ immer weiter getrunken und irgendwann bin ich dann mal, weil das Arbeitsamt sagte, nach diesem Lehrgang: 'Herr Hartung, wir können Sie so nicht vermitteln, es ist völlig unmöglich'. Dann bin ich irgendwann mal zu 'ner Suchtberatungsstelle gegangen.“ (...)

„Ja, und hab' mal gefragt, wie das aussieht und hab' mich denn entschieden, Langzeittherapie zu machen und – wie war denn das – musste einen Antrag stellen. Und zu dem Zeitpunkt war ich ja an einem Punkt angekommen, wo ich eigentlich gar keine Lust mehr auf irgendwas hatte, dementsprechend auch die Mietzahlungen und so was ein bisschen aufgegeben hab'.

„... die können da gar nichts verlieren“

„Ja, wo ich in gewissermaßen dem Kinderdorf ein bisschen die Schuld für gebe, weil die auch in so einer Situation wird man nicht trainiert, so redet man darüber nicht, weil die sind da in so einer goldenen Welt, die können da ihre Miete zahlen, die können da gar nichts verlieren.“

Die Therapie

„... und denn hab' ich dort auch einige therapeutische Gespräche geführt“

„Und dann kam 'ne Bescheinigung von der LVA, dass ich in die Drogenentzugs-Klinik für drei Monate kommen kann.“ (...)

„Und da hab' ich mir denn gedacht 'Gut, dann nimmst du das Notdürftigste mit, diese Papiere und denn lässt du das hier einfach mal vor dich hin laufen, vielleicht kommen sie dann ja her und machen, was sie wollen damit.'. Dann hab' ich alles aufgegeben dort, bin in 'ne Langzeittherapie gegangen, so und denn hab' ich dort auch einige therapeutische Gespräche geführt, über meine Vergangenheit und so“

„... das Dringendste wollten sie herausfinden durch, warum ich so viel getrunken hab'“

„Ja, ich hab' in gewissermaßen, im Grunde, das Dringendste wollten sie herausfinden durch, warum ich so viel getrunken hab', eigentlich. Die hat zu mir gesagt 'Herr Hartung, ich, Sie sind so jung. Wir

⁸ BVB steht für Berufsvorbereitungsmaßnahme, die vom Arbeitsamt gefördert wird – Anm. d. Autorin.

können nur gucken, wie wir Sie am besten stabilisieren. Dass Sie trocken bleiben, glaube ich nicht und wir können gucken, den Grund herausfinden!'.“

Auf meine Frage, dass das doch sicher recht entmutigend gewesen sei, antwortet Claus:

„Ja, das sind so zweigeteilte Wege, die man gehen kann. Der eine ist geradeaus: man bleibt trocken. Und der andere ist: man geht links rum, nee, warte, halt, der eine ist rechts rum und der andere ist links. Der rechts rum ist, da hat man halt Glück und der Kopf hat noch Klack gemacht, man bleibt stabil, man weiß, was sich gehört, man hat gelernt.“ (...)

„Der linke Weg ist, man stößt wieder voll ab, dann ist es wichtig, sich Hilfe zu holen, noch mal und den Weg noch mal zu gehen mit dem gewissen: ‘Ich darf nicht trinken und ich weiß, wo das endet’. Ich bin so weit, ich kann sagen, in der Hinsicht, dass, es gibt zwei, drei Therapeuten da, die das verstehen, die restlichen verstehen das nicht. Also, ich hab’ denen mal gesagt – dummerweise hab’ ich mich verraten – also ich hab’ bis jetzt, keinen Alkohol wieder angerührt.“

„Ich hab’ definitiv meine Disziplin verloren“

„... bei der einen Therapeutin, als ich in Warendorf war, hab’ ich das erzählt, ich weiß, was mein Fehler war. Ich hab’ definitiv meine Disziplin verloren, ich bin einfach Tagträumer gewesen.“ (...)

„Ja, und das ist das, was nicht sein darf und das, der Alkohol hat – glaube ich – nur, den hab’ ich nur gebraucht, um meine Tagträume noch ein bisschen zu intensivieren. So’n bisschen, gebraucht hätte ich ihn [„den Alkohol“ – Anm. d. Autorin], glaub ich, gar nicht. Wär’ da nur die richtige Person gekommen und hätte gesagt: ‘Pass mal auf, wir räumen jetzt auf, wir machen noch ein paar Anträge, wir retten die Wohnung, danach beginnen wir die Ausbildung und, und, und!’, das hätte ich von mir aus eigentlich machen müssen, aber ich war zu schwach, zu dem Zeitpunkt, weil ich zu weit runter war!“

„... es lag an meiner fehlenden Lebenserfahrung“

„... ich hab’ ja mich dazu hinreißen lassen, meine Suchterkrankung anzunehmen, dass ich jetzt suchtkrank bin, hab’ ich, musste ich ja annehmen, sobald ich auf Therapie ging.“ (...)

„Von meinem Gefühl her ist es nicht so, es war ein bisschen wild, es war ein bisschen viel und es lag an meiner fehlenden Lebenserfahrung. So, diese Lebenserfahrung konnte ich mir jetzt ein bisschen wieder aufstocken, so.“

„Wobei mit dem Alkohol, das hätte ich, glaube ich, auch ambulant klären können“

„Ich glaube aber, dass ich die Therapie ... ich hab’ glaube nicht diese Sucht, also diese Therapie aufgrund der Sucht gemacht, sondern einfach nur eine Therapie, um mich selber wieder mal ein bisschen aufzubauen. So, um mir klar zu werden, wo ich da stehe, was ich machen will, wer ich bin und so. Wobei mit dem Alkohol, das hätte ich glaube ich auch ambulant klären können. So dass es reduziert wird oder, dass ich da irgendwelche Einschränkungen bekomme oder so. Das hätte ich schon geschafft.“

Claus berichtet auf meine Nachfrage, dass er seit der Therapie völlig trocken ist:

„Völlig trocken! Also, ich sag's mal so: ich hab' meiner vorletzten, nee, meiner letzten Therapeutin auch gesagt 'Ich kann nicht garantieren, dass ich das halte!'. Und da meint sie 'Klar, du bist jung, vielleicht hat's jetzt in deinem Kopf Klick gemacht, du kannst jetzt gemäßigt trinken.'“

Ergebnisse durch die Therapie

„... meinen Stolz abzulegen hab' ich nur mit der Therapie geschafft“

„So weil, ich hatte damals dummerweise, das hab' ich aber auch nicht im Kinderdorf gelernt, Schwächen zu zeigen, zu sagen: 'Ich kann das nicht!' oder wie auch immer. So, und diesen, meinen Stolz abzulegen hab' ich nur mit der Therapie geschafft, dieser Langzeittherapie. Hab' ich das denn geschafft, den abzulegen und wenn ich Hilfe brauchte, zu sagen 'Hier, ich hab' mal 'ne Frage, könnte ich mal'.“

„... einfach mal zu tun und lassen was ich eigentlich will“

„Ja, das ist, also ich hab' mir damals geschworen, dass ich versuchen werde, mit dem Kinderdorf Schluss zu machen. Also einen Strich über das, was war, zu ziehen und einfach mich auf meine Ziele zu konzentrieren, einfach mal zu tun und zu lassen, was ich eigentlich will. Mir einen Kopf machen, was ich erreichen will.

„... mittlerweile weiß mein Kopf Bescheid“

„... im Kinderdorf, da war das egal, ob ich da getrunken hab, da musste ich ja nicht arbeiten gehen, um für irgendwas zu kämpfen. Da hätte ich ja auch in der Woche und Prost und mal ein Bierchen und dütt, dütt ... so, und jetzt ist das so, mittlerweile weiß mein Kopf Bescheid. Das werd ich auch in Zukunft so finden, bevor ich, wenn ich irgendwo was trinken gehe, vorher zu gucken: 'Hast du Lebensmittel im Kühlschrank?', 'Welcher Tag des Monats ist?' und da sind ja noch mehr: 'Ist die Miete bezahlt?', 'Ist das bezahlt?', 'Was könnte noch auf dich zukommen?', 'Wie viel darfst du vertrinken?'“ (...)

„Erst alles genau regeln und so.“

„Das waren einfach nur Menschen, die deine Schwächen ausgenutzt haben“

„Durch die Therapie habe ich viel gelernt, auch den Umgang mit anderen, ja Menschen ...“ (...)

„Ich hab' vor allem – in gewissermaßen – gelernt, nicht mehr in diesen Tagträumen [„zu leben“ – Einfügung der Autorin] aber mit dieser, mit dem Alkohol, der Alkohol hat diese Scheinwelt, die, du kommst nach Hause, hast deine Wohnung, das Bett wartet, das ist ja alles genial. So und das hat, der Alkohol hat dafür gesorgt, dann bist du mal mit Freunden stockbesoffen. Und da fragt man sich denn, heute frag ich mich – in Anführungszeichen – 'Freunde'? Das waren einfach nur Menschen, die deine Schwächen ausgenutzt haben. In Form von 'Kannst du mal zahlen?' oder 'Können wir bei Dir pen- nen?', oder so.“

„Diese Therapie hat mir die Realität des Lebens gezeigt“

„Diese Therapie hat mir die Realität des Lebens gezeigt. Für andere Leute hilft sie mehr, sich von der Sucht abzuwenden, aber ich war da mehr, ich hab’ beobachtet, hab’ zwar vieles mitgemacht, aber mehr beobachtet, geguckt, wie ich ein anderes Leben hatte, was ich, und das ich das nicht gerade als Vorteil bezeichnen würde. Es war zwar schön ruhig, aber es war nicht lehrreich, es war keine Lehre fürs Leben. So, wie ich das erwartet hätte, glaube ich, so im Nachhinein.“

Der Neubeginn nach der Therapie

„Also, ich weiß jetzt, wo es jetzt lang geht, was ich zu tun hab, und was ich zu lassen hab“

„Ja und von der Therapie aus, wo ich jetzt bin, das, da würde ich jetzt sagen, da plane ich jetzt meinen Neubeginn. Also, ich weiß jetzt, wo es jetzt lang geht, was ich zu tun hab, und was ich zu lassen hab.“ (...)

„... ich muss entscheiden, ob ich in Seeretz wohnen bleibe. Ja und beruflich will ich wieder eine Ausbildung machen. Aber das ist auch ein tierisches Chaos im Moment, so’n bisschen. Ich muss mir ’ne Ausbildungsstelle, ich muss mir dann aussuchen, was ich machen möchte, weiß aber nicht was. Wenn ich was weiß, dann muss ich mich darauf bewerben. Die vom Arbeitsamt hat mir zugesichert, dass sie mit Zuschüssen die Firma ködern, so dass ich ’ne höhere Einstellungschance habe.“ (...)

„Ich sag’s mal so, ich möchte ’nen Gesellenbrief in der Tasche haben und meinen Führerschein und ’ne Wohnung suchen und das alles in zwei Monaten.“

Claus weiß natürlich, dass das in zwei Monaten nicht zu schaffen ist, dennoch merke ich an, dass er sich da ja einiges vorgenommen hat:

„Ja, aber ich sag mal so, das sind alles so Sachen, die man schaffen kann. Kann man wirklich! Wenn man will!“

Claus hat gelernt, Grenzen zu erkennen und zu setzen

Claus berichtet davon, dass während seines Ein-Euro-Jobs als Friedhofsgärtner von einer älteren Dame, die er vom Friedhof kannte, die Kinder und Enkel ums Leben gekommen sind. Er entscheidet sich, am Tag der Beerdigung nicht zu arbeiten:

„Leute in seinem Alter unter die Erde zu bringen, das ist was anderes, als wenn man eine 90jährige Oma oder ’nen Opa („begräbt“– Einfügung der Autorin] und da ziehe ich mich denn doch zurück, weil, das will ich gar nicht. Das wäre ’ne Belastung für mich, die ich irgendwie wieder ausbaden darf. Und dann sag ich dann auch: ‘Halt! Stopp!’.“

Ich teile ihm mit, dass ich es toll finde, dass er gelernt hat, seine Grenzen zu erkennen:

„Das hat lange gedauert, bis ich die gefunden hab.“

Claus kann sich inzwischen auch selbst Grenzen setzen:

„Gut, ich mache heute auch noch Blödsinn, aber da denk ich vorher drüber nach, was für Konsequenzen das für mich haben kann. Wenn ich sag ‘Die Konsequenzen sind akzeptabel!’, dann mache ich den Blödsinn. Wenn ich mir natürlich sag ‘Die Konsequenzen kann ich nicht tragen!’, dann mache ich es lieber nicht.“ (...)

„Ja, früher war ich ein bisschen, wie sagt man ‘labil’. Also da hätte jemand zu mir sagen können ‘Claus, wir gehen morgen in die Disco! Ich hole dich um acht ab.’ Ich würd’ zu Hause um acht stehen und sagen: ‘Ja, ich bin bereit!’ ob ich will oder nicht, ich wäre mitgegangen. So und heute, wenn das jemand zu mir sagen würde, dem würde ich einen Vogel zeigen.“

Claus’ Fazit

„... dass ich froh bin, diesen Absturz gemacht zu haben“

„Ja, dass ich froh bin, diesen Absturz gemacht zu haben. Da bin ich irgendwie voll froh drüber – er kost’ zwar ohne Ende Geld und Nerven, aber er hat für mich was Gutes.“

Ich frage Claus, wie er die Gefahren eines Rückfalles für sich einschätzt:

„Wenn ich jetzt wieder rückfällig werd’? Wenn, nee, ich, wenn ich’s jetzt nicht schaffen sollte, wenn wieder alles außer Kontrolle, dann ja, aber dann weiß ich auch, dass ich, so, ich verurteile mich in der Hinsicht nicht, weil ich vorher die Gefahren des Alkohols und auch des Lebens nicht erkannt hab, weil ich es nicht wusste. Mittlerweile weiß ich’s und denke mal, dass ich damit umgehen, ordentlich damit umzugehen habe. Dass es wichtig ist, weil ich vorher keine Verantwortung übernommen hab.“ (...)

„Es gibt einem Halt, ja, man kann auch immer irgendwie zurück über gewisse Umwege in dieser Therapie kann man wieder reinkommen, wenn man es jetzt nicht geschafft hat.“

„Die Therapie ist der Start zu einem Neuanfang“

„Also es ist ja nicht so, wenn man auf Therapie ist, ist alles gut. Die Therapie ist der Start zu einem Neuanfang. Man beginnt dort, am Ende der Therapie ist es eigentlich ein Neuanfang, denn da wird man denn getestet, ob man es schafft. Das ist, dann kommt es für mich darauf an.“

Seit unserem Gespräch sind fast zweieinhalb Jahre vergangen und in Claus Leben hat sich einiges getan. Zum Beispiel hat er vor knapp einem halben Jahr eine Ausbildung zum Einzelhandelskaufmann in einer Tierfutterhandlung begonnen. Die Ausbildung ist abwechslungsreich und bringt ihm Spaß. Claus hat es geschafft, nach wie vor trocken zu bleiben, was ich unglaublich bewundere. Er hat sich auch wieder eine kleine Wohnung für sich allein mieten können. Und er hat ein paar neue Freunde gefunden, die er sich diesmal sorgfältig ausgesucht hat.

5.2.3 Jessica

Jessica und ich treffen uns am 28. Mai 2007 – zum Zeitpunkt unseres Gespräches ist Jessica 23 Jahre alt.

Jessica wurde in Bad Oldesloe geboren. Ihr erstes Lebensjahr hat sie bei ihren Eltern verbracht. Da diese jedoch beide alkoholabhängig waren und die Mutter zusätzlich an Krebs erkrankt war, kam sie mit einem Jahr zu ihren Großeltern.

Ihre Mutter starb, als sie ca. fünf Jahre alt war. Als zwei Jahre später auch der Opa starb und die Oma mit ihr allein überfordert war und zudem hintereinander zwei Herzinfälle hatte, musste Jessica vorübergehend zu ihrer Tante ziehen. Hier fühlte sie sich jedoch aufgrund der strengen Regeln nicht wohl und nach einigem hin und her durfte sie dann, bis ihre Oma aus der Rehaklinik zurückkam, zu ihrem Cousin ziehen.

Ihre Oma hat sie dann vorerst nach ihrer Rückkehr wieder aufgenommen, aber es war bereits von der Tante in die Wege geleitet worden, dass sie in ein Kinderdorf übergeben werden sollte.

Im Alter von zehn Jahren kam Sie dann in eine Kinderdorffamilie, dort hat sie mit drei anderen Kindern zusammen gelebt, die alle nicht miteinander verwandt waren; Margit, ca. ein Jahr älter; Patrick, ca. zwei Jahre älter und Martin (siehe auch Abschnitt 5.2.6 Martin, ab S. 126), ca. zwei Jahre jünger.

Da die Kinderdorfmutter offensichtlich nicht mehr ganz gesund war (es war bereits ihre zweite Generation Kinder), gab es extrem strenge, dabei aber uneinheitliche, verwirrende Regeln und so sind Jessica und Margit ca. fünf Jahre, nachdem Jessica ins Kinderdorf gekommen war weggelaufen.

Nach einigem hin und her wurde die Kinderdorffamilie aufgelöst und eine Jugendwohngruppe eingerichtet. Jessica ist im Alter von ca. 17 Jahren in eine eigene Wohnung gezogen, bis dahin war sie gute zwei Jahre in der Wohngruppe geblieben, in der es in dieser Zeit noch einen Umzug in ein Haus außerhalb des Kinderdorfes gab.

Jessica hat ihren Hauptschulabschluss gemacht und danach erfolgreich eine Ausbildung zur Hauswirtschafterin absolviert. Während der Ausbildung hat sie auch ihren jetzigen Ehemann kennen gelernt, mit dem sie einen gemeinsamen Sohn hat.

Zurzeit ist Jessica Hausfrau und Mutter und kann sich gut vorstellen, einen 400-Euro-Job anzunehmen, sobald ihr Sohn im Kindergarten ist.

Das Gespräch mit Jessica war für mich sehr beeindruckend. Obwohl ich sie gut kenne (wir hatten uns im Ferienlager näher kennen gelernt, nachdem sie in die Wohngruppe gezogen

war) und wir nach wie vor einen guten Kontakt haben, hat sie nie viel von ihrer Vergangenheit erzählt. Das habe ich respektiert. Umso mehr habe ich mich gefreut, dass sie hier so offen, insbesondere über die belastenden Erfahrungen in ihrem Leben gesprochen hat. Jessica hatte sich vor unserem Gespräch einen kleinen Spickzettel geschrieben, auf dem sie in Stichpunkten die Themen geschrieben hatte, die sie mir erzählen wollte. Im Wesentlichen hat sie dann aber doch völlig frei erzählt und sich nur ein oder zweimal des Zettels bedient.

Jessicas Beziehung zu den leiblichen Eltern

„Ich hab’ sie noch in den Tod mit begleitet“

„Ich bin 1983 in Bad Oldesloe geboren und habe nach dem ersten Lebensjahr bei meiner Oma gelebt. Meine Mutter wohnte gleich zwei, drei Häuser nebenan, war allerdings schwer krank, hatte Krebs und war auch nicht mehr fähig, ’nen Kind, ja, zu erziehen.“ (...)

„Beide Eltern waren alkoholabhängig. Meine Mutter natürlich auch durch die Schmerzen, die sie durch den Krebs hatte.“ (...)

„Als ich fünf Jahre alt war, verstarb meine Mutter am Krebs und am Alkohol auch. (...)

Ich saß neben ihr. Ich hab’ sie noch in den Tod mit begleitet. Ich hab’ ihr die Hand gehalten.“ (...)

„Sie hat auch noch mit mir gesprochen. Aber so richtig bewusst war mir das damals noch nicht, dass meine Mutter geht, das, was davon alles abhängt.“

„Ich hatte vor meinen Eltern quasi Angst“

„Ich kann mich auch an die Zeit mit meiner Mutter noch gut dran erinnern. Aber es hatte nicht viel Bedeutung, weil ich sowieso bei meiner Oma gelebt hab. Ich hatte vor meinen Eltern quasi Angst, ja in dem Sinne schon. Weil sie haben viel Alkohol getrunken. Die Bude war immer voll mit deren Freunden, mit denen sie geraucht und getrunken haben.“ (...)

„Und dann wollte meine Mutter natürlich, dass ich auch ab und zu mal zuhause schlafe. Ich hatte dort ja auch mein eigenes Kinderzimmer. Aber es war sehr problematisch durch diese Ängste, die ich hatte. Ich hatte, kannte meine Mutter in dem Sinne auch nicht so gut, wie ich nun meine Oma kannte. Und sie hatte auch ’ne Behinderung in den Beinen durch ihre Geburt damals und konnte auch nicht richtig laufen und das war auch für mich schon ’nen bisschen beängstigend, weil ich damit auch nichts anfangen konnte.“ (...)

„Und ich weiß, ich kann mich auch dran erinnern, wenn ich bei ihr geschlafen hab, bei meinen Eltern, dass ich dann sofort, wenn ich morgens wach war, mir den Schlüssel besorgt hab’ entweder, und denn durch die Haustür abgehauen bin gleich oder ich bin über den Balkon gesprungen. Das war aber im ersten Stock, das war ganz gut zu machen, bis sie es irgendwann mal bemerkt hat und dann

vor mir aufgestanden ist und versucht hat, mich aufzuhalten. Aber das hat nicht viel genützt, also wenn ich wollte, bin ich abgehaun.“

Der Kontakt zu Jessicas Vater

Ich frage Jessica, ob sie später noch einmal Kontakt zum Vater gehabt hätte und sie berichtet:
„Im Kinderdorf nicht so, eigentlich gar nicht. Im Kinderdorf hatte ich gar keinen Kontakt zu meinem Vater. Er war ja auch Alkoholiker.“

Mich interessiert, ob Jessicas Vater inzwischen kein Alkoholiker mehr ist und sie erzählt:

„Nee, er ist dann mit ja, zwei, drei Jahre als ich im Kinderdorf war, dann hat er aufgehört zu trinken [Jessica will damit ausdrücken, dass ihr Vater aufgehört hat zu trinken, als sie bereits zwei, drei Jahre im Kinderdorf war – Anm. d. Autorin]. Hat auch lange gebraucht, um trocken zu werden. Aber er hat's geschafft. Und nachdem ich dann meine eigene Wohnung hatte, aber er hatte sich immer geschämt dafür, dass er Alkoholiker war und trockener Alkoholiker ist und dass er, er sieht jetzt auch nicht so super gepflegt aus.“ (...)

„Ja, und er hat sich auch geschämt, sich dann irgendwo zu zeigen und irgendwo hinzugehen. Aber als ich dann meine eigene Wohnung hatte, wurd' das anders. Er, ich bin ihn besuchen gegangen, er ist zu mir gekommen. Wir hatten wieder sehr guten Kontakt, so wie's auch früher war, wo ich bei meiner Oma war, da bin ich regelmäßig zu meinem Vater gefahren. Ja, das hatte sich somit denn auch wieder verändert.“

Jessicas Beziehung zu den Großeltern und den anderen Verwandten

Jessica lebte erst bei den Großeltern, aber zwei Jahre nach dem Tod der Mutter verstarb auch der Großvater:

„... ich wusste gleich, dass irgendwas nicht stimmt“

„Der verstarb zwei Jahre später, auch an Krebs und das hab' ich auch mitbekommen.“ (...)

„Ja, ich kam von der Schule und ich wusste gleich, dass irgendwas nicht stimmt. Er lag in seinem Bett im Schlafzimmer und ich kam nach Hause. Ich wollte natürlich gleich zu Opa gucken, wie es ihm ging. Aber Oma verweigerte mir den Zutritt zum Schlafzimmer und sagte Opa schläft. Aber wie man denn so ist, habe ich es denn trotzdem versucht und ich bin dann auch rein ins Schlafzimmer und dann sah ich große Blutflecken auf dem Fußboden. Er lag, es sah sehr erschreckend aus, wie er im Bett dort lag mit offenem Mund und die Hände und ... das war sehr beängstigend.“ (...)

„Ja und, halbe Stunde später kam dann auch gleich, weiß nicht, ob's der Leichenwagen war. Die ganze Verwandtschaft kam.“

„Ja, und meine Oma konnte das nachher mit mir auch nicht mehr dann.“

„Ja, und meine Oma konnte das nachher mit mir auch nicht mehr dann. War selbst überfordert, Grenzen zu setzen. Ich war natürlich rotzfrech zu ihr. Hab’ das alles ausgenutzt. Ja, sie bekam dann nachher ’nen Herzanfall, dann bekam sie den zweiten Herzanfall. Ja aber, glücklicherweise war ich da und hab’ dann den Arzt gerufen, so dass sie noch mal so davongekommen ist. Daraufhin ist sie auch zur Reha-Klinik gekommen, zur Reha gekommen. In der Zeit musste ich dann zu meiner Tante in Bornhöved, die nur berufstätig war und die mochte das nun überhaupt nicht, dass sie auf mich aufpassen musste und sie hatte auch eigentlich keine Zeit, ihrer Aussage nach, weil sie ja gearbeitet hat von morgens bis abends und das war ihr auch immer wichtiger.“

„Und nun auf einmal ist da jemand, der mir sagt, wo’s langgeht.“

„... also das war auch sehr streng dort. Großen Garten, ich kannte nun auch keine festen Regeln. Das kannte ich nun auch nicht. Ich habe immer das gemacht, was ich wollte. Und nun auf einmal ist da jemand, der mir sagt, wo’s langgeht.“ (...)

„Wenn ich Schulschluss hatte, bin ich ja erst zu der Nachbarin von meiner Oma, bald zu meiner Freundin. Die hat dann mit mir Hausaufgaben gemacht, so lange, bis meine Tante mich um vier, um fünf abgeholt hat und dann mit zu sich nach Hause genommen hat. Morgens hat sie mich zur Schule gebracht. Das war soweit ja auch in Ordnung. Bis ich dann, ja, nach den ersten paar Tagen oder erst nach den ersten ein, zwei Wochen, Kontakt zu, mit meinem Cousin hatte, der mochte mich sehr gerne.“

„... denn kam halt mein Cousin und bot mir an, bei ihm zu wohnen“

„Es gab auf jeden Fall gab’s großen Streit, weil mein Cousin hat gesagt, ich kann auch bei ihm bleiben. Ich brauch’ nicht zu meiner Tante, wo es ja so, in meinen Augen war’s ja nicht schön bei meiner Tante. Sie hat mir Grenzen gesetzt und, da wurde mir auch mal die Wahrheit gesagt und das konnte ich vielleicht zu der Zeit auch nicht so hören, weil ich’s auch nicht kannte vielleicht. Und denn kam halt mein Cousin und bot mir an, bei ihm zu wohnen und auch seine Freundin, die Cornelia, mit der hab’ ich mich sehr gut verstanden.“ (...)

„Der ist zehn Jahre älter als ich gewesen.“ (...)

„Ja, und das gefiel mir natürlich viel besser, viel lockerer.“

Ich frage Jessica, wie alt sie zu diesem Zeitpunkt war:

„Zehn! Die Interessen lagen auch viel mehr beieinander. Die Aufmerksamkeit war anders als bei meiner Tante.“

„... und denn gab’s Riesenstreit da auf der Straße“

Ja, und denn eines Nachmittags kam’s denn zur Auseinandersetzung. Meine Tante wollte mich von der Nachbarin, wo ich immer nach der Schule hinging, abholen und nun war mein Cousin ja mit dabei

und der sagte mir, also der sagte zu meiner Tante: 'Jessica kommt nicht mehr mit zu dir. Sie möchte bei uns bleiben.' Meine Tante sagte natürlich: 'Das geht nicht, weil sie hat die Verantwortung, sie muss auf mich aufpassen, das geht nicht!'. So, ja, und denn gab's Riesenstreit da auf der Straße. (...)

„Weil dann kam nämlich 'nen Streifenwagen grad in die Straße rein und meine Tante war schon am Heulen und völlig fertig, ist zu den Polizisten hingerannt und hat gesagt: 'Ja, der fasst mich an und der schlägt mich.'“

Da ich etwas irritiert bin, wer hier geschlagen wird, frage ich kurz nach:

„Nein, meine Tante hat zum Polizisten gesagt: 'Der Otto Griese fasst mich an und schlägt mich.' Dabei waren das nur verbale Sprüche von ihm. Aber er hat sie nicht angefasst. Ja, bis sie nachher etwas ruhiger wurden. Und dann sind sie bei Frau Flint [eine Nachbarin – Anm. d. Autorin] mit in die Wohnung gekommen, haben sich in die Stube gesetzt.“ (...)

„Ja, und da haben die beiden zwischen denen vermittelt. Herr und Frau Flint haben zwischen meiner Tante und meinem Cousin vermittelt. Und dann sind sie zu dem Entschluss gekommen. O.k., ich weiß nicht genau, wie sie das nachher geregelt haben, aber ich durfte dann mit zu meinem Cousin.“ (...)

„Ja, und das ja, lief dann ein paar Wochen. Das lief wohl auch gut, bis meine Oma wieder zurück war. Und im Gespräch war meine Tante, sagte, dass ich so'n freches Kind bin und dass ich schwer erziehbar, ich müsste ja unbedingt ins Heim. Meine Oma könnte das ja auch nicht mehr. Hatte das soweit auch mit dem Jugendamt wohl geklärt, bis meine Oma denn das mitbekam, als sie nach Hause kam von der Reha-Klinik. Dann war ich ja auch erst mal noch bei ihr, so lange, bis für mich gesorgt ist, bis ich irgendwo unterkomme.“

„Ist egal, mit wie viel Leuten die mich holen. Die werden mich nie mitkriegen“

„Ich hab' gesagt: 'Ist egal, mit wie viel Leuten die mich holen. Die werden mich nie mitkriegen. Ich will nicht weg von meiner Oma, nee!'. Meine Oma hat auch gleich gesagt: 'Nee, das kommt nicht in Frage. Du kommst auf keinen Fall ins Heim.' Aber sie hat auch gesagt, dass sie's nicht kann, ne. Natürlich hab' ich versprochen, ich ändere mich und ich werd' immer lieb sein und so, aber das war klar, dass das nicht mehr geht.“ (...)

„Und denn kam natürlich das Jugendamt, hat mit mir zusammen und meiner Oma zusammen gesprochen, dass sich was verändern muss. Und dass ich ja auch selber sehe, dass es meine Oma nicht mehr kann und dass ich irgendwo anders die Möglichkeit haben werde aufzuwachsen und ich trotzdem weiter meine Oma seh'.“

Der Übergang ins Kinderdorf

„Ja, es sah alles nett aus und die Familie sah für mich auch ganz gut aus“

„Und denn kamen die Sommerferien und nach den Sommerferien sollte ich dann eigentlich, haben die sich auch geeinigt mit dem Jugendamt. Meine Oma und das Jugendamt, dass ich dann ins Kinderdorf komme, das gleich in der Nähe ist, auch nicht so weit weg. Da haben sie dann auch schön drauf geachtet und dann wollte ich das natürlich nicht. Dann hat sie gesagt: ‘Na ja, da fahr’n wir mal ’nen Tag hin und gucken uns das erst einmal an.’ ‘Du kannst es ja immer noch entscheiden. Du siehst deine Oma regelmäßig, kannst mir ihr telefonieren. Nur du kannst nicht mehr bei ihr leben.’ Und das klang für mich doch o.k. Hab’ ich gesagt: ‘Ja, dann ist das ja doch nicht so schlimm, wenn ich meine Oma weiterhin sehen kann und Kontakt hab’ und so.’ Gut. So, und dann, nach den Sommerferien, bin ich erst einmal krank geworden. Da mussten wir das erst einmal verschieben. Ja, und als ich dann wieder gesund war nach zwei Wochen, sind wir denn, haben wir uns getroffen, sind mal ins Kinderdorf gefahren, einen Tag, haben uns das da angeguckt zum Kaffee, sind durch’s Dorf gelaufen, haben’s uns da angeguckt. Ja, es sah alles nett aus und die Familie sah für mich auch ganz gut aus. Da waren ja auch drei weitere Kinder, ein Mädchen und zwei Jungs.“ (...)

„Ich hab’ denen einige Fragen gestellt, was ich wissen wollte. Ja es schien mir so alles ganz nett und sah auch toll aus. Ja, und dann hab’ ich mich da auch zu bereit erklärt, das zu machen.“

„Die ersten Wochen war’s erst einmal so, sich einzuleben, war ganz normal“

„Ja, und denn gingen die Probleme auch schon los, erst mal feste. Gut, die erste Zeit ging’s noch. Die ersten Wochen war’s erst einmal so, sich einzuleben, war ganz normal.“ (...)

„Ich konnte da durch’s Haus gehen, wie ich wollte. Ich bin immer, also hinten, das war hinten so’n Gang, wo die Kinderzimmer waren und vorne war dann da der Bereich wo, wo sich alle aufhalten, das Wohnzimmer, die Küche, das Mütterzimmer, wo auch die Mutter sich meistens aufhielt, ihre Wäsche machte. Und die erste Zeit, ja, konnte ich mich auch da frei bewegen, bin immer zum Gucken gegangen, was die Mutter gemacht hat. Hab’ mir ihr gesprochen, ganz normal. Es gab und dann nachher fingen auch feste Regeln an, wann gegessen wird zu festen Zeiten.“ (...)

„Jeder von uns musste an seinem eigenen Schreibtisch sitzen, Patrick auch. Patrick war in seinem Zimmer. Der war auch den ganzen Tag nur im Zimmer. Der kam nie aus sei’m Zimmer, was er aber auch nicht durfte.“

Belastende Erfahrungen mit der Kinderdorfmutter bzw. im Kinderdorf

„... mir wurde eigentlich der regelmäßige Kontakt zu meiner Oma versprochen“

„... mir wurde eigentlich der regelmäßige Kontakt zu meiner Oma versprochen und auch, dass ich mit ihr telefonieren durfte und dann hab’ ich die Mutter auch gleich drauf gefragt, ob ich mit meiner, ob

ich, wann ich sie wiedersehen kann und wann ich mal mit ihr telefonieren kann und sagte mir die Mutter: 'In der ersten Zeit, erst mal das erste halbe Jahr, geht jetzt gar nichts!'. Weder telefonischer Kontakt, noch dass ich sie sehen kann, wegen dem Heimweh, dass erst mal diese Distanz entstehen kann. Ohne, also damit ich mich auch da einleben kann und nicht ständig wieder rausgerissen werd' durch meine Oma sozusagen.“ (...)

„Ja und ja dann verging dieses erste halbe Jahr und dann traf man sich nachher wieder mit meiner Oma und mit dem Jugendamt und irgendwie hab' ich mir das alles auch ganz anders vorgestellt.“ (...)

„Ja und dann kam das erste Treffen mit meiner Oma und mit dem Jugendamt. Und irgendwie dachte ich dann auch, dass ich denn, hab' ich mich auf meine Oma gefreut und ich dachte ich kann ihr auch was zeigen, mit ihr sprechen, 'nen büschen mit ihr alleine sein, aber wir mussten alle am Esstisch sitzen, kein Wort reden, nur wenn was gefragt wurde, drauf antworten. Aber bloß nichts erzählen. Vielleicht, dass es uns nicht so gut geht. Es durfte nix gesagt werden. Ich hatte nicht eine Minute mit meiner Oma alleine, noch nicht mal mit dem Jugendamt.“ (...)

„Meine Tante war auch mit, eine meiner Tanten. Entweder war mal Maren mit dabei oder Rosie war dabei. Und Rosie war natürlich total begeistert, wie sie gesehen hat, dass wir alle so lieb und brav am Tisch sitzen, keine Faxen machen und, und ganz, ganz lieb da sitzen.“

„... es waren zwar feste Regeln, aber die Tatsachen wurden ständig verdreht“

„Ich saß irgendwie nur im Zimmer, ich durfte nicht raus. Es gab feste Zeiten. Du musstest dich abends um sechs Uhr waschen gehen, und zwar in der Badewanne, musstest du ganz reingeh'n, dich waschen und du musstest auch frische Unterwäsche anziehen, jeden Tag. Aber du hattest das Problem, dass du nicht an den Kleiderschrank gehen durftest und dir selbst was rausnehmen durftest. Ja, aber wenn du nach vorne gegangen bis, zu der Mutter, und sie gefragt hast nach Unterwäsche, dann hat sich dich irgendwie angeschimpft und angemockert, sie möchte ihre Ruhe haben und jetzt sitzt sie grade und das geht jetzt nicht.“ (...)

„Ja, und man wusste auch immer nie genau, also wenn es sechs Uhr ist, gehe ich mich jetzt waschen oder geh' ich mich nicht waschen. Weil manchmal gab es auch Ärger, wenn einer von uns, weil, es wusste auch keiner, wer geht immer zuerst, so, das war aber auch immer unterschiedlich. Wenn ich zuerst ins Badezimmer gegangen bin, dann kam sie ins Badezimmer und hat geguckt, wer iss'n da jetzt drinne. Und dann hab' ich Ärger bekommen wenn, weil Patrick sich zum Beispiel als erstes waschen soll, weil er auch starke Probleme mit seinen Füßen hatte, und auch Pilz hatte wegen der Hygiene. So, dann sollte er auf einmal als erstes reingehen. Da hab' ich wieder Ärger bekommen und Patrick Ärger bekommen, weil er nicht rein gegangen ist. So 'nen andern Tag war's wieder umgekehrt.“ (...)

„Es waren ja nicht, ja, es waren zwar feste Regeln, aber die Tatsachen wurden ständig verdreht. Also so, wie sie grade Lust hatte. Wahrscheinlich hatte sie wie immer einen schlechten Tag und musste das irgendwie rauslassen.“ (...)

„... wir durften nicht miteinander reden. Also auch selbst im Zimmer mit der Margit. Wir durften nicht reden, wir durften nicht raus gehen.“

Jessica und Margit besprechen, was in ihrer Familie passiert

Auf jeden Fall ungefähr fünf Jahre, nachdem ich dort gelebt habe, bin ich mit dem Mädchen, was mit mir in einem Zimmer gelebt hat, haben wir irgendwie uns vor Silvester ein, zwei Tage vor Silvester darüber unterhalten, wie das hier ist in der Familie und dass das völlig verrückt ist, was die Frau macht. Dass sie alles verdreht und egal, was man macht, egal, was man sagt, dass das gar nicht geht. Und, dass was sie, dass sie uns auch schlägt, dass das nicht nur mal ein Klaps ist, so wie sie es benennt, sie hat uns an den Haaren gezogen.

Jessica und Margit versuchen, aus dem Kinderdorf zu fliehen

„... und ob wir dann nicht vielleicht abhauen wollen, weg von ihr, einfach weglaufen“

„... Margit, die lebte ja nun schon 'nen paar Jahre länger dort als ich und die hat das überhaupt nicht mehr gesehen. Für die war das schon so, es war normal für sie. Sie hat da nie 'nen Ausweg drin gesehen. Sie hat auch nie wahrscheinlich einen gesucht, weil's sowieso ziemlich hoffnungslos aussah. Und sie, ihr war das auch gar nicht so bewusst. Und ich hab' sie dann drauf angesprochen. Wir haben beide uns darüber unterhalten, dass das ja auch nicht normal ist und ob wir dann nicht vielleicht abhauen wollen, weg von ihr, einfach weglaufen. Irgendwo hin, wo sie uns nachher vielleicht, dass wir nicht mehr zurückgehen müssen. Ja und haben wir überlegt, tja, die einzigste Möglichkeit für uns allen, ist meine Oma.“

„Sie stand immer hinter der Tür und hat schön gelauscht“

„Und, ja da haben Margit und ich immer noch so'n büschen getuschelt, so wie wir das vielleicht machen können und so. Und das hat sie auch schon 'nen büschen mitgekriegt. Hat sie immer gefragt: 'Na, was tuschelt ihr denn da?' und so. Na ja, und da hat sie's vielleicht schon gemerkt und dann war's Silvester und wir waren im Bett. Wir durften natürlich nicht mehr miteinander reden. Sie stand immer hinter der Tür und hat schön gelauscht, ob sie was hört, damit sie gleich wieder losschimpfen kann oder damit einer in der Garderobe schlafen kann.“

„Sie hat uns noch gesehen und wir sind nur noch gelaufen“

„...und denn haben wir das Fenster aufgemacht und denn bin ich schon rausgehüpft und Margit wollte schnell hinterher durch's Fenster und irgendwas ist runtergefallen, vom Fensterbrett. Es hat einen so lauten Krach gemacht. Frau Klagenfurth stand im Zimmer. Wir waren grad vor'm Fenster. Sie hat uns noch gesehen und wir sind nur noch gelaufen. Wir sind nach Uetersen in die Siedlung gelaufen.

Wir hatten so eine Angst und irgendwo brannte noch glücklicherweise Licht. Da hab'n wir schnell geklingelt. 'Ne alte Frau machte auf, da haben wir gefragt, ob sie uns ein Taxi rufen kann.“ (...)

„Na ja, und denn kam' wir da an und meine Oma, schwerhörig. Und hat auch schon geschlafen, die hat natürlich nichts gehört.“ (...)

„Dann hab' ich bei der Nachbarin, die kannte ich sehr, sehr gut, ein Glück, bei Frau Hüter mehrere Male geklingelt und nach paar Minuten hat sie denn, ein Glück, auch geöffnet und erst einmal dem Taxifahrer sein Geld gegeben, damit da kein Misstrauen entsteht. Und dann haben wir oben an der Haustür so lange geklingelt. Also wir haben bestimmt 20 Minuten nur geklingelt, bis meine Oma endlich was gehört hat. Und wir waren so erleichtert. Wir haben beide erst mal nur geweint und alles meiner Oma erzählt. Und natürlich, dass sie auch nichts weiter erzählt. Aber da hat sie auch schon gesagt, das wird nicht möglich sein. Aber sie hat, in dem Moment hat sie's nicht gleich gesagt. Sie hat's am nächsten Tag gesagt. Sind wir erst mal rein und erzählt und erzählt. Und dann haben Margit und ich in dem großen Ehebett von meiner Oma geschlafen, meine Oma hat in meinem ehemaligen Kinderzimmer geschlafen.“

„Meine Oma war schon sehr früh wach, hat auch gleich im Kinderdorf angerufen“

„Na ja, am nächsten Tag, Margit und ich haben natürlich lange geschlafen, bis neun oder bis zehn Uhr. Meine Oma war schon sehr früh wach, hat auch gleich im Kinderdorf angerufen, Bescheid gesagt, dass wir da sind, was natürlich für uns nicht so toll war. Als wir dann aufgewacht sind, hat sie uns das auch gleich gesagt, sie hat schon das Jugendamt informiert, das wird gleich kommen und, Frau Klagenfurth wird gleich kommen.

„Und meine Oma sagte: 'Kinder nun redet! Nun erzählt doch, was los ist!'“

Ich hab' auch zu meiner Oma gesagt: 'Ich werd' nichts sagen, Oma. Wir werden nix sagen.' Und, ja, dann kam sie auch, nach nicht sehr langer Zeit kam sie dann und wollte uns abholen. Und dann hat sie auch gefragt, was uns denn, was wir im Kopf hätten, dass wir einfach so abhaun und was uns einfällt. Und, dass sie es nicht versteht und dass sie es bitte erklärt haben möchte. Und meine Oma sagte: 'Kinder nun redet! Nun erzählt doch, was los ist!'“

Die Zeit danach war sehr schwierig – erst hatte Frau Klagenfurth nicht mehr mit Margit gesprochen, dann hatte Margit ihr erzählt, dass alles Jessicas Idee gewesen sei und daraufhin wurde Jessica von ihr geschnitten. Dennoch hat sich an dem Zustand erst einmal nichts verändert. Auf meine Nachfrage, ob es niemanden gegeben habe, an den sie sich hätten wenden können, antwortet Jessica:

„Aber wir hatten einfach Angst, da hinzugehen“

„Es gab den Dorfleiter. Aber wir hatten einfach Angst da hinzugehen. Erst mal, wenn wir mal draussen waren, hat sie uns ständig beobachtet. Wir durften nicht mit Jungs reden. Wir durften also wirklich nur vor'm Fenster bleiben oder bei der Tischtennisplatte, vorne. Mit Ausnahme durften wir auch mal auf'n Sportplatz gehen, mit dem Martin zusammen aus unserer Familie mit dem, so dass wir nirgends woanders hingehen konnten. Wir haben auch mit andern Kindern gespielt, mit der Andrea und mit Annemarie, aber mit denen redet man natürlich über so was nicht.“ (...)

„Ich hatte ja da zwischendurch auch überlegt in, bei mir in der Schule gab's 'nen Vertrauenslehrer. Ich wollte immer zu ihm gehen. Ich hab' mir jeden Abend im Bett überlegt, wie ich zu ihm gehen kann und ihm davon erzählen kann. Ob er mir vielleicht helfen kann. Aber ich hab, ich hab's überlegt, überlegt und was. Ich hab' mir auch überlegt, was ich ihm erzähl'. Aber ich hab's mich nie getraut.“

Ich frage, ob denn die Familienhelferinnen nichts mitbekommen hätten und Jessica berichtet:

„Die haben das alle mitbekommen. Aber keiner hat sich getraut, was zu sagen.“

„Ja und denn bekam' wir 'ne neue Familienhelferin und die hat das auch mitbekommen“

„Ja es war alles so ungewiss ob sie, ob einem geglaubt wird und was ist dann. Ja, selbst beim Jugendamt, wenn die alle halbe Jahr kamen, hab' ich auch überlegt. Vielleicht kann ich ihr davon erzählen. Es gab auch mal einen Moment, wo ich sie das eine Mal zum Auto gebracht hab. Da war ich mit ihr alleine. Ich hab' erst überlegt, aber ich wusste nicht, wie ich's ihr sagen soll und denn würde sie auch zu Frau Klagenfurth gehen und das war auch zu gering, die Chance war zu gering, das zu machen und das Risiko zu groß. Ja und denn bekam' wir 'ne neue Familienhelferin und die hat das auch mitbekommen. Und eines Tages hat sie uns auch drauf angesprochen. Frau Klagenfurth war außer Haus. Sie hat sich 'nen schön' Tag gemacht.“

Die rettende Neugründung einer Jugendwohngruppe

„... sie hat uns auch versprochen, dass Frau Klagenfurth davon nichts erfahren wird“

„Ja, und denn, weil sie's natürlich wusste und denn fragte sie uns auch gleich, was ist eigentlich mit uns los? Und, ob wir irgendetwas haben, ob es Probleme gibt. Und denn fingen wir auch an zu erzählen. Wir haben ihr alles erzählt, was uns grade einfiel. Sie hat sich das angehört. Und sie hat gesagt, sie hilft uns. Sie wird zu Herrn Busch gehen, zum Dorfleiter, und ihm davon erzählen und denn wird sie dafür sorgen, mit Herrn Busch das schnell, dass da schnell was passiert, dass wir das nicht mehr ertragen müssen, weiterhin. Und, ja, das hat sie auch gemacht. Aber sie hat uns auch versprochen, dass Frau Klagenfurth davon nichts erfahren wird, selbst wenn sie mit Herrn Busch darüber spricht, dass es nicht an Frau Klagenfurth gerät. Dass sie davon nicht erfährt.“

Die Familienhelferin hatte schon mit dem Dorfleiter gesprochen, da er die Geschichte selbst von den beiden Mädchen erfahren wollte, hatte sie sich schon etwas überlegt:

„... und hatte sich überlegt, sie will, hat Frau Klagenfurth vorgeschlagen, mit uns mal ins Kino zu fahren und mit uns spazieren zu geh'n. 'Ja.', sagte Frau Klagenfurth wohl 'Das wäre o.k., da hätt' sie nichts gegen einzuwenden.' Und das hat Frau Bielau gleich genutzt, hat Herrn Busch mitgenommen unterwegs und dann haben wir im Auto, auf der Fahrt zum Kino, ihm alles erzählt, soweit wir's denn konnten. Und der sagte dann: 'Na, das ist ja auch schlimm.' Und er überlegt sich, was man jetzt machen könnte und wie lange wir's noch aushalten würden, ob wir das noch bis nach den Ferien aushalten, oder ob wir's nicht mehr so lange aushalten. Er hat uns auch verschiedene Beispiele genannt gehabt, was er machen könnte oder was man machen könnte. Und wir haben ihm natürlich auch gesagt, dass wir nicht möchten, dass Frau Klagenfurth davon erfährt, weil wir große Angst vor ihr haben. Und das hat der auch hingenommen. Das hat er auch verstanden und darauf Rücksicht genommen.“ (...)

„Wir haben uns richtig gut gefühlt, dass endlich mal jemand da ist, der uns auch glaubt und was dagegen tut und dass das nicht mehr lange so weiter gehen wird. Wir haben uns schon richtig gefreut.“

Nachdem auch der pädagogische Mitarbeiter eingeweiht worden war, dem vorher nichts aufgefallen war, wurde entschieden, kurzfristig eine Jugendwohngruppe zu eröffnen – diese war schon länger geplant, aber es gab noch keine Mitarbeiter. Dann erklärte sich aber Frau Bielau bereit, die Wohngruppe für Jessica, Margit und Patrick erst einmal allein zu übernehmen (Martin war noch so jung, dass er noch in einer anderen Kinderdorffamilie untergebracht werden konnte), bis die neuen Mitarbeiter kämen. Jessica berichtet, wie sie die erste Zeit gemeinsam mit Frau Bielau in der Jugendwohngruppe erlebt hat:

„Ja, also die erste Zeit war, wir haben, wir hatten Sparbücher, die hatte Frau Klagenfurth für uns angelegt, die wurden natürlich gleich genutzt. Es wurden Rucksäcke für die Schule gekauft und nicht mehr diese ollen Kinderranzen, das war bei mir schon peinlich, damit in die Schule zu gehen. Dann wurden gleich erst mal Markenrucksäcke gekauft und Fahrräder wurden gekauft, nicht mit so'ne alten Omafahrrädern, die wir hatten.“ (...)

„Wir durften endlich Schulbrot mitnehmen. Wir konnten uns auch'n Brötchen in der Schule kaufen. Wir konnten Essen mitnehmen. Das war, das war richtig gut. Wir hatten Taschengeld zur Verfügung, um uns auch selbst was zu kaufen.“

Auf meine Nachfrage, ob sie denn von Frau Klagenfurth kein Taschengeld bekommen hätten, erklärt Jessica:

„Nein, wir bekamen keins. Wir durften auch nicht sagen, wenn wir was haben wollten. Das hat Frau Klagenfurth alles alleine entschieden. Wir durften ja auch keine langen Haare haben. Alle mussten mit einem Kurzhaarschnitt rumlaufen. Alle sahen sie aus wie Jungs. Und das war für uns beiden Mädels natürlich überhaupt nicht schön.“

„Und wenn dann mal was war, denn wurde mit einem darüber gesprochen“

„... aber so im Großen und Ganzen, die erste Zeit war am Besten in der Wohngruppe mit Frau Bielau allein, ne. Weil man hatte volle Aufmerksamkeit von ihr. Und, wir mussten uns natürlich auch erst mal ganz viel holen, was wir vorher nicht bekamen bei Frau Klagenfurth.“ (...)

„Zum Beispiel, ich konnte abends nicht einschlafen, weil ich irgendwie auch Angst hatte. Ich, Frau Bielau musste so lange mit an meinem Bett sitzen, bis ich eingeschlafen bin.“ (...)

„Man konnte sich auch unterhalten. Auch untereinander brauchte man sich nicht mehr verstecken, konnte raus gehen. Man konnte machen, was man wollte im Grunde, ne. Na klar gab es Grenzen. Aber nicht mehr so, wie es bei Frau Klagenfurth war. Man brauchte keine Angst haben, wenn man was macht, Ärger zu bekommen. Man hatte einfach freie Wahl, freie Bahn was zu machen, ohne Ärger zu bekommen.“ (...)

„Und wenn dann mal was war, denn wurde mit einem darüber gesprochen und nicht gleich, man wurde ins Zimmer geschickt oder man hat eine runtergehauen bekommen. Also das war alles ganz ruhig. Das war auch ziemlich gut.“

Frau Klagenfurth war in Hinblick auf ihre angeschlagene gesundheitliche Verfassung in den Vorruhestand geschickt worden. Herr Busch hat sich daran gehalten, ihr nichts zu sagen, wie er es Jessica und Margit versprochen hatte:

„Herr Busch ist zu ihr hingegangen und hat ihr gesagt, er hat beobachtet, dass sie körperlich, gesundheitlich nicht mehr so ganz auf der Höhe ist und dass er glaubt, dass sie überfordert ist mit so vielen Kindern. Und dass er glaubt, dass es besser ist, wenn sie in Ruhestand geht.“

Anfänglich hatte Jessica noch Angst, ihr zu begegnen. Frau Klagenfurth war in ein etwas abseits gelegenes Haus gezogen, das allerdings mit auf dem Grundstück des Kinderdorfes lag. Jessica berichtet von den Begegnungen:

„Und die erste Zeit, also bin ich auch nicht zu ihr gegangen. Ab und zu habe ich sie mal gesehen, hab' ich 'Hallo' gesagt, aber bin natürlich gleich weiter. Weil ich irgendwo auch Angst hatte, ihr zu begegnen und ich wusste auch nicht in was, wie würde sie dann, wie geht sie jetzt damit um und vielleicht spricht sie mich ja noch mal drauf an. Deswegen bin ich ihr auch erst mal 'nen bisschen aus dem Weg gegangen. Und, mit der Zeit nachher bin ich denn auch mal zu ihr gegangen und bin auch mal zu ihr nach Hause gegangen, hab' mich auf die Couch gesetzt bei ihr, mit ihr geredet und da war sie auch ganz objektiv. Sie war ganz normal. Sie war nicht mehr so böse, sie war auch freundlich.“

Das Leben in der Wohngruppe und die Wichtigkeit von Bezugspersonen in Jessicas Leben

„... jeder Jugendliche bekam einen Bezugsbetreuer zugeteilt, konnte sich den auch aussuchen“

„Ja, und denn kamen ja auch Ferien, Sommerferien, und danach kamen auch die Erzieher, wurden nach und nach eingestellt. War am Anfang ziemlich großer Wechsel auch. War auch nachher 'ne Umstellung für uns.“ (...)

„Weil, mit Frau Bielau alleine war es viel schöner. Es war nur eine Bezugsperson, die war rund um die Uhr da. Sie hatte Zeit für uns. Sie hat mit uns Ausflüge gemacht. Sie hat sich ganz, ganz viel um uns gekümmert und wirklich, das war wirklich schön. Sie hat viele Sachen mit uns gemacht und war immer für uns da. Hat uns sehr gut geholfen. Aber als dann die ganzen Erzieher kamen, erst mal waren die alle fremd, die Leute, und wenn man sie dann kennen gelernt hat, das war nicht immer einfach. Es, denn jeder bekam, jeder Jugendliche bekam einen Bezugsbetreuer zugeteilt, konnte sich den auch aussuchen.“ (...)

„Es war aber schwierig, wenn man dann nach 'ner Zeit festgestellt hat, ja mit dem komm' ich nun doch aber nicht klar und ich möchte doch gerne den und den als Bezugsbetreuer. Das war schwierig. Da gab es dann schon Probleme.“

Ich frage Jessica, ob sie nicht Frau Bielau als Bezugsperson behalten konnten, Jessica berichtet:

„Die ist dann gegangen, nach der Zeit. Sie wollte was Neues. Sie wollte was anderes. Ist dann gegangen. Ja, zwei männliche Betreuer hatten wir und zwei Frauen. Und die Männer, die sind nachher auch geblieben. Die waren fest und die beiden Frauen, das wechselte ständig.“

Jessica berichtet von der Bereichsleiterin Katja, die sie sehr mochte, von der sie aber nicht die gewünschte Aufmerksamkeit bekam und so kam es zu einem Zwischenfall, wohl ausgelöst durch ein Mädchen, das neben weiteren zwei Jugendlichen inzwischen mit in die Wohngruppe aufgenommen worden war und viel über Selbstmordgedanken sprach:

„... und ich wollte nun immer diese Katja sehen und denn war den Tag kein Erzieher im Haus und das kreiste sich alles nur noch da und das Mädchen [das Mädchen mit den Selbstmordgedanken – Anm. d. Autorin] war auch völlig am Ende und denn, na ja und denn hab' ich überlegt, was kann ich denn jetzt machen, dass Katja jetzt vielleicht herkommt. Anrufen durfte ich sie nicht. Das hat sie mir schon gesagt. Denn wird sie richtig sauer, wenn ich sie anrufe und sie kommen muss. Ja, und denn hab' ich irgendwas, ich war denn auch wütend und traurig und Ute quatschte auch nur rum und denn hab' ich irgendwas in der Küche zerschmissen, weil ich mir ja, ich wollt es ja eigentlich nicht, hab' ich denn Scherben genommen und mir den Arm 'nen bisschen aufgeratscht, dass es auch'n bisschen mehr blutete und ja.“ (...)

„Nee, ich hatte keine Angst. Ich wollte eigentlich nur, dass Katja kommt und dass sie sich um mich kümmert, dass sie für mich da ist und dass ich mit ihr reden kann. Mehr wollt' ich gar nicht.“

„... eigentlich wollt' ich das gar nicht so weit kommen lassen“

„... denn sag ich: 'Los Ute, jetzt kann's los gehn, ruf Katja mal an, das was los ist, ne.' Ja, und ich hab' mich, irgendwo hab' ich mich natürlich auch geschämt, dass ich so weit gehe und bin dann auch in mein Zimmer gegangen, hab' die Musik laut aufgedreht, ich hab' die Tür abgeschlossen, weil ich eigentlich das gar nicht hier, eigentlich wollt' ich das gar nicht so weit kommen lassen.“ (...)

Und dann hab' ich ihr die Tür nicht aufgemacht und das war 'ne Glastür in meinem Zimmer und sie hat auch gesagt, sie tritt gleich die Tür ein. Und dann hat sie Patrick geholt und dann hat Patrick die Tür eingetreten. Katja hat die Polizei gerufen und wollte auch, dass ich gleich in die Psychiatrie komme. Und dann hat, das war dann 'ne sehr nette Polizistin dabei, 'n Polizist und 'ne Polizistin. Ich kann mich auch heute noch, Elke heißt sie, die war sehr nett. Die beiden haben sich mit mir unterhalten und die Lage total anders eingeschätzt als Katja zu der Zeit. Katja wollt' ja gleich, dass ich eingewiesen werde und die Polizistin hat gleich gesagt: 'Ne, also so weit ist sie lange nicht und die braucht nicht eingewiesen werden, sie braucht nur 'nen büschen Ruhe und sie, das macht sie nicht wieder'.“

Jessica bleibt in der Wohngruppe, aber den eigentlich geplanten Auszug in die Verselbstständigung konnte sie erst einmal vergessen:

„Katja sagte mir natürlich, ja, meinen Auszug könnt ich jetzt erstmal vergessen. Das ist ja wohl logisch. Dann, nach einer gewissen Zeit, ist die Wohngruppe auch umgezogen nach Neustadt Mitte. Also raus aus dem Kinderdorf.“ (...)

„Also bin ich gleich in den Altbau gegangen, in die Anliegerwohnung. Da war also Platz für zwei Jugendliche, die, also man hatte dann 'ne eigene Küche, wo man selbst für sich sorgt, selbst für sich einkauft, 'nen eigenes Bad und natürlich musste man alles selbst, selbstständig sauber halten, für sich sorgen, alles selbstständig.“

Jessicas Ausbildung und erste eigene Wohnung

„Ja, und dann bin ich nachher ja aus der Wohngruppe ausgezogen. Also, ich habe ungefähr zwei Jahre dort gelebt. Und hab' mir dann 'ne Wohnung auch gesucht. Das sollte zu Beginn meiner Ausbildung denn auch sein, mein Auszug. Bin einen Monat vorher ausgezogen. Ich hatte mich vorher um einen Ausbildungsplatz bemüht und 'ne Wohnung geguckt, mir was angeguckt mit der, die Erzieherin ist dann mitgekommen, mich dahin gefahren.“

Ich frage Jessica, ob sie stolz darauf ist, dass sie das mit der Wohnung und der Ausbildung alles allein organisiert hat und sie erzählt:

„Ja, das hat das Jugendamt auch immer wieder gesagt. Die finden das toll, dass ich auch Therapie mache und dass das alles, dass ich mich um alles kümmere und dass ich auch Jugendamt und alles, ich hab' immer selbst dort angerufen. Also, das fanden die immer total toll, dass ich mich selbst drum bemüht hab'.“

Die Wohnung, die sich Jessica ansah, war zwar etwas teuer, aber trotz kleiner Mängel hat sie ihr gefallen und die Maklerin wollte schauen, was sie tun kann:

„Und denn erzählte sie mir, dass sie mit dem Vermieter gesprochen hat und er würde doch auch runtergehen auf 300. Und da hab' ich mich so gefreut, weil sie hat das damit begründet, er macht die Miete deswegen billiger, weil er sich darauf verlassen, dass er die Miete auch regelmäßig bekommt. Weil das ja über's Jugendamt geht. So, deswegen iss er runtergegangen.“

„Ich war auch richtig stolz auf mich, dass ich so weit war, um auszuziehen“

„Und hab' mich da auch gleich, gleich am ersten Tag, hab' ich gleich, ich hatte mir 'nen neuen Schrank gekauft. Ich hatte von meiner Oma Geld bekommen.“ (...)

„Und hab' mir dann 'ne Couchgarnitur gekauft, den Schrank. Also ich hatte alles. Ich konnte mir auch viel kaufen durch das Geld von meiner Oma und war ziemlich neu eingerichtet mit allem.“ (...)

„Ich war auch richtig stolz auf mich, dass ich so weit war, um auszuziehen. Endlich musste ich mir die Erzieher mit ihrem Gemecker nicht mehr anhören und die anderen Jugendlichen hab'n mich auch nicht mehr genervt und gestört. Ja, das war sehr schön und dann hab' ich im August auch meine Ausbildung begonnen.“

Jessica berichtet, dass sie noch ambulant von der Bereichsleiterin Katja weiter betreut wurde. Eigentlich sollten es sechs Stunden pro Woche sein, aber das klappte meistens nicht. Ich frage Jessica, wie sie das empfunden hatte:

„Und ich fand's schade, aber ich brauchte sie in dem Sinne ja nicht. Es wäre nett gewesen, wenn sie da gewesen wäre, dann aber zum Unterhalten oder wir sind dann auch mal auf'm Dom zusammen gegangen oder wir sind irgendwo Einkaufen zusammen gefahren. Aber ich brauchte sie jetzt nicht, um Behördengänge zu erledigen oder so irgendetwas, dafür brauchte ich sie im Grunde nicht. Das hab' ich selbst geregelt. Auch Arzttermine, wenn irgendetwas war, das hab' ich auch soweit alleine geschafft. Das wurde nachher auch reduziert mit ihr. Da kam sie dann nachher nur noch einmal die Woche und wir sind aber auch regelmäßig weiterhin, hab'n uns mit dem Jugendamt getroffen.“

Jessicas Ehemann und Sohn

„Und denn merkten wir denn auch, dass wir was füreinander empfinden“

„Ja, und denn nachher lernte ich, ja ich lernte meinen Mann mein, ich lernte nachher 'nen Mann kenn' bei mir auf der Ausbildungsstelle.“ (...)

„Und mit meinem Kollegen, ja, den hab' ich dann natürlich auch näher kennen gelernt. Und, wir sind uns nachher auch etwas näher gekommen. Ja, und wie soll ich dir das erzählen. Ich war ungefähr zwei Jahre in der Ausbildung und da hab'n wir uns das erste Mal verabredet, sind zusammen auf'n Fest gegangen. Und denn merkten wir denn auch, dass wir was füreinander empfinden. Ja, und denn sind wir auch relativ schnell zusammen gekommen. Ham' noch denn beschlossen, dass wir zusammenziehen wollen.“

„War sehr aufregend, sehr neu alles für mich“

Jessica berichtet, dass ihr Mann zu diesem Zeitpunkt zwar schon getrennt aber noch verheiratet war, ihr Mann hatte ein Kind aus dieser Ehe. Und da sie selbst durch das Zusammenziehen keine Leistungen mehr vom Jugendamt beziehen könnte und es ohnehin Probleme mit ihrer Wohnung gab, beschlossen sie, gemeinsam eine neue Wohnung zu beziehen:

„Ja, sind wir nach Neustadt zusammengezogen. War sehr aufregend, sehr neu alles für mich. Auch die ganzen Gefühle, die damit zusammen kamen. Ja, es war ein schönes Erlebnis. Es war auch sehr anstrengend, sag ich mal. Dadurch, dass auch alles so neu war, war es auch für mich schwierig weil, ich kannte das auf einmal alles gar nicht und es war ein Gefühlsdurcheinander bei mir.“ (...)

„Und er hat auch seine Teile, er war ziemlich fertig durch die Trennung mit seiner Frau. Vor allem wegen dem Kind.“

Matthias, der inzwischen der Mann von Jessica ist, hatte mit Eifersucht, insbesondere auf Kollegen, zu kämpfen, was sowohl die Beziehung als auch die Arbeit an Jessicas Ausbildungsplatz belastet hat. Nachdem Jessica jedoch mit ihrer Ausbilderin und der Heimleitung gesprochen hatte, wurde sie in einen anderen Bereich vermittelt und dann wurde es besser. Doch dann erfuhr Jessica, dass sie schwanger war:

„... dass ich nun gar nicht weiß, ob ich das Kind eigentlich möchte oder nicht“

„... ich war erst mal erschrocken darüber.“ (...)

„Weil, ich konnte mir das nicht vorstellen und das hätte auch gar nicht, ich wusste gar nicht wie das passiert, passieren konnte, weil ich eigentlich verhütet hab. Aber ich hab' wohl nicht genug aufgepasst und ja.“ (...) „Ja, und dann bin ich zum Frauenarzt gegangen und hab' ihr davon auch erzählt, dass ich nun gar nicht weiß, ob ich das Kind eigentlich möchte oder nicht.“

„Er hat zwar gesagt, er wünscht sich gerne mit mir Kinder, aber noch nicht so schnell“

„Er sagte mir dann auch, er möchte gar kein Kind, weil, er hat ja grade eins und das reicht ihm erstmal. Er hat zwar gesagt, er wünscht sich gerne mit mir Kinder, aber noch nicht so schnell, wir waren ja noch nicht so lange zusammen. Das war ja gerade ein gutes Jahr, 1 ½ Jahre oder so.“

„Und ich hab’ mit meinem Vater auch drüber gesprochen“

Und dann hab’ ich mir einen Termin bei der Beratungsstelle geholt. Hab’ da mit der Frau gesprochen. Na ja, letztendlich ist es ja meine Entscheidung. Und ich hab’ mit meinem Vater auch drüber gesprochen und ich hab’ mich dann für’s Kind entschieden.“ (...)

„Ja, der hat erst mal gesagt: ‘Ja, oha, ne. Überleg dir das noch gut. So’n Kind ist nicht immer einfach, ne. Überleg dir das gut. Und das kostet auch Geld, ne. Überleg’s dir gut.’ Er hat mir, ja und na ja, aber es war irgendwie schon klar. Ich mein, ich hätte vielleicht nicht so viel überlegt, wenn ich von vornherein klipp und klar gesagt hätte, ich nimm das Kind nicht. Aber dadurch, dass ich nun so viel überlegt hab’ und so viel geredet hab!“

„... ich hätte mich vielleicht mehr gefreut, wenn er gesagt hätte: ‘Oh ja, ich möchte das Kind unbedingt’“

„Aber das war schon klar, dass ich ’nen Kind auch haben möchte. Hab’ ich mich auch dafür entschieden. Und dann haben wir uns auch drauf gefreut. (...)

„... er hat gesagt: ‘Es ist deine Entscheidung. Das entscheidest du ganz alleine und nicht ich.’ Weil er hatte Angst, wenn er das entscheidet, dass mir das damit nicht gut geht. Und er hat gesagt, er hat zwar gesagt: ‘Na ja, eigentlich nicht so gerne, aber es ist deine Entscheidung, das kannst du allein entscheiden. Ich bin für dich da und für das Kind.’ (...)

„Ja, ich hätte mich vielleicht mehr gefreut, wenn er gesagt hätte: ‘Oh ja, ich möchte das Kind unbedingt!’.“

Jessicas Therapie-Erfahrungen

„... denn auch ja auch jemand, der einem zugehört hat“

„Und ich begann aber schon viel vorher, also, als ich in der Wohngruppe war, nach den Ferien, als die ganzen Erzieher eingestellt wurden, nach und nach fing ich schon an mit ’ner Therapie. Also da kam ich auch von mir alleine drauf, nachdem, was wir alles erlebt haben oder ich erlebt habe, fand ich das ganz gut, mir jemanden zu suchen, mit dem ich darüber sprechen kann. Was ich erlebt hab.“ (...)

„Hab’ dann bei Verschiedenen angerufen und, denn ich, Frau, denn bei der Frau Behrenberg, die hab’ ich denn angerufen und denn bin ich auch das erste Mal hingegangen. Ich glaub, das erste Mal sogar auch mit ’nem Erzieher und denn gab’s auch ’ne Probestunde, um sich kennen zu lernen, auch ob man diese Frau überhaupt mag. Ob man der was erzählen möchte. Ja, ob das soweit alles geht und das hat auch gleich von Anfang an gepasst bei ihr.“ (...)

„Ich war zweimal die Woche bei ihr die erste Zeit. Das hat mir sehr gut getan. Ich bin auch immer gerne zu ihr gegangen.“ (...)

„Ja, ich hab’ mich immer gefreut, wenn ich da hingehen konnte.“ (...)

„Hab’ auch zwischendurch immer mal bei ihr angerufen, weil ich es denn immer nicht so lange aushalten konnte bis zum nächsten Termin. Hab’ ihr auch öfter mal Briefe geschrieben und, ja, denn hab’ ich immer sehr viel mit ihr erzählt und denn, da war denn auch ja auch jemand, der einem zugehört hat, der einem was dazu gesagt hat, wie er das findet und so. Und ja, da war ich ungefähr drei Jahre.“

Wie schon berichtet (siehe ab S. 92), gab es in der Beziehung mit ihrem Freund und künftigen Ehemann zu Beginn einige Probleme, die sich auch auf den Arbeits- bzw. Ausbildungsplatz auswirkten, Jessica berichtet von Magenproblemen:

„Ich war oft bei der Internistin und hatte auch viele Magenspiegelungen hinter mir und dann zu guter Letzt ’ne Darmspiegelung und irgendwann sagte sie denn, ja, also es wurde nicht wirklich was sehr Schlimmes gefunden am Magen. Ja, es gab gereizte Stellen, aber nichts was jetzt wirklich Probleme hätte gemacht. Also die einzige Erklärung war wirklich psychisch. Die psychische Belastung war, ja, einfach nur zu groß. Bis sie denn mir empfohlen hat, zur Kur zu gehen und, also hat auch die ganzen Unterlagen vorbereitet und das dauert halt ewig, bis so was genehmigt wird.“

Ich frage Jessica, ob es sich um eine Kur für ihren Magen oder eine therapeutische Kur handelte:

„Also beides. Es wird, es wird geguckt, es wird parallel dazu geguckt, ob du Essstörungen hast, das wird alles beobachtet und gleichzeitig hast du denn die Therapie dazu. Und, ja, das hat auch gedauert, bis ich zur Kur kam. Davor erfuhr ich denn, das war kurz vor meiner Ausbildung, die ich, also wo ich beendet hab’, die Ausbildung beendet hab’, kurz davor erfuhr ich dann auch, dass ich schwanger bin. Und dann kam das auch noch dazu.“

„Da konnt’ ich überhaupt nicht mitreden“

„Ja, ich muss sagen, also die Kur so an sich war vielleicht nicht schlecht. Aber sie hat, in dem Sinn hat sie mir nix gebracht.“ (...)

„Sie kam zu spät. Ich war im fünften Monat schwanger, da ist Gewichtszunahme bedingt, also da kann man nichts ... [„mehr wegen Essproblemen machen“ meinte Jessica – Anm. d. Autorin]. (...)

„Und ich muss auch sagen, die Therapeutin, die mir zugeteilt wurde oder allgemein, erst mal sind da die ganzen Menschen, die dort sind, die sind alle, die sind alle mit sich selbst beschäftigt und die haben alle ziemlich große Probleme. Da konnt’ ich überhaupt nicht mitreden.“ (...)

„Genau, also das war für mich erschreckend dort zu sein. Ich bin in manche Gruppen eingeteilt worden zuerst. Und die haben alle rumgeheult und die hatten alle große Magenprobleme, alle Bulimie und Magersucht und die meisten hatten überhaupt gar keine Lust mehr zu leben. Und das war für mich einfach nur erschreckend, da sich das bei mir anzusehen. Ich konnt’ ja nicht mitreden. So schlimm ging’s mir ja nun auch nicht.“

„... man natürlich immer eine Therapeutin zugeteilt bekommen, aber immer nur einmal die Woche und das war viel zu wenig“

„Ich hab’ denn nachher, ich bin zur Kunstgruppe da gegangen, wo man malen konnte. Wo man da ja, sich selbst, sich allein, man konnte sich aussuchen, man konnte mit Ton arbeiten, man konnte zeichnen, man konnte, ja, Seidenmalerei machen, man konnte irgendwas, was man grade machen wollte, konnte man machen. Mit Steine arbeiten. Ja, das hab’ ich gemacht. Das hat mir auch Spaß gemacht, da. Hab’ viel gezeichnet da und denn bin ich zur Jakob’schen Gruppe gegangen.“ (...)

„Das war ganz nett und angenehm, da zu sitzen und das mitzumachen. Innere Kraft zu schöpfen, auch. Ja, und dann hatte man natürlich immer eine Therapeutin zugeteilt bekommen, aber immer nur einmal die Woche und das war viel zu wenig.“

„Ich hatte für mich persönlich immer nur die Therapeutin als Ansprechpartnerin und das war zu wenig. Also ich war die ganze Zeit dort alleine. Ich bin raus gegangen. Ich bin spazieren gegangen. Aber mich überkam meine ganze Vergangenheit, die ich im Kinderdorf erlebt habe.“

„... und dann musste ich die Kur leider abbrechen, weil ich es nicht mehr ausgehalten hab“

„Also, ich konnte meine Gedanken nicht mehr davon abbekommen [von ihren Erfahrungen im Kinderdorf – Anm. d. Autorin] und ich wusste mir auch nicht zu helfen, was ich machen sollte. Weil, tja man hatte immer nur einen Termin die Woche und die war auch total belegt und total voll mit Klienten, dass es da gar keine Möglichkeit für mich gegeben hat, zu ihr hinzugehen. Das war sehr schwierig. Und mit den andern Leuten, die da sich auch aufgehalten haben, konnte ich mich auch nicht so richtig unterhalten, weil die alle mit sich selbst zu tun hatten und ganz andere Probleme hatten als ich. Ja, und dann musste ich die Kur leider abbrechen, weil ich es nicht mehr ausgehalten hab. Die Therapeutin hat mir, ich hab’ ihr davon natürlich erzählt. Sie hat das natürlich auch mitbekommen und sie hat mir denn geholfen oder versucht dabei zu helfen, meine Gedanken ein bisschen zu schwächen, dass es nicht ganz so schlimm ist.“

„Aber es, ich komm da nicht ran, weil ich es auch verdränge irgendwo“

„... und die von der Kur hat auch, sie sagte, sie empfiehlt mir, ein Jahr nach der Geburt wieder ’ne Therapie aufzunehmen. Aber da hab’ ich mich bis jetzt noch nicht zu entschlossen, weil ich einfach nicht finde, dass das was bringt. Also, es würde sicherlich was bringen, zur Therapie zu gehen, wenn man über was sprechen möchte. Aber es hilft, ich denke, es hilft in meinem Fall nicht, mein Trauma dadurch zu lösen, weil das einfach zu selten ist. Ich hab’ zu viel Alltag um mich rum. Ich kann zwar drüber reden. Aber es, ich komm da nicht ran, weil ich es auch verdränge irgendwo. Und deswegen finde ich es im Moment nicht sinnvoll für mich, zur Therapie zu gehen.“

„Ich weiß, dass ich vielleicht darüber, dass ich das noch mal angehen müsste, das weiß ich“

„Und, wobei ich auch nicht sagen will, ich möchte gerne wieder zur Kur, weil, das ist, wenn's vielleicht 'ne passende Kur, vielleicht aber, eigentlich denke ich, war das, was ich dort bei der Kur erlebt hab', nicht das, so wie ich's mir gehofft hätte.“ (...)

„Ja, aber ich hab' mich auch sehr alleine gefühlt mit meinen Problemen. Ich wusste nicht wohin damit.“ (...)

„Ich war die ganze Zeit nur alleine irgendwie und also, das hat's nicht gebracht. Ich weiß, dass ich vielleicht darüber, dass ich das noch mal angehen müsste, das weiß ich. Aber im Moment gehe ich dem auch lieber aus dem Weg.“

Jessicas Verwandte heute

Jessica ist es am Ende unseres Gespräches noch ein Anliegen darüber zu berichten, wie sich das Verhältnis zu ihren Verwandten verändert hat und wie es ihrer Oma heute geht:

„Sie hat mir auch die Chance dazu gegeben, mich zu zeigen, wie ich mich verändert habe“

„Ja, und als ich auch denn noch alleine gewohnt hab', hatte ich auch sehr viel Kontakt zu meiner Tante, wo ich früher gewesen bin, die mich eigentlich ins Kinderheim bringen wollte. Aber nu' hat sie ja mich dann mal wieder kennen gelernt, sozusagen. Sie hat mir auch die Chance dazu gegeben, mich zu zeigen, wie ich mich verändert habe, wie ich in den ganzen Jahren, was ich alles erlebt hab'. Ich, also es war schön, sie, ich bin oft zu ihr hingefahren.“ (...)

„Und nebenan wohnte denn ihr Sohn. Also mein Cousin mit seiner Frau. Die bereits heute auch zwei kleine Kinder haben. Und während meiner Ausbildung, bevor ich mit Matthias zusammen war, war ich jedes Wochenende, jeden Tag, den ich frei hatte, hab' ich eigentlich genutzt, bei meiner Tante zu sein. Weil, es war so schön. Es, es hat mir das Gefühl gegeben, 'ne Familie zu haben.“ (...)

„Und zu meiner Tante hab' ich zwar immer noch viel Kontakt, auch zu meinem Cousin mit den beiden Kindern. Das passt natürlich sehr gut, weil ich auch'n Kind hab', denn Gemeinsamkeiten sind wieder da. Natürlich fahr' ich nicht mehr dahin zum Übernachten. Durch mein' Freund natürlich oder durch mein' Mann jetzt natürlich auch. Aber wir telefonieren regelmäßig, wir sehen uns auch regelmäßig.“

Ich sage zu Jessica, dass sie nun neben ihrer eigenen kleinen Familie (Mann und Sohn) auch ihre große Familie im Rücken hat:

„Genau, genau so kann man das sagen. Genau, ja!“

„Also in der Wohngruppe, da hab’ ich ja angefangen, den Kontakt zu ihr aufzubauen“

„Ja, und meine Oma, die war dann nachher im Heim. Da ist der Kontakt zwischen meiner Oma auch sehr viel weniger geworden. Also in der Wohngruppe, da hab’ ich ja angefangen, den Kontakt zu ihr aufzubauen. Der war sehr intensiv und als sie denn, zu der Zeit, als sie dann ins Pflegeheim kam, hat es sehr abgenommen und heutzutage, mittlerweile, sie hatte dann jetzt auch, ja, ist schon’n Jahr her, ein Schlaganfall, halbseitig gelähmt und sieht sehr schlecht aus, kann nicht sprechen, kann nicht mehr gucken, ist blind.“ (...)

„Sie lebt jetzt in ihrer eigenen Welt und seitdem das passiert ist, eigentlich war dann zwischendurch schon die Rede, dass sie das nicht mehr schafft, dass sie verstirbt und dann hab’ ich dann auch im Krankenhaus von ihr Abschied genommen und seitdem ja und denn ging’s ja wieder bergauf mit ihr. Jetzt ist sie wieder im Pflegeheim, ist nur noch bettlägerig, kriegt nichts mehr mit und, das, ja hab’ ich jetzt auch kaum noch, also eigentlich gar kein Kontakt mehr zu ihr.“

Seitdem Jessica und ich uns für das Gespräch im Mai 2007 getroffen hatten sind mehr als zweieinhalb Jahre vergangen. Sie ist inzwischen mit ihrem Mann und ihrem Sohn nach Bönningstedt gezogen, da es dort mehr Familien mit Kindern gibt. Sie hat sich dort inzwischen einen guten Freundeskreis aufgebaut. Zwischendurch hatte sie auch auf 400-Euro-Basis gearbeitet, aber da sie und ihr Mann dann weniger Zeit füreinander hatten, hat sie wieder aufgehört. Sie wird vielleicht wieder arbeiten, wenn ihr Sohn zur Schule kommt. Ihre Oma ist in der Zwischenzeit gestorben, aber zu ihren Verwandten hat sie nach wie vor einen guten Kontakt. Von einer weiteren Therapie oder einer therapeutischen Kur nimmt sie zurzeit Abstand. Sie befürchtet, dass die ganzen Erlebnisse aus dem Kinderdorf wieder hochkommen könnten und sie dann nicht damit klar kommen würde, auch wenn sie nach wie vor das Gefühl hat, dass es schon wichtig für sie wäre, eine Therapie zu machen. Als ich ihr erzählte, dass es Tageskliniken gibt, in denen man tagsüber ein komplettes Therapieprogramm hat (Einzel- und Gruppentherapie und diverse begleitende Anwendungen wie z.B. Entspannungsübungen, Maltherapie etc.) und abends wieder nach Hause geht, um nicht völlig aus dem Alltag gerissen zu werden, zeigte sie sich sehr interessiert und könnte sich sogar eventuell so eine therapeutische Kur für sich vorstellen, sofern es so eine Institution in der Nähe ihres Wohnortes gibt.

5.2.4 Titus

Titus und ich treffen uns am 10. Juni 2007 – zum Zeitpunkt unseres Gespräches ist Titus 21 Jahre alt.

Titus ist der jüngere Bruder von Claus (siehe Abschnitt: 5.2.2 Claus, ab S. 58), im Gegensatz zu Claus kann er sich überhaupt nicht mehr erinnern, warum er erst bei seinen Großeltern aufgewachsen ist und dann ins Kinderdorf kam.

Da er ein Jahr jünger als Claus ist, kam er mit ca. vier Jahren ins Kinderdorf; gemeinsam mit seinen beiden älteren Brüdern Claus und Günter. Wie Claus, hatte auch er vorher seine Kinderdorfmutter im Hause seiner Großeltern kennen gelernt, aber auch nicht realisiert, dass er künftig bei ihr leben sollte.

Mit ca. 17 Jahren zieht Titus in ein Appartement, das zum Kinderdorf gehört und auf dem gleichen Gelände steht. Ab hier beginnen große Schwierigkeiten, die laut Titus zum Teil wohl daraus resultieren, weil ihm hier eine Betreuerin zugeteilt wurde, mit der er große Probleme hatte. Nach einem einwöchigen Aufenthalt auf Hof Böcken (einem dem Kinderdorf zugehörendem externen Hof in Niedersachsen, in dem körperlich und geistig behinderte Menschen in kleinen, familienähnlichen Gruppen leben und arbeiten – Anm. d. Autorin) wird Titus aus dem Kinderdorf rausgeworfen und wohnt von da ab im ständigen Wechsel entweder bei einer Freundin bzw. deren Eltern, weiteren Freunden und seinem Bruder Claus, der zu diesem Zeitpunkt bereits eine Wohnung außerhalb des Kinderdorfes hat.

Aus seiner ersten Ausbildung ist er rausgeflogen, die zweite Ausbildung im Garten- und Landschaftsbau hat er inzwischen begonnen, dort fühlt er sich wohl.

Zurzeit unseres Gespräches wohnt er bei seiner Freundin bzw. im Haus deren Eltern, in dem aber nur noch der Vater lebt.

Titus hat mich gleich zu Beginn unseres Gespräches etwas verwirrt, da er meinte, sich überhaupt nicht erinnern zu können, warum er als Kind ins Kinderdorf gekommen war und ich eigentlich ziemlich sicher bin, dass wir – zu der Zeit, als ich in seiner Kinderdorffamilie als Familienhelferin tätig war – bestimmt einmal darüber gesprochen hatten. Insgesamt ist das Gespräch aber sehr lebendig und Titus hat viel zu erzählen. Man kann förmlich seine Wut und Enttäuschung über die ungerechte Behandlung spüren, die er und einige andere Jugendliche aus dem Kinderdorf seiner Meinung nach in der Phase der Verselbstständigung erfahren haben.

Leider ist das Gespräch von Titus nicht ganz vollständig. Wir hatten nach einer Stunde Gesprächszeit eine kurze Pause eingelegt. Während des darauf folgenden Gespräches ist das Aufnahmegerät anstandslos angesprungen und schien auch normal zu laufen aber das Gerät

hat unglücklicherweise nur ein starkes Rauschen aufgenommen, weit entfernt sind Stimmen zu hören, aber es war nicht möglich, diese so rauszufiltern, dass man hören könnte was gesprochen wurde. Ich habe zwar grundsätzlich mit zwei Aufnahmegeräten gearbeitet, aber während des ersten Gesprächsteils war das zweite Aufnahmegerät bereits ausgefallen und auch nicht wieder in Gang zu bringen gewesen. Da ich dieses Problem erst ein gutes Jahr später bei der Transkription bemerkt habe, konnte weder von Titus noch von mir erinnert werden, was im zweiten Teil besprochen wurde.

Da der zweite Gesprächsteil aber zum einen nur sehr kurz war und zum anderen die meisten der für die vorliegende Arbeit wichtigen Inhalte bereits im ersten Gesprächsteil enthalten waren, habe ich dieses Gespräch trotz der Unvollständigkeit übernommen.

Der Übergang ins Kinderdorf

„... wenn man sozusagen aus einer anderen Welt heraus gerissen wird“

„... es war komisch, in eine fremde Gegend zu kommen. Wo man halt gar nicht so wirklich weiß, wo man ist. Man kennt die ganzen Leute nicht, dass ist, wenn man sozusagen aus einer anderen Welt heraus gerissen wird. (...)

„Du bist das eine gewohnt, aber gehst in was anderes. Das ist ja komplett fremd und dann hast du da irgendwelche Leute, die du noch nicht kennst, so den Typ vom Jugendamt, Anne, also meine Pflegemutter, und dann rennt da irgendwie noch der Chef, der war da irgendwie auch da.“ (...)

„Ja und alle haben geguckt und gegafft und das war schon so’n Gefühl wie ‘Häh, was geht denn hier ab?’ und so ‘Wo bist du hier eigentlich?’ und so. Und dann waren da noch Kevin und Susanne (das andere Geschwisterpaar mit dem Titus in der Kinderdorffamilie aufgewachsen ist, das wenige Tage nach ihm und seinen Brüdern kam – Anm. d. Autorin], das war ja sowieso komisch, denn wo kamen die denn her, so nach dem Motto? Wer sind die? Und die kennst du nicht.“ (...)

„... was mich so gestört hat in der Zeit war, dieses, dieses ruckartige, nicht dass man so langsam hereingewöhnt, sondern dieses ruckartige – weg und rein. So, das fand ich schon ziemlich heftig.“

„Also da war irgendjemand dabei, dem haben wir vertraut, der dann aber wieder gefahren ist“

Ich frage Titus, ob er sich erinnern kann, dass seine Großeltern ihn in das Kinderdorf gebracht haben und er berichtet:

„Ich meine, die waren dabei, ja. Also da war irgendjemand dabei, dem haben wir vertraut, der dann aber wieder gefahren ist. Und dann ging das halt so ’ne ganze Zeitlang, dass das so diese Fremde ist. Da sind zwar tierisch viele Leute gewesen, die hast du auch irgendwie, die haben mit Dir gespielt oder sonst irgendwas gemacht, aber du hast niemals so dieses Gefühl von Freiheit oder so gehabt.“

Ich möchte wissen, ob er sich wegen des nicht vorhandenen Gefühls von Freiheit zu sehr beaufsichtigt gefühlt hat und er erzählt:

„Ja, beaufsichtigt auch, aber verängstigt weil, du weißt nicht, wo du bist, nach dem Motto: und alle haben dich dann lieb auf einmal, so (Titus macht einige Eideidei-Geräusche und lacht – Anm. d. Autorin] und das so schon ein komisches Gefühl.“

„... das war immer so komisch zu erklären ‘Wo wohnst du eigentlich?’“

„... und das hat sich dann halt so alles hingeläppert, hingezogen und irgendwann ging das dann halt los, dass wir ... Günter [sein älterer Bruder – Anm. d. Autorin], sich so angefreundet hat mit den Brüdern – von den Brüdern sag ich schon – von Frau Berg, ich meine, mit den Kindern von Frau Berg. Und da fing das dann so an, alles mögliche, Fußballspielen und hast du nicht gesehen. Und das war denn für mich so’n Moment, wo du merkst, dass es langsam alles vorwärts geht, Schule halt und so, Kindergarten, dann sind wir zur Vorschule.“ (...)

„Ja und dann lernst du halt so Leute kennen, also das war immer so komisch zu erklären ‘Wo wohnst du eigentlich?’, ‘Im Kinderdorf!’, das war immer so, weil die anderen kennen das nicht. Du weißt in dem Alter auch nichts damit anzufangen weil, du kannst es nicht erklären. Und das ist so’n Problem gewesen. Irgendwann ging das halt, wenn man älter wird wusste man, aber da hatte ich so meine Probleme mit, also was heißt Probleme, aber ich konnte es halt nicht erklären, das war schon komisch.“

Ich möchte gern wissen, ob Titus noch weiß, warum er bei den Großeltern gelebt hat und dann ins Kinderdorf kam, er berichtet:

„Ich weiß es nicht.“ (...)

„Keine Ahnung. Hat man mir nie erzählt. Angeblich durfte ich irgendwann in die Akte rein sehen, aber das hat man denn doch verhindert.“ (...)

„Ich kenne meine Akte nicht.“ (...)

„Ich bin der Meinung, Claus kennt die. Aber mir war das auch egal.“

Titus Beziehung zu seiner Kinderdorfmutter

Mich interessiert, ob Titus seine künftige Kinderdorfmutter vorher bewusst kennen gelernt hat und er antwortet:

„Ja, die war zweimal da, also ein paar Mal da, also wo ich gewohnt hab, in Niedersachsen, aber das hab’ ich nicht wirklich realisiert. Die war zweimal da und hat sich dann mit den Leuten unterhalten, da war das Jugendamt auch da und so. Das hab’ ich auch nicht so wirklich realisiert, was abging. Aber irgendwann war es denn halt so, dass ich da hin kam und sie mir so gegenüberstand und so.“

„... aber ansonsten war das eigentlich also gar nicht mal so schlecht“

„Ja, aber ansonsten war das eigentlich also gar nicht mal so schlecht. Ich denk mal, dass es mir besser ergangen ist als bei meinen Eltern, bzw. Großeltern und den Bezug zu einer richtigen Familie, wie es mir da ergangen wäre, weiß ich nicht, kann ich nicht sagen. Aber ich glaub nicht, dass es viel anders da gelaufen wäre. Vielleicht 'nen Tick lockerer, aber viel, viel lockerer glaub ich auch nicht. Weil, ich denk mal, unsere Anne [die Kinderdorfmutter von Titus – Anm. d. Autorin], die war schon echt locker drauf, irgendwie im Gegensatz zu anderen Müttern. Wenn man so hört, was die anderen so mit Frau Drösel [eine andere Kinderdorfmutter – Anm. d. Autorin], die ist ja völlig abgegangen da.“ (...)

„Ja, die war doch schrecklich. Ich hab' da mal zwei Wochen gewohnt.“ (...)

„Ging gar nicht. Die sitzt da mit jungen Leuten da am Tisch und beim Essen und es wird so lange gewartet, bis der Letzte aufgegessen hat. Und das ist egal, wie lange der braucht.“ (...)

„Ja und das war ja, bei Anne war das ja anders. Anne ging das ja auch auf'n Sack. Und denn komm, iss alleine weiter. Und das fand ich schon besser. Ich mein' klar, dass es vielleicht – denk ich mal – in dem Sinne normal ist, dass man das so macht. Damit man wenigstens alle mal an einem Tisch hat oder so. Aber teilweise war das echt nervig.“

„Aber sie hatte halt selbst zu kämpfen mit dem Rauswurf von mir“

Als Titus das Kinderdorf verlassen muss (siehe auch ab S. 106 – Anm. d. Autorin), wird er nicht weiter betreut, sondern ist ganz auf sich allein gestellt, deshalb frage ich ihn, ob er denn weiterhin mit seiner Kinderdorfmutter Anne Friedrichsen Kontakt hatte und er erzählt:

„Ja, klar, mit Anne war schon Kontakt da. Aber sie hatte halt selbst zu kämpfen mit dem Rauswurf von mir. Das hat so 'ne Zeit lang gedauert.“

Mich interessiert, ob er mit seiner Mutter über das Thema gesprochen hat und er antwortet:

„Nee, denk ich nicht. Also es hat keiner von uns angesprochen oder so. Vielleicht wird es irgendwann noch mal passieren. Aber ich werd' sie nicht drauf ansprechen.“ (...)

„Weil, wir hatten nämlich einen ganz guten Kontakt. Also einen relativ guten Kontakt. Und ich denk mal, dass sie sich damit abgefunden hat, so dass, weil, wenn man sie jetzt drauf ansprechen würde, dass denn vielleicht irgendetwas passiert.“

Ich frage Titus, ob er Angst hat, eventuell alte Wunden aufzureißen und er bestätigt das. Außerdem möchte ich noch wissen, ob er selbst gar nicht das Bedürfnis hat, darüber zu sprechen und er erzählt:

„Nein, also Bedürfnis nicht, aber ich würd' nicht, also vielleicht, das Einzige, was ich gefragt habe, wie es ihr so ergangen ist. Was sie glaubt, was die Gründe waren, so. Das wäre, glaube ich, das Einzige, aber so wichtig ist mir das auch nicht. Weil sie war halt eigentlich immer für mich da oder

so. Sie hat auch nie was gesagt wie 'Das war Scheiße!' oder so, sondern sie hat das ja selbst miterlebt, wie Anneliese [eine Mitarbeiterin aus dem Kinderdorf, siehe auch ab S. 105 – Anm. d. Autorin] da so abgeht. Von daher denk ich mal, dass sie auch für sich realisiert hat, dass das, was die eigentlich gemacht hat, gar nicht richtig war, jedenfalls zum Teil. So denk ich mal, wird sie gedacht haben.“

Titus Leben im Kinderdorf

„Wo du merkst, da sind Leute, die machen das Gleiche wie du und die beschützen dich“

„Zumindest durch dieses Fußballspielen haben wir tagtäglich, gewinnt man halt so'n bisschen an Normalität. Weil, du bist abgelenkt. Du denkst nicht weiter darüber nach. Du hast da deine Leute, mit denen du spielst und du lernst immer Leute kennen. Und das war halt so'ne Art große Gruppe. Weil, du bist für die Anderen gewesen, sozusagen der Kleine. Und dadurch hattest du auch keine Streitigkeiten mit den Großen im Dorf, sondern du wurdest sozusagen ... [Titus meint „beschützt – Anm. d. Autorin].“ (...)

„Und das war schon so'n angenehmeres Gefühl. Wo du merkst, da sind Leute, die machen das Gleiche wie du und die beschützen dich und so. Du kannst dahin gehen und die wissen, wer du bist und die kommen auch zu dir und fragen, ob du kommst oder so. Weil, ich meine, Dieter [ein Freund aus dem Kinderdorf – Anm. d. Autorin] und die kamen auch immer zu mir und haben gefragt. Das ging eine ganze Zeit lang so. Und irgendwann kam so der Moment wo es darauf ankam, dass Günter so weit war, dass er auch wegging. So halt, also so auf Partys und so, wo er so von der Arbeit kam, sich umgezogen hat und wieder weggefahren ist. Und das fand ich ein bisschen komisch weil, die anderen waren dann ja auch weg, so. Das heißt, aus einer großen Gruppe wurde nur noch eine ganz kleine Gruppe. Und wir haben zwar noch Fußball gespielt. Aber nicht mehr so in den Ausmaßen, wie es da war. Und ja, irgendwie war das irgendwie ein komisches Gefühl in dieser Zeit. Und dann ging das halt immer weiter.“

Ich frage ihn, ob er sich allein gelassen gefühlt hat und Titus antwortet:

„Ne, allein gelassen nicht, weil da waren immer noch genug Leute. Aber so diese große Gruppe, die da war, die war einfach nicht mehr da. Die war so zerrissen. Das ist dann halt so, irgendwie war ein komisches Gefühl. Weiß nicht, wie alt war ich denn, zehn, elf? Als es denn los ging zwölf. Und ja, das war schon komisch. Ja und irgendwann haben sie dann halt angefangen, für Jugendliche irgendetwas da zu machen. Eben spielen und so.“ (...)

„... und das kam mir so vor, als ob das nur so'ne notdürftige Lösung war, um irgendwie uns zu beschäftigen oder so. Das Gleiche war ja hier, wo sie später dieses, ja wie heißt das, diesen Bunker [hier konnten die Jugendlichen Billiard spielen, Musik hören, Tanzen und ähnliches – Anm. d. Autorin] da aufgemacht haben. Dann wurde der für uns zugänglich gemacht. Oder dieses Internet-

Café oder so. Und da hab' ich so gedacht, dass war einfach nur so notdürftig: 'Wir müssen da irgend etwas machen, sonst fangen die an hier ...' [Titus meint „Blödsinn zu machen“ – Anm. d. Autorin].

„Also du hattest nie so das Gefühl, dass du irgendwie so 'ne Freiheit erlebst“

„... es war immer so komisch. Es war eine komische Atmosphäre. Weil irgendwie, es hieß, wir Jugendlichen sollten unter uns sein. Aber es war trotzdem irgendwie immer 'nen Erwachsener da. Also du hattest nie so das Gefühl, dass du irgendwie so 'ne Freiheit erlebst. Egal, was du gemacht hast. Es guckte immer jemand auf dich. Und das fand ich schon ein bisschen nervig. Das war ein bisschen ätzend, auf gut Deutsch gesagt.“

Mich interessiert, ob Titus sich dadurch nie ganz losgelassen gefühlt hat und er sagt:

„Nee, vor allen Dingen, du kannst nicht so das mache,n was du willst. Und denn heißt es immer, wir sollen, es hieß ja immer, wir sollen uns Freunde holen von außerhalb.“ (...)

„Ich glaub', ich war der Einzige, der relativ guten Kontakt hatte außerhalb auch weg. Es gab noch ein, zwei andere. Aber das Problem war immer, dass da, ja, dass es so ätzende Regeln gab, irgendwie. Um sechs Abendbrot gemeinsam. Weißt du, wo du so denkst, die Zeit lohnt gar nicht. Irgendwie um drei kommt der und um halb sechs, viertel vor sechs kann er wieder gehen, so nach dem Motto, das ist so zeitlich eingegrenzt. Das fand ich immer ein bisschen ätzend.“ (...)

„Man fühlt sich so'n bisschen ausgegliedert von der Menschheit, von der normalen Bevölkerung“

„Was mich auch genervt hat in diesem ganzen Dorf waren diese Erdwälle und Zäune und einmal komplett rum Bäume oder so. Es war wie so'n Knast. Es gibt einen Ausgang, das ist vorne. Wenn du da rausgehst, da stehen Hunderte von Leuten [Titus übertreibt zwar hier deutlich, aber er meint damit, dass man immer genau wusste, wann er das Dorf verließ und jeder Außenstehende wusste, dass er aus dem Kinderdorf kommt – Anm. d. Autorin] und das fand ich ehrlich gesagt 'nen bisschen nervig. Ich meine Natur schön und gut, aber man muss es ja nicht so verstecken oder so. Weil, da war ja echt hinten so'n Wall, kennst das ja auch.“ (...)

„So'n Wall, vorne 'nen Zaun und so. Man fühlt sich so'n bisschen ausgegliedert von der Menschheit, von der normalen Bevölkerung.“

Ich erinnere mich, dass es mindestens drei Ausgänge im Kinderdorf gab und Titus bestätigt das dann auch:

„Ja und das fand ich, ja klar, es gab schon Möglichkeiten, da raus zu kommen. Aber es war trotzdem an sich, einmal links herum und rechts herum halt 'n Zaun, bzw. Mauer. Die sie auch regelmäßig erneuert haben. Und das fand ich schon ein bisschen komisch.“ (...)

„Weil, du verschwindest da sozusagen hinter 'ner Mauer sozusagen, wenn du da reingehst. Und so die Leute, die da mit dem Auto vorbeifahren, die realisieren ja gar nicht, was das da ist oder so.“ (...)

„Wenn man das ein bisschen öffentlicher macht. Es wär' einfach auch dann für jeden sozusagen zugänglich. Denn für mich ist das ja nicht ganz so schlimm, als wenn das so eingegrenzt ist.“

Titus negative Erfahrung mit Mitarbeitern des Kinderdorfs

„... sie wusste gar nicht so umzugehen mit Jugendlichen“

„Ja und denn ging das halt irgendwann weiter, dass ich Anneliese Kraut über'n Weg gelaufen bin [Frau Kraut kam als Familienhelferin in die Kinderdorffamilie von Titus – Anm. d. Autorin]. Die nette Dame. Ja, die war irgendwie völlig für'n Arsch. Da war ich 16 oder so, da kam sie.“ (...)

„Und denn kam sie den Nachmittag, hat zwei Mal gefragt, ob wir Kuchen backen wollen. Hab' ich gefragt, ob sie meschugge ist, irgendwie der Helm brennt.“

„... ich glaub, sie war, sie wusste gar nicht so umzugehen mit Jugendlichen, oder so. Weil ich meine, soll sie was anderes fragen, aber Kuchen backen. Ich hab' noch nie 'nen Kuchen gebacken in meinem Leben, so wirklich. Und ja und das Problem ging dann ja halt weiter, dass sie dann halt irgendwie weg ist von uns [Titus meint, weil sie aufgehört hat, als Familienhelferin in seiner Familie zu arbeiten und ambulante Betreuerin im Kinderdorf wurde – Anm. d. Autorin]. Und die dann im Dorf auf die Idee kamen, mir so'n Appartement zu geben. Und ich hab' mich ja vorher schon nicht mit Anneliese verstanden. Und da wusste ich jetzt schon, wie Anneliese abgeht weil, Anneliese war ja schon in dem Moment für Martin [ein Freund aus dem Kinderdorf, siehe auch Abschnitt 5.2.6 Martin, ab S. 126 – Anm. d. Autorin] zuständig, der hat im Appartement gewohnt.“

Titus verliert seine Ausbildung durch seine, wie er es nennt, 'Scheißegal-Einstellung'

„Und denn war auch, als sie mit Martin ... Also als das war nach der Zeit, nachdem wir die Ausbildung verloren haben.“

Ich frage ihn, ob sie beide gleichzeitig die Ausbildung verloren hätten und er berichtet:

„Ja, Martin ja auch. Irgendwie mit 'nen paar Wochen Unterschied. Wo wir angefangen hatten, nur Scheiße zu bauen, weil, uns war alles relativ Scheißegal-Einstellung da. Weil es einfach alles so nervig wurde. Weil überall hast du deine Regeln. Da nicht, da nicht, da nicht, hier nicht, und das auch nicht und so. Und denn irgendwie sind wir nach dem Motto scheißegal, machen wir einfach.“ (...)

„Ja und denn kam halt Anneliese, wurde halt für uns zuständig.“ (...)

„Und denn ging das halt los, dass sie uns Aufgaben gestellt haben. Auf'm Amt laufen und hier und da und hast du nicht gesehen. Und was die erste Zeit auch eigentlich ganz gut lief. Wo es meist nur kleine Streitigkeiten gab und am meisten zwischen ihr und Martin. Weil Martin schon länger die Aufforderung bekommen hat. Und ich halt neu da drin war. Und dann kamen sie denn auf die Idee, dass sie zu

Martin gesagt hat, dass er ausziehen muss. Also, sie hat nicht gesagt wann. Das hat sie irgendwie zu Martin gesagt. Und dann kam sie auf die Idee, also das hat sie Freitag gesagt zu Martin, dass er wahrscheinlich ausziehen muss, wenn es so weiter geht. Montag klingelte denn es bei mir an der Haustür und denn stand sie da vor der Haustür und meinte ‘Los zu Hof Böcken’⁹!’. Also da, wo die diese Tütelüteliüt, also da wo auch Andrea ist.“ [Andrea ist aus dem gleichen Kinderdorf wie Titus, lebt aber inzwischen auf Hof Böcken – Anm. d. Autorin] (...)

„Ja, was soll ich da denn? ‘Ja, da musst du hin, damit du wieder zur Vernunft kommst!’. Gut, dann sag ich ‘Ich, mit denen, das geht nie gut!’. Ja und sie mich denn halt hingefahren.“

„... mich aus dem Weg geschafft, damit Martin ausziehen kann und es keinen Krawall gibt“

Und da hat sie mir dann halt irgendwie erzählt, dass sie mit Karl-Heinz, also Mutschke [Karl-Heinz Mutschke war der Bereichsleiter im Kinderdorf – Anm. d. Autorin], was am Laufen hat. Und sie war ja der Meinung, die Jugendlichen wüssten das nicht und so. Wir wären aufgeklärt und dass wir das schon längst wissen und dass wir auch unsere Kontakte haben und so. Weil Frau Hoppe, die wischt halt im Büro und die kriegt so einiges mit. Und im Endeffekt, wo ich die Woche in Böcken war, hat Martin seinen Umzug über die Bühne gebracht. Das heißt jetzt sozusagen, mich aus dem Weg geschafft, damit Martin ausziehen kann und es keinen Krawall gibt.“ (...)

„Sie hat ihn in der Woche rausgeschmissen. Mit der Einverständniserklärung von Herrn Busch [der Dorfleiter – Anm. d. Autorin]. Und der einzige Grund, warum ich weg sollte war, weil sie Angst hatte, dass es Ausschreitungen gab. Also, dass es richtig Krawall gibt. Weil, Martin und ich einfach hauen drauf. Es wär’ uns dann egal, wir hätten uns geweigert. Und ich kam denn halt wieder aus Böcken.“ (...)

„Und irgendwann kam Anneliese dann freitags an und hat mich dann halt abgeholt.“ (...)

„Und auf dem Rückweg hat sie mir dann das mit Martin erzählt. Und das einzige, was ich nur gesagt hab’ war ‘Wenn sie meint, dass es dadurch jetzt ruhiger wird und wenn sie glücklich ist, soll sie es machen!’.“

„... dass ich auch nicht mehr länger als zwei Wochen hier wohnen werde“

„An dem Tag [als Martin rausgeschmissen wurde – Anm. d. Autorin] hat sie [Frau Kraut – Anm. d. Autorin] zu Martins Schwester gesagt – das hab’ ich durch andere Leute gehört und ich weiß nicht, ob es genau stimmt – dass ich auch nicht mehr länger als zwei Wochen hier wohnen werde. Und ich war dann halt wieder da und es war schon ein komisches Gefühl, Martin weg so. Für Martin war ich immer erreichbar. Er kam auch oft vorbei oder so. Aber es war schon komisch weil, es fehlte immer einer.“ (...)

⁹ Hof Böcken (Name geändert) ist eine weitere Institution vom Kinderdorfverein, in dem in der Regel geistig und körperlich behinderte Jugendliche und Erwachsene in familienähnlichen Situationen in Häusern (mit Hausvater und/oder Hausmutter) leben und arbeiten.

„David [ein Freund aus dem Kinderdorf – Anm. d. Autorin] war auch noch da. Aber das war einfach so eine lustige Zeit mit Martin. Halt nur Scheiße gebaut, uns nur von Pizza ernährt. Weil, wir haben das Geld von ihr [von Anneliese Kraut – Anm. d. Autorin] eingeteilt bekommen und so. Und das einzigste, wo wir uns denn so am Leben erhalten haben, waren diese EC-Karten, so mit Lastschrift und so, ohne kein Geld, aber so einkaufen gehen. Und das hat Anneliese nicht gerallt. Bis auf, dass die Rechnungen dann irgendwann kamen. Und denn gab's da so einen Zeitpunkt, das war ihr eigentlich so egal, also auch bei mir. Das war ihr – in Anführungsstrichen – egal. Der einzigste, mit dem ich dann halt Kontakt hatte, war David, und Martin halt telefonisch noch. Weil Martin ist denn ja nach Shalom¹⁰ gezogen.“ (...)

„Ja, aber Montagmorgen hat sie denn halt bei mir geklingelt und hat gesagt, dass ich auch ausziehen muss innerhalb von einer Woche, weil ich die Auflagen doch nicht erfülle. Vorher hat sie aber mit Busch geredet und hat ihm das so erklärt. Und ich denn erst recht 'ne Scheißegal-Einstellung gehabt. Weil, wenn du raus musst, ist es scheißegal. Aber das Problem ist, wo willst du hin.“ (...)

„Natürlich war's ungerecht, aber vor allen Dingen, wo willst du hin in einer Woche. Und Herr Busch meinte denn zu mir. Ich saß halt noch mal bei denen. Weil, ich war ja richtig sauer. Ich hab' Anneliese fast an die Wand genagelt. Und die hat, das war halt auf'm Montag und die Woche legte sich dann so. Also Montag – den nächsten Montag sollte ich ausziehen. Sozusagen da war noch ein Wochenende dazwischen. Und denn mit Anneliese gar nicht mehr geredet und so.“ (...)

„Und Herr Busch meinte denn zu mir irgendwie, dass ich eine Lebenseinstellung hab, als ob ich Plan B hätte.“

„Und denn hab' ich ihn gefragt, ob der normale Wunsch eines Jugendlichen, 'Plan B', denn die Obdachlosigkeit ist“

Ich frage Titus, was er glaubt, was Herr Busch damit gemeint haben könnte und er antwortet:

„Ja, weiß ich nicht. Konnte er mir nicht sagen. Aber ich hab' 'Plan B'. Und denn hab' ich ihn gefragt, ob der normale Wunsch eines Jugendlichen, 'Plan B', denn die Obdachlosigkeit ist. Dazu hat er mich denn noch angeguckt und diesen hier gemacht [Titus zuckt mit den Schultern, um auszudrücken, dass Herr Busch damit deutlich machen will, dass ihm Titus egal ist – Anm. d. Autorin]. Damit war das Gespräch denn beendet. Und das ging dann halt so weiter, dass in dieser Woche herauskam, dass meine Mutter auch ausziehen muss, weil sie alleine in diesem Haus ist. Weil Karl-Heinz und Anneliese da einziehen wollen. Und das war denn so für mich der Zeitpunkt zu sagen ...“ (...)

„'Alter, die nagel ich richtig an die Wand!'. Und denn hab' ich gesagt 'Letztes Wochenende, da kannst du ja richtig noch mal einen drauf machen!'. Denn hatten wir Party gemacht. Ich glaub, da sind 20 Leute in diesem kleinen Appartement drin. Und auf'm Flur und die haben oben die Küche auseinander genommen. Das komplette Mobiliar vom Dorf aus dem Fenster geschmissen. Also die haben da richtig Randal gemacht. Und irgendwann kam dann Busch hoch und als Busch hochkam, sind sie

¹⁰ Eine kirchliche Vereinigung zur Unterstützung wohnungsloser Jugendlicher, siehe auch Abschnitt 5.2.6 Martin, ab S. 126 – Anm. d. Autorin.

alle aus dem Küchenfenster raus und unten runter gesprungen mit diesem kleinen, da gab's dann immer diese Zwischenmauer. Und Busch war tierisch sauer und ich hab' mich mit Busch richtig angelegt. Ich war kurz davor, ihm auf die Fresse zu hauen. Und da haben sie mich erst einmal zurückgezogen. Und denn sind Bernd [ein Freund aus dem Kinderdorf bzw. siehe auch Abschnitt 5.2.1 Bernd, ab S. 46 – Anm. d. Autorin] und ich weg, zu 'ner Freundin.“ (...)

„Und dann sind Bernd und ich halt weg und als wir nachts um vier wieder zurückkamen, kam mir die Schwester von Tommy [ein Freund, außerhalb vom Kinderdorf, von Titus – Anm. d. Autorin] mir entgegen. Und denn hat sie mich gefragt 'Was hier denn los ist?', 'Warum das denn?'. 'Ja, hier waren irgendwie vier, fünf Bullenwagen oder so!' Da hat Herr Busch so die Muffe bekommen, dass sie die Bullen gerufen haben. Und denn hat er mich am Montagmorgen, sollte ich ja ausziehen, also ich sollte ja am Montag ausziehen. Das hab' ich, also ich hab' ja mit Nielsen [der Hausmeister aus dem Kinderdorf – Anm. d. Autorin] geredet. Der hat denn gesagt 'Alles klar, ich fahr dich!'. Denn hatte Sophie das mit ihren Eltern abgesprochen, dass ich zu ihr fahren kann. Fand ich auch sehr gut.“ [mit Sophie war Titus zwar damals noch nicht zusammen aber sie waren sehr gut befreundet – Anm. d. Autorin]

„Er hat mir das erklärt, dass das notwendig war, weil, Karl-Heinz und Anneliese kriegen irgendwie Kinder“

„Und dann kam das irgendwie so, dass Busch zu mir kam und meinte, er möchte sich noch mal mit mir unterhalten. Und dann saß ich in seinem Büro. Ich saß als erstes mit ihm alleine. Er hat mir das erklärt, dass das notwendig war, weil, Karl-Heinz und Anneliese kriegen irgendwie Kinder [neue Pflegekinder und abgesehen davon geht es hier darum, dass Herr Busch Titus erklären möchte, warum seine Mutter so kurzfristig ausziehen muss – Anm. d. Autorin]. (...)

„Also ihre eigenen Kinder [sowohl Karl-Heinz Mutschke als auch Anneliese Kraut hatten aus ihren ersten Ehen Kinder – Anm. d. Autorin] waren natürlich auch dabei. So und denn ist meine Mutter halt ausgezogen und während sie ausgezogen ist, haben sie dann wohl schon mit Bauarbeiten dann angefangen. Das heißt, ihre Sachen standen da noch. Aber Karl-Heinz und Anneliese haben veranlasst, dass die Wand schon rausgerissen wurde. Und wir saßen alle bei Busch im Büro. Meine Mutter, ich, Karl-Heinz, Anneliese und der Busch da. Anneliese hat nur Scheiße erzählt. Also nur Scheiße.“

„... es war wie ein Verrat“

„Ja, sie hat halt alles das erzählt, dass ich faul wär', nichts gemacht hab' und so und hier und da. Dass das echt nicht mehr weiter geht und dass die Party der Höhepunkt war so. Nur mich als Scheiße dargestellt. Da ist mir denn so der Kragen geplatzt. Und dann hab' ich sie so zur Sau gemacht. Weil, ich war richtig sauer.“ (...)

„Nee, es war wie ein Verrat. Also im Endeffekt sollten wir nur weg, weil damit meine Mutter weg ist [Titus meint, damit auch seine Mutter ungestört ausziehen konnte, weil die Kinderdorfleitung

wohl auch hier Krawall befürchtete – Anm. d. Autorin]. *Sozusagen Claus war weg, Günter war weg und ich sollte auch weg* [Kevin und Susanne, die andere Geschwistergruppe in Titus Kinderdorfffamilie, waren bereits vor Jahren ausgezogen – Anm. d. Autorin], *damit es halt schön und friedlich da mit dem Haus über die Bühne gehen kann.*“ (...)

„Nun kam aber der Termindruck von denen. Die wollten unbedingt ganz schnell, so dass sich das kreuzte. Mit mir und meiner Mutter, es hat sich gekreuzt. Und denn war ich so sauer. Hab’ ich sie [Anneliese Kraut – Anm. d. Autorin] zusammen geschrien. Warum sie das eigentlich macht. Mit welcher Begründung, wie man denn eine Frau, die hier sozusagen Kinder großgezogen hat, in Null Komma nix aus dem Haus werfen kann. Ob es ihr dann nicht reicht, wenn sie die Kinder schon raus-schmeißt, irgendwo ohne ’ne richtige Begründung. Weil die Begründung, die sie gesagt hat, war ja im wahrsten Sinne des Wortes falsch. Weil nur so ’ne Notlüge.“ (...)

„Herr Busch saß denn da mit so’m Gesicht: ‘Scheiße, war das eigentlich richtig, was ich da gemacht hab?’. Er konnte es jetzt zwar nicht mehr umändern, weil es mit dem Jugendamt schon alles abgeklärt war. Aber in Wahrheit wusste er, glaub ich, dass er irgendetwas falsch gemacht hat.“

„Der Zivi kam und irgendwie kamen alle zu mir und haben gefragt, was denn los ist“

Mich interessiert, ob Titus das richtig mitbekommen hat, dass Herr Busch sich plötzlich seiner Sache nicht mehr sicher war und er erzählt:

Ja, das, weil er war ja vorher sauer und auf einmal war er so pissfreundlich. Und Karl-Heinz saß denn da nur noch, hat seine Hände angeguckt. Anneliese guckte an die Decke und ist dann heulend rausgelaufen. Meine Mutter hat mich festgehalten, weil ich bin fast über’n Tisch rüber gesprungen. Ich war dann da richtig sauer. Also und irgendwann ist Anneliese denn raus. Ich bin dann raus, hab’ die Tür da zugeknallt und bin mit hoch, weil Sophie war da und – ich glaub – Bernd. David hat meine Sachen gepackt. Und ich hab, wir haben dann wohl so rum geschrien, dass hat man wohl oben gehört und bis vorn im Büro, also fast bis zur Litfasssäule. Und, aber da hat Herr Busch noch die mittlere Wohnung, also nicht ganz vorne, sondern er wohnte in der Mitte. Da wurde ich so aggressiv. Weil ich war richtig aggressiv. Ich war auf 180, weil ich mein, warum? Was haben die Jugendlichen ihr [Frau Kraut – Anm. d. Autorin] getan? Ich mein, bis auf, dass sie dauernd Stress machte, weil wir angeblich alles falsch machten, haben wir eigentlich nichts weiter gemacht. Ich war sowieso noch sauer wegen Böcken und wegen Martin. Das hat mich ja so angekotzt. Also irgendwie ist sie dann halt weggelaufen und ist denn zum Arzt, hat sich erstmal krankschreiben lassen. Karl-Heinz ist mir komplett aus dem Weg gegangen. Herr Busch wusste gar nicht mehr, wie er mit mir umgehen sollte. Frau Hoppe kam dann auch hoch und hat mich gefragt, was los war und hast du nicht gesehen. Der Zivi kam und irgendwie kamen alle zu mir und haben gefragt, was denn los ist. So die ganzen Jugendlichen haben sich mit Anneliese angelegt, weil sie das assig fanden, was sie mit uns gemacht haben. Also die hatte da echt überhaupt keinen guten Stand.“

Da ich mir vorstellen kann, dass ihm das ein gutes Gefühl gegeben hat, dass die anderen Jugendlichen ihn verstanden haben, befrage ich ihn dazu und er antwortet:

„Na klar, es ist schon ein angenehmes Gefühl, wenn so’ne Horde von Jugendlichen hinter dir steht. Wo du eigentlich gar nicht so den Bezug zu denen hattest. Die ja schon jünger waren als ich. Und das war schon angenehm.“

Abschließend frage ich Titus aber noch, weil ich das zufällig weiß, dass er sich doch am Anfang ganz gut mit Frau Kraut verstanden hätte und er berichtet:

„Ja, was heißt ganz gut. Das einzige, was wir eigentlich gemeinsam hatten, war diese Bandabschleifereigeschichte. Da, die Möbel da, aus dem Eingang da, haben wir gemacht. Und das war so das einzige. Bei ihr zu Hause war ich auch’n paar Mal mit Martin. Aber es war niemals so das beste Verhältnis. Sie wollte vielleicht ein gutes Verhältnis aufbauen zu den Jugendlichen. Aber sie hat es nie wirklich geschafft.“

Was Titus am Dorfleiter bemängelt

„Herr Busch, der war sozusagen nie sichtbar“

„Auch was ich komisch fand ist immer, dass dieses Büro mit den Chefs nur so’ne Fassade war, wo man so nicht reingucken konnte oder so.“ (...)

„Weil Herr Bütt [der ehemalige Dorfleiter und Vorgänger von Herrn Busch – Anm. d. Autorin], das weiß ich, der ist früher immer rum gelaufen, total freundlich, kam früher immer rum und hat Eis verteilt an Geburtstagen und so. Und Herr Busch, der war sozusagen nie sichtbar.“

„Weil, wenn man so an Herrn Bütt denkt und der war immer freundlich und kinderlieb“

Ich erinnere mich, dass Herr Busch während meiner Zeit als Familienhelferin im Kinderdorf durchaus auch Eis verteilt hat und erzähle es Titus, er entgegnet:

„Ja? Ich hab’ ihn nie gesehen. Herr Bütt, der kam ja gleich immer nachmittags. Weil meistens waren ja auch irgendwie Geburtstagsfeiern mit Kindern und so und der kam eigentlich regelmäßig vorbei.“ (...)

„... es war so, es war so, so, weiß nicht, so ein komisches Gefühl. Weil, wenn man so an Herrn Bütt denkt und der war immer freundlich und kinderlieb. Und denn sieht man so Busch.“ (...)

„Ja, ich glaub Herr Busch war mehr so auf seinen Job fixiert und nicht auf das, was außerhalb passiert, sondern mehr so das, was innerhalb passiert. Herr Bütt, der lief doch da rum und war fröhlich und da und da. Und Herr Busch, der war so’n Sesselfurzer, auf gut Deutsch gesagt. So’n Sesselfurzer. Alles was außerhalb passiert ist, ist egal. Hauptsache, das Geld stimmt.“ (...)

„Ja, er [Herr Bütt – Anm. d. Autorin] hat so eine Vertrauensbasis zu jedem gehabt, die Busch nicht hat. Busch ist einfach so, sozusagen ein Behördenmensch.“ (...)

„Aber er hat hier das Sagen, also. Und ich meine, er ist ja nicht nur der Chef, sondern er wohnt da ja auch. Und dann sozusagen ein Fassadenhaus, so'n Geisterhaus. Weißt, er wohnt da, aber du siehst die Leute nicht. Seine Frau siehst du ja auch nur irgendwie, wenn sie aus dem Haus geht kurz über die Wiese zum Auto – Einkaufen. Mehr siehst du nicht. Das war alles.“

Was Titus sich von einem Dorfleiter wünschen würde

„Vor allem Interesse zeigen. So auch, dass die Kinder so sehen, ah, der ist das. Der wohnt in dem Haus. Also ich seh' auch nie, dass er irgendwelche Leute zum Geburtstag einlädt. Ich hab' das noch nie gesehen, dass da irgendwelche Leute zum Geburtstag waren.“ (...)

„Für die Kinder ist es auch wichtig. Ich denk mal, für die Mütter oder so. Die Kinder, die fragen, denk ich mir mal, auch denken 'Wer wohnt denn da?', 'Wer ist das eigentlich?'. Wenn es irgend-einen Preis gibt, denn zeigt er, wer er ist oder so. Oder auch nur, dass man irgendwie die Kinder mal einlädt, da rein zu gucken oder so [Titus meint, dass Herr Busch die Kinder zu sich nach Hause einladen sollte, damit die mal schauen können, wie er lebt – Anm. d. Autorin]. So was macht man da doch, so was fehlt da einfach.“

Titus verschiedene Wohn- und Arbeitssituationen nach dem Kinderdorf

„Und bei Martin ging das auch 'ne Zeitlang gut“

Nachdem Titus aus dem Kinderdorf rausgeflogen ist, wohnt er erst mal bei seiner Freundin Sophie. Da Sophie nicht aus dem Kinderdorf ist, frage ich ihn, wie er sie kennen gelernt hat und er berichtet:

„Nee, die wohnte da auf'm Behn. Und Annemarie [ein weiteres Mädchen aus dem Kinderdorf – Anm. d. Autorin] kannte sie durch's Reiten. Also ihrem Onkel gehört der Reiterhof. Das ist gegenüber von da, wo sie wohnt. Und ich mein, ich glaub sie [Sophie – Anm. d. Autorin] war so da zu der Zeit mit Claus [dem Bruder von Titus – Anm. d. Autorin] zusammen, ja oder gewesen war oder so. Ja und denn, das ging aber nicht gut, aus Gründen, die ich nicht erzählen werde. Und denn hieß es ja wohin? So von Sophie weg. Zu der Zeit hat Martin auch schon eine neue Wohnung. Denn bin ich zu Martin. Und bei Martin ging das auch 'ne Zeitlang gut. Und irgendwann, das war einfach zu viel. Beide arbeitslos, kaum Geld und so und haben uns dann halt in die Haare bekommen.“ (...)

„Von Martin bin ich denn zu Claus. Ja und so ging das denn halt immer hin und her, so.“ (...)

„Ja, ich glaub, das war Claus' reichste Zeit, wo ich da gewohnt hab. Weil, ich hab' da ja 'n paar Monate gewohnt. Zu der Zeit war ich in Eutin mit Schwarzarbeit machen. Mit Dieter zusammen bei Jochen. Kennst du doch, oder?“

Erst erinnere ich mich nicht, aber dann überlege ich, dass er der Erzieher gewesen sein könnte, der kurz vor meinem Weggehen in einer Kinderdorffamilie angefangen hatte und Titus bestätigt:

„Ja. Das ist ‘n Rocker. Mit so‘ner Harley. So‘n völlig durchgeknallter Typ. Und hat einen total alten VW-Bus, der ja eigentlich nur noch vom Lack zusammen gehalten wird. Er meint, er braucht kein neues, er hat kein, nee, was hat er gesagt, er will sich kein neues Auto kaufen, weil das Geld braucht er für das Motorrad oder so was. Ja und die [der Erzieher Jochen und Freunde – Anm. d. Autorin] haben sich halt so‘n Hof gekauft mit drei Häusern oder so, neue Heizung und da haben Dieter und ich da geschuftet.“

„Und das war zwar lustig, aber war natürlich auch keine Lebensperspektive“

Ich bin überrascht, woher Titus diese Arbeiten einfach so konnte und spreche ihn deshalb drauf an, woraufhin er antwortet:

„Ja, was heißt, woher konnte ich das. Waren nicht so wirklich die schweren Aufgaben. Das waren mehr so Hilfsarbeiten. Wir haben dann halt so‘n Reiterplatz gebaut und mit so Gummimatten ausgelegt.“ (...)

„Ich hab‘ eigentlich komplett Jochens Wohnung gemacht. Also mit Dachbalken, die waren irgendwie schwarz angestrichen. Ablackiert, Laminat verlegt, gestrichen und hast du nicht gesehen. Fliesen, glaub ich, gelegt und alles komplett.“

Ja, und vor allen Dingen, im Grunde ohne Erfahrung, alles das erste Mal. Und das war zwar lustig, aber war natürlich auch keine Lebensperspektive. Und denn kam ich, also ich wurde angesprochen, ob ich nicht diesen, wie heißt das, von Haustür zu Haustür gehen und das Abo verkaufen. (...)

„Ja irgendwie so Vertreter so. Die meinten gute Verdienstmöglichkeiten. Und ich dacht ‘Ja, das ist meine Chance!’. Und diese alten Drückerkolonnen, halt dieser Scheiß. Ich weiß nicht, wie das heißt. Weiß ich auch nicht. Steht aber tausend Mal in der Zeitung. Und das ging dann irgendwie nach Trier oder so.“

Titus arbeitet nur zwei Tage in Trier, verschwindet dann aber wieder, weil ihm das auch nicht gefällt. Dann ist er zu seinem „Kinderdorf-Bruder“ bzw. Freund Hugo und hat dort Versicherungen verkauft, da es aber mit der Bezahlung Schwierigkeiten gab, hat er auch das wieder aufgegeben. Was ihn vor allem gestört hat, war die Arbeit mit Anzug und Schlips. Titus berichtet weiter:

„Das Einzige, was mich gestört hat, ich musste immer Anzug tragen.“ (...)

„Nee, ich mag die Dinger nicht. So‘n Schlips da. Fühl ich mich gewürgt. Und das, weiß nicht, das war Gewöhnungssache. Aber halt kein Geld gezahlt, auch wieder weg. So ging es dann die ganze Zeit weiter, so. Wohin, was machen und hat man nicht gesehen. Und irgendwann hatte Sophie denn halt ‘ne eigene Wohnung.“ (...)

„Also ich kam dann wieder mit Sophie zusammen. Weil, ich bin ja von Hugo zu Claus und so ging das halt immer hin und her. Und dann hatte sie ‘ne eigene Wohnung. Bin ich mit ihr in die Wohnung gezogen.“ (...)

„Und dann hatte sie 'ne eigene Wohnung und da gab es Schwierigkeiten in der Familie. Hatte sie die Wohnung noch, war auch wieder bei ihren Eltern und ich war in der Wohnung. Ja und jetzt bin ich eigentlich wieder bei ihren Eltern.“

Mich interessiert, ob die Eltern von Sophie das wissen, dass Titus regulär bei ihnen wohnt und er antwortet:

„Doch, ja! Da ist nur noch der Vater, die Mutter ist abgehauen. Einfach so und der Vater, der, den stört das nicht. Der Vater ist echt ganz gut drauf.“

Titus beginnt eine zweite Ausbildung

„Ja und denn hab' ich halt 'ne Ausbildung gesucht. Hab' 'ne Ausbildung angefangen als Gartenlandschaftsbauer. Und seitdem ist eigentlich nicht mehr viel passiert.“

„Ich brauch schon Dreck, Dreck und schmutzige Hände und stinkende Leute, also das mag ich lieber“

Da er ja vorher einige andere Jobs ausprobiert hat, frage ich Titus, ob er sich nicht vorstellen könnte, in der Versicherungsbranche zu arbeiten und er erzählt:

„Nee, weil ich mag nicht gern irgendwie im Büro sitzen oder so. Ich brauch schon Dreck, Dreck und schmutzige Hände und stinkende Leute, also das mag ich lieber. Anstatt fein im Anzug durch die Gegend zu eiern.“ (...)

„Einfach Lärm und Baustelle, einfach Baustelle. Wo viel Action ist, immer was los ist und so. Finde ich angenehmer als irgendwas anderes.“

Titus Einstellung zur Therapie

Ich äußere, dass Titus Leben wirklich nicht ganz einfach gewesen ist und er entgegnet:

„Ja, also einfach war's nicht. Aber jetzt hier irgendwie, wo wir uns vorhin [Titus hatte schon vor der Aufnahme mit mir darüber gesprochen, ich hatte ihn dann gebeten, das für das eigentliche Gespräch aufzuheben – Anm. d. Autorin] schon unterhalten mit Therapie oder so. Also es gibt, ich kenn ja zum Beispiel David, der war ja auch beim Psychiater oder so. Und ich weiß nicht. Ich hab' nicht so das Gefühl, dass ich das brauche oder so. Weil ich das halt anders verarbeite, oder was heißt verarbeiten. Ich nehm's so, wie's kommt. Also ich mach mir jetzt nicht irgendwie einen Kopf drum, warum und wieso, weshalb. Es passiert und irgendwann wird's schon gut. Und ich red' dann sehr viel mit Martin oder so darüber und so. Es gab ja auch nicht nur schlimme Situationen. Es gab auch lustige Situationen. Wir hatten ja nicht nur Ärger, sondern auch viel Spaß da. Und das sind so halt die Sachen, wodrüüber man

mehr redet, also darüber, warum irgendetwas passiert, wie der Rausschmiss oder so. Also die Sachen fallen gar nicht mehr. Darüber redet man gar nicht mehr. Sondern mehr so die Sachen, die passiert sind, was lustig war. Von daher, finde ich, hab' ich es nicht nötig so zum Psychiater.“

Ich gebe zu bedenken, dass es ja schon Unterschiede zwischen Psychologen und Psychiatern gibt und Titus antwortet:

„Ja, gut aber, also ich weiß nicht. Fühl mich so stabil. Ich bin nicht einer, der dann irgendwann 'Hö!' [Titus schneidet eine Grimasse, als wäre er verrückt – Anm. d. Autorin] oder der mit Banden durch die Gegend läuft und eigentlich nur darauf wartet, dass irgendetwas passiert. Ich lass es sozusagen auf mich zukommen, zwar nicht alles, aber das meiste.“

„Dass man jemand was erzählt und der das versucht, denn so irgendwie einem anders zu erklären oder so schön zu reden oder so“

Mich interessiert, was sich Titus eigentlich unter einer Therapie vorstellt und er erzählt:

„Therapie, ja weiß ich nicht. So ähnlich wie wir hier so. Dass man jemand was erzählt und der [Psychologe – Anm. d. Autorin] das versucht, denn so irgendwie einem anders zu erklären oder so schön zu reden oder so. In dem Sinne.“

Ich muss lachen und frage, ob ich das gerade so mache und Titus entgegnet ebenfalls lachend:

„Nee, aber so, ich weiß nicht. Ich weiß nicht, im Fernsehen, denke ich mal, ist das falsch dargestellt [Titus macht eigentümliche Geräusche und in der Gestik einen vermeintlich Verrückten nach – Anm. d. Autorin], Hypnose, denk ich nicht, aber. Dass der denn da sitzt, dir zuhört, sich deswegen Stichwörter macht und denn so Fragen stellt und dann versucht so, das zu erklären, dass man das vergisst oder so, in mehreren Sitzungen so. Sozusagen das Rausziehen aus dem Körper. So würde ich mir das vorstellen.“

Wie Titus heute das Kinderdorf sieht

Ich frage Titus, ob er eigentlich noch zu nach wie vor im Kinderdorf lebenden Kindern und Jugendlichen Kontakt hat und er berichtet:

„Ja, zu wem habe ich noch Kontakt? Also ab und zu mit Bärbel, mit Lars [ein Freund aus dem Kinderdorf bzw. siehe auch Abschnitt 5.2.7 Lars, ab S. 147 – Anm. d. Autorin] hab' ich noch Kontakt. Der ist ja auch raus. Den Kontakt, den halte ich auch, wir waren ja öfter mal einen saufen und so, ja weil das war's denn auch. Bernhard halt ein bisschen. Aber mehr so vom Sehen. Ich geh' ja relativ oft hin, wenn ich von der Bahn komm oder so meistens, wenn ich auf'm Behn bin, dann geh ich zu Minimal und zur Bahn und denn da. Und von daher sieht man die dann alle ab und zu mal.“ (...)

„... also für mich ist das jetzt sozusagen so 'ne fremde Gegend.“ (...)

„... weil es ist, es ist alles anders geworden so. Ich weiß nicht. Früher, als wir da gewohnt haben, als du noch da warst, da war da der Bär los bei den Jugendlichen. Und jetzt, wenn man da durchgeht, kann man froh sein, wenn da mal zwei Leute stehen. Also da geht keiner, da ist nichts mehr.

„Die wollen alle Häuser neu machen, da wird gar nichts übrig bleiben“

Titus berichtet, dass es viele neue Kinder gibt, aber überwiegend kleine Kinder, zu denen er dann ohnehin keinen Kontakt hat und dann berichtet er von weiteren Veränderungen:

„Ja, die bauen da auch kräftig neue Häuser. Die Vollmershütte (Titus meint das Haus von Caroline Vollmer – Anm. d. Autorin] ist jetzt auch abgerissen. Sind vier neue Häuser plus die anderen zwei, sechs neue Häuser. Die wollen alle Häuser neu machen, da wird gar nichts übrig bleiben.“ (...)

„Es ist so krass, wie viel Geld die haben. Ich mein, die errichten da 'nen Dorf, da so'n Dorf, Afrikaunterstützung. Da knalln die so Riesenhütten hin.“ (...)

Ich kläre Titus kurz auf, dass das für Afrika ein anderer Verein ist und er entgegnet:

„Ja o.k., aber ich find's trotzdem schon enorm, wie viel Geld man in die Häuser steckt. Ich mein gut, vielleicht müssen die größer werden oder so. Aber warum investiert man nicht so, mehr so in Sachen für die Jugendlichen. Weil, es gibt ja, weiß ich nicht, es sieht alles so'n bisschen verwahrlost aus so, alles so abgenutzt aus – so in Anführungsstrichen, so.“ (...)

„Ja, einfach mal den Spielplatz erneuern. Weil, da gibt's die Burg, das Schiff, das war's. Und die neue Generation ist ja kleiner. Warum knallt man da nicht so'n Riesenspielplatz hin. Ich mein, Platz haben die doch. Die können ja die Heide da wegreißen. Statt so'n Haus.“ (...)

„Ja, das ist, es sieht so'n bisschen kinderunfreundlich aus. Weil, es gibt manche Wohnsiedlungen, da sind mehr Sandkisten als da. Da ist eine, ja o.k. drei, beim Schiff und bei der Burg mitgezählt. Aber sonst ist da eine große. Das ist in der Mitte. Ich find das ein bisschen wenig. Da hat mancher Garten schon mehr.“

Titus Fazit

„Ja, aber ansonsten war das eigentlich also gar nicht mal so schlecht. Ich denk mal, dass es mir besser ergangen ist als bei meinen Eltern, bzw. Großeltern und den Bezug zu einer richtigen Familie, wie es mir da ergangen wäre, weiß ich nicht, kann ich nicht sagen. Aber ich glaub nicht, dass es viel anders da gelaufen wäre. Vielleicht 'n Tick lockerer, aber viel, viel lockerer glaub ich auch nicht.

Das Gespräch mit Titus liegt inzwischen gute zweieinhalb Jahre zurück. Titus wohnt zurzeit bei seinem Bruder Claus, der wieder eine eigene Wohnung hat (siehe auch Abschnitt 5.2.2

Claus, S. 58 – Anm. d. Autorin). Titus ist schon eine ganze Weile nicht mehr mit Sophie zusammen. Eine neue Freundin hat er zurzeit nicht. Seine Ausbildung hat er weiter durchgezogen. Nachdem er einmal durch die Abschlussprüfung gefallen ist, hat er nun im Februar 2010 die Möglichkeit, die Prüfung zu wiederholen und somit seine Ausbildung zu beenden. Titus möchte gern in dieser Branche bleiben und wird nach bestandener Prüfung so schnell wie möglich versuchen eine Anstellung im Garten- und Landschaftsbau zu finden. Der Kontakt zu seiner Kinderdorfmutter ist sehr eng geblieben, sie sehen sich regelmäßig. Titus hat sich inzwischen stärker mit seiner Vergangenheit auseinandergesetzt. In seine Akte hatte er zwar keine Einsicht, aber er hat mit seinen Brüdern gesprochen und dabei einiges über seine Vergangenheit, vor allem aber auch über Vorfälle erfahren, über die er zurzeit nicht mehr erfahren möchte. Titus ist abgesehen davon inzwischen klar geworden, dass er zu sehr die Dinge in sich hineinfressen und dass ihm das nicht hilft, zumal er gemerkt hat, dass er immer stärkere Probleme mit seinen Aggressionen hat – er möchte nicht irgendwann deshalb straffällig und verhaftet werden. Deshalb überlegt er sich gerade ernsthaft, doch eine Therapie anzugehen.

5.2.5 Julia

Julia und ich treffen uns am 17. Juni 2007 – zum Zeitpunkt unseres Gespräches ist Julia 21 Jahre alt.

Julias Mutter ist Alkoholikerin und konnte sich nicht mehr richtig um ihre Kinder kümmern, so dass Julia im Alter von sechs Jahren mit ihren beiden Geschwistern, dem ca. zwei Jahre älterem Sebastian sowie dem ca. zwei Jahre jüngeren Lars (siehe auch Abschnitt 5.2.7 Lars, ab S. 147) in eine Kinderdorffamilie kam. Julias Vater ist weitestgehend unbekannt.

Mit ca. 17 Jahren bezog sie ein Appartement im Kinderdorf, mit 18 Jahren ihre erste eigene Wohnung.

Julia hat ihren Hauptschulabschluss gemacht und eine Ausbildung zur Hauswirtschaftlerin absolviert. Nachdem sie nach ihrer Ausbildung ihre erste Arbeitsstelle angetreten hat, wurde sie schwanger. Mit ihrem Freund war sie zu diesem Zeitpunkt ca. ein bis eineinhalb Jahre zusammen.

Inzwischen wurde ihr Sohn geboren und sie ist eine stolze Mutter. Ihr Freund Mehmet und sie kümmern sich gemeinsam um den Sohn, sie wohnen aber zurzeit noch in getrennten Wohnungen. Sobald Julias Sohn alt genug für den Kindergarten ist, möchte sie gern wieder halbtags arbeiten.

Dieses Gespräch war für mich sehr überraschend. Zu Julia habe ich nach wie vor einen sehr intensiven Kontakt und wenn wir uns treffen, ist sie immer ausgesprochen gesprächig. Bei diesem Gespräch hatte ich aber das Gefühl, dass es nicht wirklich in Fluss kam. Mit einigen Nachfragen hat sie mich aber letztendlich dennoch an ihren Gedanken, Gefühlen und ihrem Erleben teilhaben lassen, worüber ich mich sehr gefreut habe.

Übergang ins Kinderdorf

„... und da hat sich das Jugendamt eingeschaltet und hat uns da raus geholt“

„... sie konnte sich einfach nicht mehr richtig um uns kümmern und da hat sich das Jugendamt eingeschaltet und hat uns da raus geholt.“ (...)

„Dann sind wir direkt ins Kinderdorf, ja. Und das war dann ja ganz neu für uns und wir wurden aber auch sehr, sag ich mal, höflich oder nett empfangen von unseren anderen Kinderdorfgeschwistern [es gab bereits eine dreiköpfige Geschwistergruppe in dieser Kinderdorffamilie – Anm. d. Autorin].“

Ich frage Julia, ob sie dort erst ihre Kinderdorfmutter kennen gelernt hat:

Ich bin ins Dorf, also wenn ich mich noch so erinnern kann, bin ich dahin gekommen und hab' sie dann, glaube ich, irgendwie im Gespräch, da hab' ich sie dann kennen gelernt. also ja.“ (...)

„Nee, da [„zu Hause“ – Anm. d. Autorin] war ich gar nicht mehr. Also wir sind, ja mit den ganzen Sachen, da kann ich mich irgendwie noch dran erinnern, wie wir ins Dorf gefahren sind, irgendwie so einem Wagen und da waren unsere Müllsäcke mit den ganzen Sachen drinne und dann sind wir denn ins Haus gebracht worden.“

„... auf einer Seite war's kein komisches Gefühl, weil da eine Leitung war“

„... auf einer Seite war's kein komisches Gefühl, weil da eine Leitung war, dass wir jetzt woanders aufgehoben sind. Aber auf der anderen Seite dann war's schon ein anderes Gefühl.“

Ich frage Julia, ob es ein zwiespältiges Gefühl gewesen sei:

„Ja, so ungefähr.“

Julias Leben und Erleben im Kinderdorf

„Also die erste Zeit, na gut, war's so, dass man sich so ein bisschen abseitig gefühlt hat, also dass die Kinder mit uns nichts zu tun haben wollten, so.“

Ich frage Julia, ob sie damit die Kinder im Kinderdorf meint und sie bestätigt:

„Ja genau, im Kinderdorf und, aber so langsam, wenn man da schon länger geblieben ist, also längere Zeit da war, hat man sich mit den anderen, hatte man auch 'ne Freundschaft denn.“

„Also, meine Mutter meinte, also meine Kinderdorfmutter meinte ja, dass ich am Anfang gar nicht reden konnte“

„... also ich bin ja denn zur, also ganz am Anfang bin ich zur Grund- und Hauptschule gegangen. Also, meine Mutter meinte, also meine Kinderdorfmutter meinte ja, dass ich am Anfang gar nicht reden konnte und nichts sagte und später dann, wo ich dann reden konnte und schreiben [„kam ich in die Schule“ meint Julia – Anm. d. Autorin].“

Ich frage Julia, ob sie deshalb eine spezielle Sprachförderung erhalten hat und sie berichtet:

„Ja, das ist 'ne Sprachförderung gewesen. Aber ich weiß jetzt nicht, wie man das jetzt sonst noch nennen kann oder ob das jetzt ... na gut und dann bin ich denn zur Grundschule Neustadt gekommen. Das ist dann in der Marktstraße gewesen ...“

Julias Ausbildung

„Und dann war meine Lehre zu Ende, also ich hab’ sie geschafft“

„... und dann habe ich denn meine Ausbildung angefangen danach als Hauswirtschaftshelferin.“ (...)

„... ja die hab’ ich dann drei Jahre dann absolviert, die Lehre. Und dann war meine Lehre zu Ende, also ich hab’ sie geschafft und ja, dann bin ich danach, ja, sag ich mal, schwanger geworden.“

Julias Beziehung und ihr Sohn

„Genau ’nen Freund hab’ ich. Ja, mit dem bin ich auch jetzt ein eineinhalb Jahre zusammen und hab’ dann aber in der Zeit, wo ich, sag ich mal, schwanger war, also in den ersten Monaten hab’ ich dann angefangen zu arbeiten, im Hotel Hafen Lübeck. Für ein halbes Jahr. Na gut, dann musste ich aufhören und ja, dann war es so, dass ich dann in Mutterschutz gegangen bin und dann zu Hause war.“

Ich frage Julia, ob das Kind inzwischen gekommen ist und Julia bestätigt:

„Stolze Mutter und gesundes Kind und ja.“

„mit meinem Freund bin ich noch nicht zusammen gezogen“

„Aber sonst eigentlich, ja, also mit meinem Freund bin ich noch nicht zusammen gezogen, also ich wohn’ noch alleine und mal gucken, ob wir das irgendwann machen werden, zusammenziehen, also von meinem Freund ist es noch nicht die Sicht, so mit mir zusammenzuziehen. Ich würde es mir gerne wünschen aber mal schauen und ja, was kann ich noch erzählen?“

„... denn werde ich ’nen Halbjob werde ich denn machen“

„Arbeiten werde ich eventuell, wenn jetzt mein Sohn in den Kindergarten kommt, mit zwei oder drei und denn werde ich ’nen Halbjob [Julia meint einen Halbtagsjob – Anm. d. Autorin] werde ich denn machen.“ (...)

„Genau, also für vier Stunden. Obwohl, sag ich mal, Mehmet, also mein Freund, ich hatte ihn ja irgendwie gefragt, wie er es denn finden würde, wenn ich jetzt arbeiten würde oder zuhause, also denn Hausfrau. Und er meinte ‘Nee, ich würde es gerne schon so, dass du Hausfrau bleibst!’ und dass er denn arbeitet. Was ich mir nicht vorstellen kann, weil den ganzen Tag zu Hause sein mit dem Kind, da denke ich auch, es wäre ja einsam zuhause.“

Auf meine Nachfragen, ob Julia gern noch ein weiteres Kind haben möchte berichtet sie:

„Ja, wer weiß (lacht). Nee aber, nee eigentlich ...“

Ich frage ob Julia glaubt, dass sie sich diesbezüglich noch mit Mehmet einigen wird und sie antwortet:

„Ja, das auf jeden Fall.“

Die leiblichen Eltern von Julia

„... da hab' ich dann gesagt, so, dass ich sie einfach nicht mehr sehen möchte“

„Also zu meiner leiblichen Mutter hatte ich eigentlich gar keinen Kontakt. Also sie hatte ja mit 'nem Jugendamt und das Jugendamt ist immer gefragt worden, ja ob wir denn mit unserer leiblichen Mutter Kontakt haben wollen. Ich habe das abgewiesen, weil ich das nicht möchte, oder wollte. (...)

„... weil ich sag mal so, wie soll ich das beschreiben, ich sag mal so, meine Mutter hatte, ich sag mal in Klammern, selber Schuld, weil sie musste sich das eigentlich vorher überlegen, ob sie trinkt oder uns dann zeugt und dann, also ob wir jetzt, sag ich mal, im Mittelpunkt stehen oder ob das Trinken im Mittelpunkt steht. Ja, da hab' ich dann gesagt, so, dass ich sie einfach nicht mehr sehen möchte aus dem einen Grund. Das ist einfach.“

Ich frage Julia, ob sie darunter gelitten hätte, weil ihre Mutter getrunken hat und Julia erzählt:

„Was heißt gelitten, also ich fand's auf einer Seite sehr falsch von ihr, also dass sie das gemacht hat. Weil sie sich ja selber kaputt gemacht hat dadurch und den anderen Kindern, die sie auch erzeugt hat, also, die sie auf die Welt gebracht hat, war's ja auch kein, sag ich mal Pluspunkt, also für die ist es ja genauso.“

„... so eine Peinlichkeit, so wie sie denn aussieht und was sie aus sich gemacht hat“

„... ja, also, die sind denn auch entnommen worden von meiner Mutter und, ja also sagen wir mal so, so wirklich traurig bin ich nicht darüber, dass ich von meiner Mutter weggegangen bin, weil ich ja auf einer Seite sie ja gar nicht so gut kenne und sie auch gar nicht kennen gelernt habe, jetzt mehr und, na gut, sie hatte jetzt mehrmals gefragt, ob ich nicht äh 'nen Bild von mir schicke, dass sie mich mal sieht, aber da meine ich auch nur nee. Warum soll ich das machen, also wenn sie sagt 'O.k., na gut!', da wüsste ich jetzt auch nicht, wenn sie jetzt sagen würde 'O.k. ich würde gerne Kontakt mit euch aufnehmen!', da würde ich auch sagen, wahrscheinlich nein, weil es einfach, ich hatte sie auf Bildern gesehen, die Frau Krüger, also vom Jugendamt, mitgebracht hat. Und da sag ich, so das einfach, na gut, Angst ist es nicht, aber so 'ne Pein, so eine Peinlichkeit, so wie sie denn aussieht und was sie aus sich gemacht hat und da sag ich nee!“

Ich sage Julia, dass ich mir vorstellen kann, dass sie sehr enttäuscht von ihr ist und sie antwortet:

„Enttäuscht bin ich, ja das stimmt. Aber, was soll ich da jetzt schon machen jetzt mehr. Also, jetzt ist sie, die ist jetzt bestimmt über 40, 50 ist sie jetzt bestimmt und, wenn sie Kontakt mit uns haben wollen

würde, dann würde sie sich jetzt schon längst in Verbindung setzen. Also sie hat ja, sag ich mal, Kontakt mit Frau Krüger [die zuständige Mitarbeiterin vom Jugendamt – Anm. d. Autorin].“

„... das geht sie einerseits nichts an und das ist auch meine Sache“

„Ich weiß gar nicht, ob das jetzt Frau Krüger ihr [dass Julia einen Sohn geboren hat – Anm. d. Autorin] erzählt hat. Das weiß ich jetzt nicht, also kann möglich sein, dass sie das inzwischen weiß. Aber da sage ich mir auch wieder, das geht sie einerseits nichts an und das ist auch meine Sache so, 'ne?“ (...)

„Nee, also ich hab' kein Bedürfnis sie zu sehen, also ich bin, sag' ich mal, glücklich mit meinem Leben und ich glaube, wenn ich sie jetzt noch mal kennen lernen würde oder sehen würde, dann weiß ich nicht, was dann mit mir geschehen würde oder passieren würde, wenn wir uns dann ...“

Mich interessiert, ob Julia Bedenken hat, dass dadurch alte Wunden aufreißen könnten und sie antwortet:

„Könnte möglich sein, dass es wieder so. Aber da würde sich an der Situation nichts ändern, dass sie nicht trinkt, also, wenn wir sie jetzt bitten würden aufzuhören, würde sie es nicht machen, also. Ja.“

Was wäre, wenn die Mutter aufhören würde zu trinken?

„Weiß ich nicht. Also eigentlich ist das für mich abgeschlossen, das Thema meine leibliche Mutter. Weil, ich bin jetzt ins Dorf gekommen und hab' jetzt mein Leben selber aufgebaut.“

„... ich glaub, der heißt Fritz“

Auf meine Nachfrage, ob Julia ihren Vater kennt, antwortet sie:

„Ich weiß nur, dass er mit Vornamen, glaub ich, ich glaub, der heißt Fritz, heißt der und ich weiß nur von meinem Bruder, also Lars, dass er mit seinem Vater irgendwie Kontakt aufgenommen hätte und das war voll gescheitert.“ (...)

„Also wir haben ja zwei unterschiedliche Väter. Und da hat er irgendwie ihn angerufen und dann meinte er so, ja, ich bin dein Sohn Lars und denn war, glaub ich, Stille am Telefon und dann hat er [Julia meint „der Vater von Lars“ – Anm. d. Autorin], glaube ich, aufgelegt.“

Julias Beziehung zur Kinderdorfmutter

Ich frage Julia, ob für sie ihre Kinderdorfmutter dann eher zu ihrer Mutter geworden ist und sie bestätigt:

„Kann man so sagen. Ja.“

Julia hat das Gefühl, dass es Unterschiede zwischen leiblichen Müttern und Kinderdorfmüttern gibt

„Uns blieb ja eigentlich nichts anderes über ‘Caroline’ zu sagen, also, es war, glaube ich, so ‘ne Pflicht, sie Mama zu nennen¹¹. Ich weiß jetzt nicht mehr ganz genau, wenn ich sie jetzt ...“ (...)

„Aber man merkt schon, sag ich mal, den Unterschied, wenn man jetzt wirklich ‘ne richtige Mutter hätte. Was sie tun würde, was jetzt nicht meine Kinderdorfmutter ...“ (...)

„Wenn ich jetzt, wenn sie jetzt gewusst hätte, meine Mutter [Julia meint hier ihre leibliche Mutter – Anm. d. Autorin], dass ich ein Kind habe und äh, wenn wir jetzt den Kontakt haben würden, ja, dass sie zum Beispiel mich besuchen würde, sich mehr interessieren würde für mich oder, ja so telefonisch und so, was nicht jetzt meine Mutter macht, also die Kinderdorfmutter.“ (...)

„Aber ich kann’s ja irgendwie jetzt nicht so in dem Sinne der Kinderdorfmutter, sag ich mal, na gut, man kann schon mit ihr darüber reden und sagen ja, meld’ dich mal mehr und so. Aber ich sag mal so, da ist, sag ich mal, Caroline Vollmer, meine Kinderdorfmutter, in ihren, ja, in ihrer Kinderdorfmutterrolle glaube ich mehr, ja wie nennt sich das einfach ...“

Ich frage nach, ob sie meint, dass der Beruf der Kinderdorfmutter ein „Job“ ist und sie antwortet:

„Genau. Aber das ist ja auch so, dass ich das nicht alleine nur fühle, sondern das ist auch so, dass Nadja so fühlt und, also meine Kinderdorfschwester.“

Auf meine Nachfrage, ob sie darüber enttäuscht ist, erzählt sie, dass es sie enttäuscht, weil ihre Kinderdorfmutter inzwischen eine Beziehung hat und dieser Mann sich sehr intensiv um die neuen Kinder kümmert, die Julias Kinderdorfmutter inzwischen aufgenommen hat und dass ihre Kinderdorfmutter auch wesentlich weniger streng ist, als sie es früher bei ihr und ihren Geschwistern war. Und so frage ich sie, ob sie sich gewünscht hätte, dass es in ihrer Kinderzeit bei ihrer Kinderdorfmutter auch einen Freund gegeben hätte und Julia antwortet:

„Also wenn ich jetzt, sag’ ich mal, den Freund von meiner Mutter so betrachte, da würde ich sagen ‘Nee, eigentlich hätte ich mir das nicht so gewünscht!’ (lacht). Es ist eigentlich schon gut so, dass wir ihn nur so mal kennen lernen oder mal sehen. Und jetzt eigentlich nicht tagtäglich mit ihm denn, das kann ich eigentlich nur sagen.“

„... ja ich war schon so zufrieden“

Ich frage Julia, dass es dann ja doch ganz schön war, Caroline, ihre Kinderdorfmutter, für sich allein zu haben und ob sie sich bei ihr zuhause gefühlt hätte. Julia bestätigt:

¹¹ Hierzu möchte die Autorin anmerken, dass es im Kinderdorf keine Pflicht ist, dass die Kinder „Mama“ sagen. Die Mütter überlassen es in der Regel den Kindern selbst bzw. bieten es nur an. Julia erwähnt später, dass sie es von anderen Kinderdorfmüttern auch anders kennt, was ich hier nicht im Detail abbilden wollte.

„Ja, sehr schön!“ (...)

„Am Anfang war's vielleicht nicht so der Fall, aber dann später so, wo man sich denn mit den anderen Kindern so befreundet und wo man denn den Alltag schon miterlebt hat, dann eigentlich schon, also doch, man hat da eigentlich auch 'nen Freiraum so. Also man durfte denn zu Freunden gehen.“ (...)

„Ja, es war auch wie 'ne, sag ich mal, in einer Familie, in einer richtigen Familie. Na ja gut, ich hatte jetzt nicht meine richtige Familie in dem Sinne kennen gelernt, was ich da eventuell durfte oder nicht, aber ja, ich war schon so zufrieden.“

Julias Vergleich zwischen einem Kinderdorf und einem Kinderheim

„...also es hört sich netter an: 'Kinderdorf' und: 'Kinderheim' hört sich so brutal an“

„Was für mich das bedeutet 'nen Kinderdorf. Also ich denk' mal so, ich hab' ja kein Kinderheim kennen gelernt. Ich glaub, das wäre noch, glaub ich, noch tragischer, noch was ganz anderes gewesen.“ (...)

„Also, 'Kinderdorf' hört sich ja ganz anders an als: 'Kinderheim'.“ (...)

„Ich weiß jetzt gar nicht, ob ich das schildern kann so. Also es hört sich an, also es hört sich netter an: 'Kinderdorf' und: 'Kinderheim' hört sich so brutal an. Also „Kinderheim“ verstehe ich darunter so, dass da Kinder hinkommen und in ein Heim, also in so'n Haus gesteckt werden und ja, da immer schlecht behandelt werden, so halbwegs. Das verstehe ich darunter. Na gut „Kinderdorf“ verstehe ich darunter, dass Kindern einfach geholfen werden. Und, ja, na gut, was es auch im Kinderheim, ja, das wird wahrscheinlich im Kinderheim so passieren, dass da Kindern geholfen werden. Aber, für mich hört sich das einfach bisschen schrecklicher an.“

Auf meine Nachfrage, ob Julia diese Informationen aus den Erzählungen der anderen Geschwistergruppe aus ihrer Kinderdorffamilie hat, die vor dem Kinderdorf in einem Kinderheim gewesen seien, antwortet sie:

„Ja, also ich weiß es nicht mehr so genau, aber so was ich noch so im Kopf hab' so, ist einfach so, dass sie nicht so gut behandelt worden sind da.“

Die Bedeutung von Bezugspersonen für Julia

Es geht noch um die Unterschiede zwischen einem Kinderheim und einem Kinderdorf und ich frage bei Julia nach, ob ihre negative Einschätzung auch daher käme, weil sie weiß, dass es in Kinderheimen wechselnde Bezugspersonen gibt:

„Könnte auch möglich sein.“

Ich frage weiter, ob es Julia besser gefällt, nur eine Bezugsperson zu haben und sie bestätigt bzw. überlegt dies auch weiter in Bezug auf einen Vater:

„Ja, das auf jeden Fall. Ja, ich wüsste jetzt nicht, wie es wäre, wenn da noch ein Vater gewesen wär.“

Hätte sich Julia auch einen Vater gewünscht?

„Nee, eigentlich gar nicht, also ich hab’ auch gar nicht dran gedacht, sag ich mal so. Was weiß ich, sag ich mal so, ich muss jetzt einen Vater haben oder so. Vielleicht wär’s, wenn man jetzt einen Vater hätte in der Familie, vielleicht ein bisschen härter im Ton so gewesen. Bei einer Mutter ist es ja etwas ganz anderes, da ist ein bisschen lockerer Ton angesagt. Ja.“

„Doch eigentlich habe ich mich doch geborgen gefühlt“

Ich frage sie, ob sie sich denn bei ihrer Kinderdorfmutter geborgen gefühlt hat:

„Doch eigentlich habe ich mich doch geborgen gefühlt. Weil man auf jeden Fall ’ne Person hat, wo man hingehen konnte, mit ihr reden konnte. Also ich war ja eigentlich so ’ne Person, die, sag ich mal, wenn ich ja jemanden zum Reden brauchte, auch dann zu der Person hingegangen bin.“

Julias Einstellung zu einer Therapie

Ich frage Julia, ob sie irgendwann angeregt worden sei, eine Therapie zu machen; sie erzählt:

„Nee, im Dorf allgemein gar nicht. Also jetzt, nachher, als ich ’ne eigene Wohnung hab’ und ’ne neue, also ein neues Jugendamt habe, ist es mir da angeboten worden, Therapie zu machen, dadurch dass ich mal alles aufhole und dass ich mich dann eventuell erleichtert fühle und über diese Dinge später meinem Sohn erzählen kann und so. Aber ich sag mal so, da ich jetzt keine Probleme damit habe und eigentlich jeden beliebigen Menschen, mit dem ich darüber rede, das schildern kann, sag ich, für was brauche ich das? Für mich ist es halt nicht mal keine Hürde und kein Problem und wird’s auch nicht werden, wenn mein Sohn größer ist.“

Auf meine Nachfrage, ob sie ihre Vergangenheit für sich abgeschlossen hat antwortet Julia:

„Ja, genau! Ich weiß jetzt nicht, wie meine anderen zwei Geschwister darüber denken oder fühlen, aber für mich ist das halt eben abgeschlossen.“ (...)

„Ja, aber weiß nicht, also, Probleme oder, nee eigentlich habe ich, also mir geht’s gut.“

„... Therapie, ich lehne das für mich ab, weil ich sage so, ich brauch’ das nicht“

„Na, Therapie, ich lehne das für mich ab, weil ich sage so, ich brauch’ das nicht. Wenn andere Leute das nötig haben, wenn sie damit nicht umgehen können oder so, denn sage ich o.k., denn soll’n die Personen das machen.“

Julias Bewältigungsstrategie

„... wenn ich ja jemanden zum Reden brauchte, auch dann zu der Person hingegangen bin“

„Also ich war ja eigentlich so 'ne Person, die – sag ich mal – wenn ich ja jemanden zum Reden brauchte, auch dann zu der Person hingegangen bin.“ (...)

„Genau was zum Beispiel meine Schwester, also Nadja ne, zum Beispiel nicht getan hat. Also die hat, sag ich mal, ihre Sachen in sich behalten und ist zum Beispiel jetzt nicht zu meiner Kinderdorfmutter, also unserer Kinderdorfmutter gegangen, Caroline Vollmer. Also da hat man gemerkt, wie die Unterschiede zwischen uns sind.“ (...)

„Also, dass Nadja, also meine Schwester, eher so'n zurückhaltender Mensch ist und dass ich einfach so'n Mensch bin, der auf Menschen zugeht und mit ihnen redet und viel offener bin und so.“

Julias Fazit und Vorstellungen für die Zukunft

„Also, war eigentlich eine Erleichterung, also sag ich mal, dass es uns da besser geht“

„So, dass ich jetzt ins Dorf gekommen bin oder so, das fand ich eigentlich jetzt in dem Sinne nicht so schlimm. Also, war eigentlich eine Erleichterung, also sag ich mal, dass es uns da besser geht.“ (...)

„Ich hab' jetzt 'nen Sohn, ich habe 'nen Freund, mit dem ich eineinhalb Jahre zusammen bin. Ich hoffe, dass wir noch zusammen bleiben und werden und, dass wir irgendwann eventuell heiraten werden und zusammen in 'ner Wohnung wohnen, ja und dass wir keine Schwierigkeiten haben. Das einfach alles, ja, glatt läuft. Aber man kann sich das ja meistens nicht so vorstellen [Julia meint damit, dass sich nicht immer alles so entwickelt, wie man es sich wünscht – Anm. d. Autorin], wie man sich das wünscht.“

Seit dem Gespräch zwischen Julia und mir sind inzwischen gute zweieinhalb Jahre vergangen. Wie Julia es geplant hat, hat sie, als ihr Sohn in den Kindergarten kam, wieder angefangen als Haushaltshilfe zu arbeiten und fühlt sich sehr wohl in diesem Job. Ihr Freund Mehmet und sie haben sich gerade entschieden, noch ein zweites Kind zu bekommen und sie wollen dann auch zusammen ziehen.

Abgesehen davon versucht Julia gerade, mehr über ihre anderen Geschwister zu erfahren, die sie bislang nie kennen gelernt hat. Und sie überlegt sich zurzeit, vielleicht doch noch eine Therapie anzugehen, da sie angefangen hat – wohl auch ausgelöst durch die Therapie ihres Bruders Sebastian – sich intensiver mit ihrer Vergangenheit zu beschäftigen und dadurch doch so einiges hoch gekommen ist.

5.2.6 Martin

Martin und ich treffen uns am 21. Januar 2008 – zum Zeitpunkt unseres Gespräches ist Martin 22 Jahre alt.

Martins Mutter erkrankte schwer als er ca. fünf Jahre alt war. Was sie genau hatte, kann er nicht erinnern, aber sie hatte offensichtlich starke Sprachprobleme und konnte sich nicht mehr gut bewegen. Vorerst hat er noch mit seiner Mutter und seinem vierzehn Jahre älteren Bruder zusammengelebt (die Schwester war bereits im Alter von 18 Jahren ausgezogen, sie ist 16 Jahre älter als Martin). Der Mann, den er für seinen Vater hielt, war bereits mit einer anderen Frau verheiratet, seinen leiblichen Vater kennt er nicht.

Als sich der Gesundheitszustand seiner Mutter weiter verschlechterte ist Martin im Alter von ca. neun Jahren tagsüber bzw. halbtags nach der Schule in einer Kinderdorffamilie untergebracht worden, abends war er zuhause. In dieser Kinderdorffamilie gab es bereits zwei ältere Kinder, die nicht miteinander verwandt waren; Patrick, ca. fünf oder sechs Jahre älter und Margit, ca. drei Jahre älter als Martin. Nach einiger Zeit kam noch ein weiteres, etwa zwei Jahre älteres Mädchen namens Jessica dazu (siehe auch dazu den Abschnitt 5.2.3 Jessica ab S. 78).

Nachdem seine Mutter dann in ein Altersheim kam (Martin war inzwischen ca. zehneinhalb oder elf Jahre alt) und es der große Bruder mit Martin allein nicht mehr schaffen konnte, ist er komplett in die ihm schon bekannte Kinderdorffamilie gezogen.

Nach ein paar Jahren wurde diese Kinderdorffamilie jedoch aufgelöst und er kam in eine andere Kinderdorffamilie, in der ein Junge (Hugo, nur wenig jünger als Martin) und Hugos leicht geistig behinderte, jüngere Schwester Arianne lebten. Später kamen noch weitere Kinder dazu. In dieser Kinderdorffamilie lebte Martin bis zu seinem Auszug in ein Appartement auf dem Grundstück des Kinderdorfs.

Als Martin zwölf Jahre alt ist, stirbt seine Mutter. Da in der Folgezeit einiges schief lief – unter anderem hatte er seine erste Ausbildung verloren – wurde er aus dem Kinderdorf rausgeworfen und nach drei Monaten in einer kirchlichen Einrichtung bzw. einer kurzen Übergangszeit bei seinem Bruder fand er seine erste eigene Wohnung.

Danach hat er eine neue Ausbildung zum Verkäufer bzw. Einzelhandelskaufmann begonnen, die nach einem halben Jahr, gerechnet vom Zeitpunkt unseres Gespräches, abgeschlossen sein soll.

Martin hat seit drei Jahren eine feste Freundin. Inzwischen wohnt er mehr bei ihr bzw. ihren Eltern als in seiner Wohnung, deshalb ist auch bereits geplant, dass er demnächst ganz dorthin ziehen und seine Wohnung aufgeben wird.

Das Gespräch mit Martin war für mich sehr spannend. Wir kannten uns durch diverse Veranstaltungen im Kinderdorf, hatten uns aber vor allem in einem Ferienlager kennen gelernt, in dem ich als Betreuerin tätig war. Ich hatte von den Ehemaligen, zu denen ich noch viel Kontakt habe, das eine oder andere Gerücht gehört und auch im Kinderdorf einiges mitbekommen. Umso interessanter war es nun sein bisheriges Leben, seine Erfahrungen und Gefühle direkt von ihm geschildert zu bekommen. Er war ein sehr offener Gesprächspartner, der mich mitunter so stark in seinen Bann gezogen hat, dass ich manchmal die nondirektive Haltung verloren habe. Das hat aber dem Gespräch offensichtlich keinen Abbruch getan.

Die leiblichen Eltern von Martin

Martin berichtet von der Krankheit seiner Mutter

„... ich weiß nicht, wie man das [Martin meint die Krankheit seiner Mutter – Anm. d. Autorin] genau nennt. Zumindest Sprache ging weg, Bewegung ging weiter weg.“

Ich kann mir vorstellen, dass es für Martin bestimmt nicht einfach gewesen war und er bestätigt:

„Wenn die Leute einen immer blöde angucken, weil meine Mutter ist ja dann auch im Gehwagen rum, musste sie dann halt schon benutzen, wo ich acht war und noch schlimmer nachher zum Schluss.“ (...)

„Sie hatte aber selber sehr gelitten und viel geweint. Deswegen bin ich dann ins Altersheim gekommen einmal die Woche [die Mutter von Martin war in zwischen in ein Altersheim gekommen – Anm. d. Autorin]. Hat mein Bruder mich immer abgeholt zu Besuch bei ihm und hatte dann zu meiner Mutter noch gefahren, so. Hat die manchmal auch geweint, weil man sie zum Beispiel nicht richtig versteht, weil sie nicht mehr richtig sprechen konnte. Da hat sie auch drunter gelitten.“

„Aber sie ist wenigstens friedlich eingeschlafen“

Mich interessiert, warum Martin sich nicht von seiner Mutter verabschieden konnte und wie alt er war, als seine Mutter gestorben ist; er erzählt:

„Zwölf. Wollte sie besuchen, aber ja. Hat man immer so im Hinterkopf, man wollte sie besuchen, aber an dem Tag konnte ich nicht, weil ich da irgendetwas [Martin meint, weil er etwas anders vor hatte – Anm. d. Autorin] hatte und ja. Genau 'ne Woche, also danach, ist sie dann halt gestorben. (...)

„Aber sie ist wenigstens friedlich eingeschlafen. Das hat man mir nur erzählt. Da war ich wenigstens auch froh.“

„Ich hatte ja mal einen, wo ich immer so dachte ‘Na ja, das ist mein Papa!’“

„... mein Vater, der, das hab’ ich erst mit 14, mit 13, 14 erfahren, dass das gar nicht mein leiblicher Vater ist. Ich hatte ja mal einen, wo ich immer so dachte ‘Na ja, das ist mein Papa!’ und alles. Aber bis mir mein Bruder irgendwann mal erzählt hat, dass er das halt nicht ist, sondern dass das ein Unbekannter ist.“

Ich frage Martin, ob der Vater, den er für seinen leiblichen Vater gehalten hatte, der Vater von seinen anderen beiden Geschwistern gewesen sei, da berichtet er:

„Doch von mein, wie ich es jetzt vor kurzem [Martin meint „erfahren hat“ – Anm. d. Autorin] auch so’n büschen der Vater von meinem Bruder ja und von meiner Schwester nicht.“

Ich hake noch einmal nach, ob er denn mit seiner Schwester den gleichen Vater hätte; Martin antwortet:

„Das weiß ich alles nicht.“ (...)

„Das hab’ ich dann irgendwann so mit 16 so alles erfahren. Mit 16, 17 so.“

Martins leibliche Geschwister

„Ja, ich seh’ sie auch als meine echten Geschwister an“

Martin berichtet davon, dass er anfangs noch mit seiner Mutter und seinem Bruder und nachher auch noch allein mit seinem Bruder gelebt hatte und auch später, während seiner Zeit im Kinderdorf, viel Kontakt zu ihm hatte und dann erzählt er von seiner Schwester:

„Zwischendurch halt, aber jetzt hab’ ich auch mehr Kontakt mit meiner Schwester. Früher war das ja nicht so. Im Moment hab’ ich halt mehr Kontakt mit meiner Schwester auch. Erst recht durch meinen Neffen auch und die mag ich auch viel.“ (...)

„Das war, weil sie mal in die Nähe vom Dorf gezogen ist. Die ist, wie heißt das da? Ostburger Strasse noch’n büschen weiter runter bei der, wo die Kreuzung ist, zwischen Kieler und Ostburger. Da ist sie die Straße runter ’nen büschen weiter gezogen in so’n Reihnhaus, ja. Da ist sie rein gezogen. Dann hab’ ich beim Umzug halt geholfen und dadurch ging das dann, dass man sich halt, bin ich dann öfter rüber gegangen.“ (...)

Das war sehr, ja unregelmäßig davor und seitdem wurde es halt immer mehr. Bei meinem Bruder dann ’nen büschen weniger und ja. Jetzt ist es so, ja, gemischt.“ (...)

„Ja, ich seh’ sie auch als meine echten Geschwister an. Auch, wenn es nicht so sein sollte [Martin spielt hier auf die Tatsache an, dass seine Geschwister möglicherweise einen anderen Vater haben als er – Anm. d. Autorin].“

Martin bestätigt, dass er zu seinen leiblichen Geschwistern schon eine ganz andere Bindung hat als zu seinen Kinderdorf-Geschwistern aus seinen beiden Familien. Zu den Kindern aus der Klagenfurth-Familie hat er zum Zeitpunkt unseres Gesprächs überhaupt keinen Kontakt mehr, auch nicht zu den Kindern aus der Hannig-Familie bzw. auch nicht zu Frau Hannig, lediglich hin und wieder zu Hugo:

„Und Hugo seh ich, wenn der mal mit Claus unterwegs war hier in Neustadt. Dann hab’ ich die gesehen. Aber sonst auch nicht.“

Der Übergang in die Kinderdorf-Halbtagespflege und später in die Vollzeitunterbringung

„Das hat angefangen mit der Krankheit von meiner Mutter“

„Das hat angefangen mit der Krankheit von meiner Mutter.“ (...)

„Vielleicht war ich da fünf oder sechs. Fünf, sechs Jahre. Ja, mein Bruder der ist dann immer mal zwischendurch ausgezogen, wieder zurückgekommen, wieder und ...“ (...)

„Ja und dann wurde es immer schlimmer halt. Schule war ich auch nicht so der Beste in der Grundschule.“ (...)

„Ich hab’ da auch schon Probleme, ja. Ja, viele Hilfe auch durch meinen Nachbarn, durch unseren Nachbarn. Wenn meine Mutter [Martin meint „zu krank war“ – Anm. d. Autorin], wo er mich dann zu sich genommen hat. Ja und dann war so die Überlegung, wo ich denn, dass ich woanders hin muss, weil es immer schlimmer wurde.“

„Man gehört dazu, man kriegt mal regelmäßig sein Taschengeld und hatte halt ein großes Gelände“

„Na, zumindest bin ich dann erst mal ja, weil ich ja nicht so’n pflegeleichter Junge war, ins Dorf gekommen. Und da bin dann nach der Schule zum Dorf und abends wieder mit dem Bus immer zurück von der Grundschule [Martin war zwar vorher im Dorf, der Bus fuhr aber von der Grundschule aus – Anm. d. Autorin] aus. Und da es immer schlimmer wurde [die Krankheit seiner Mutter – Anm. d. Autorin], hat, ist meine Mutter nachher umgezogen und mein Bruder hat die Wohnung behalten. Und dann ist sie in die Nähe gezogen und dann war ich da halbtags. Ja, und irgendwann musste sie halt dann ins Pflegeheim und dann bin ich dann ganztags hingekommen. Mit neuneinhalb bin ich, glaub, ich halbtags hingekommen ins Dorf. Und mit zehneinhalb oder elf Jahren ungefähr bin ich dann ganztags.“ (...)

„Das war eigentlich am Anfang finde ich’s ganz gut eigentlich. Man gehört dazu, man kriegt mal regelmäßig sein Taschengeld und hatte halt ein großes Gelände. Ja, man hat auch nicht nur ältere Geschwister, man hat auch ein paar jüngere dabei, die nicht doppelt so alt sind, wie ich selber.“ [Martin meint hier nicht, dass diese Kinderdorf-Geschwister jünger waren als er, sondern jünger (eben nicht

doppelt so alt) wie seine leiblichen Geschwister, denn Patrick, Margit und Jessica waren alle nur ein paar Jahre älter als er – Anm. d. Autorin]

Ich frage Martin, ob es viele Regeln gegeben hätte und er berichtet:

„In der ersten Zeit nur allerdings. Mittags, Mittagsruhe. Ja! Aber ich hab’ dann genügend Leute da kennen gelernt, halt. Das Gute war ja, dass ich da einen Fußballplatz hatte mit meinen Fußballleuten. Das war schon mal was ganz Wichtiges.“ (...)

„Das Problem war für mich nur halt, Training [sein Fußballtraining – Anm. d. Autorin] war immer weit weg. Aber ich konnte ja auch im Dorf selber spielen. War schon ganz gut.“

Mich interessiert, ob Martin auch schon zu Anfang, als er nur tagsüber im Kinderdorf war, schon in einem Fußballverein gewesen sei und er bestätigt:

„Ja, ich bin mit sechs oder sieben Jahren bin ich in Fußballverein gekommen. Bin auch während des Dorfes immer drinne geblieben.“

„Gemischte Gefühle aber ich fand’s ganz gut, finde ich“

Da ich mir vorstellen kann, dass es ein einschneidendes Erlebnis gewesen ist von der Halbtagespflege in die Vollzeitpflege zu kommen, frage ich Martin, ob er in diese Entscheidung mit eingebunden gewesen war und wie er den Übergang empfunden hat, er berichtet:

„Nö! Da wurde ich nicht mit einbezogen.“ (...)

„Gemischte Gefühle, aber ich fand’s ganz gut, finde ich. Weil ich da ja alles hatte. Also ich hab’ nix vermisst sonst eigentlich. Ich hatte meinen Fußballplatz. Ich hatte genügend Auslauf. Ich hatte genügend Freunde da schon in der Halbtagszeit auch schon gefunden.“ (...)

„Bei mir in der Familie, da hatte ich ja außerhalb, wie ich noch bei meiner Mutter [Martin meint seine leibliche Mutter – Anm. d. Autorin] gewohnt hab, da hatte ich nicht so viele Freunde, sag ich mal so. Ich hatte halt die Leute in der Schule, mit denen hab’ ich auch nie was gemacht. Und dann halt noch so aus’m Kindergarten kannte ich noch so zwei, drei Leute. Und halt Leute aus meinem Haus. Noch zwei und das war’s.“

Ich bin überrascht, dass er keinen Kontakt zu den Kindern aus seiner Schule hatte und so frage ich warum; Martin antwortet:

„Nö, weiß ich gar nicht mehr. Hatte auch gar nicht so ’ne Lust. Einige kannte ich auch halt vom Fußball. Mit denen hab’ ich dann immer halt, wenn ich zweimal die Woche Training hatte, die hab’ ich dann da halt gesehen. Und dann haben wir uns da unterhalten und das war’s dann. In meiner Freizeit bin ich halt immer mit Freunden halt rum gehangen, meistens bin ich immer nur, sind wir immer nur zu zweit losgegangen. Fahrradfahren, Fußballspielen und das war’s. Mehr gab’s nicht.“

„... ich war ja ziemlich bevorzugt. Ich hatte nichts zu meckern eigentlich“

Ich frage, ob sich Martin in seiner ersten Kinderdorffamilie gut aufgehoben gefühlt hat und ob er gemerkt hat, dass in dieser Familie mit den anderen Kindern sehr viel schief gelaufen ist¹², Martin erzählt:

„Ja, ich war ja ziemlich bevorzugt. Ich hatte nichts zu meckern eigentlich.“ (...)

„Na, auf der einen Seite, ja wo ich noch klein war, nicht so. Aber dann, als ich 'nen büschen älter geworden bin, denn merkt man das halt auch dann, ne, dass man 'nen büschen bevorzugt wird.“ (...)

„Bei Patrick war sie [Frau Klagenfurth – Anm. d. Autorin] meistens mehr streng, auch viel Stress, sagen wir's mal so. Auch viel Stress. Aber die Mädchen dann auch. Die hatten auch ziemlich viel Stress mit ihr. Ich eigentlich nicht so. Höchstens mal wegen Zettel aus der Schule.“

Das Leben im Kinderdorf und der Übergang in die zweite Kinderdorffamilie

„Und dann, ja, habe ich Titus und David getroffen und haben gleich los gebolzt“

„Morgens normales Frühstück. Mittags geregelte Zeiten mit Essen, Mittagspausen, wann man die gemacht hat. Danach Kaffeetrinken, wenn man hingegangen ist. Und abends um 'ne bestimmte Uhrzeit immer gleich Abendbrot. Dann noch mal raus oder gleich drinne bleiben. Büschen Videos gucken. Wir haben bei Frau Klagenfurth viel Videos geguckt abends immer, ja.“ (...)

„Ich bin, meistens war es schon so, dass ich die ganze Mittagspause, wenn ich mit den Hausaufgaben fertig war und es war noch Ruhepause, da bin ich meistens schon raus mit dem Fußball. Und dann, ja, habe ich Titus und David [weitere Kinder aus anderen Kinderdorffamilien – Anm. d. Autorin] getroffen und haben gleich los gebolzt.“ (...)

„Ja, bis dann, bis ich dann halt wechseln musste [als die Familie von Frau Klagenfurth aufgelöst wurde (siehe auch Abschnitt 5.2.3 Jessica ab S. 78) kam Martin in eine neue Kinderdorffamilie – Anm. d. Autorin]. Die Schule war auch noch. Da hab' ich ja, kurz bevor ich gewechselt bin, ich glaub ein Jahr vorher, mit 13 hatte ich dann, war ich halt in der Schule, hatte einen großen Unfall.“ (...)

„Da bin ich in so'n Drehkarussell rausgeflogen, weil ein Neunklässler Anschwung gemacht hatte. Dreifacher Oberschenkelbruch.“

„Dann hab' ich nachher gewechselt in die neue Familie“

Durch den Unfall lernt Martin Hugo besser kennen, ein Junge aus einer Kinderdorffamilie in die er später wechselt, er berichtet:

„Dann 'nen büschen mit Hugo und dann, als der dann da gerufen hatte: 'Mensch, Martin wo willst du hin?' so da haben wir uns dann auch, na ja unterhalten, besser verstanden und so mehr getroffen. Dann hab' ich nachher gewechselt in die neue Familie.“ (...)

¹² Siehe auch Abschnitt 5.2.3 Jessica, ab S. 78 – Anm. d. Autorin.

„Und da hatte ich auch gesagt: ‘Ja dann zu Frau Hannig, wo Hugo auch ist.’. Weil, der war ja auch nicht sehr viel jünger als ich.“

Ich frage Martin, inwieweit er weiß, warum er in eine andere Kinderdorffamilie wechseln musste und er erzählt:

„Halbwegs. Man hat uns mal erzählt, dass es wegen gesundheitlichen Gründen [Martin meint, dass gesagt wurde, dass Frau Klagenfurth aus gesundheitlichen Gründen aufhören musste – Anm. d. Autorin] auch ist und mehr hat man nicht gesagt. Weil, da war ich auch schon ziemlich am Boden zerstört, als ich davon gehört hatte. Das war auch nicht so leicht.“

„Immer diesen ganzen Lärm von so’m Kleinkind und das war ich halt nie gewohnt“

Ich frage nach den anderen Kindern in der neuen Kinderdorffamilie, vor allem nach der jüngeren, leicht geistig behinderten Arianne, aber auch nach den neuen Kindern, die später kamen als er schon länger da war, Martin berichtet:

„Ja, da waren zwei Kinder. Hugo und seine Schwester. Und, ja, jeder hatte dann nachher sein eigenes Zimmer.“ (...)

„Mit Arianne hatte ich ja nicht so viel zu tun ...“ (...)

„Einen ganz kleinen Jungen und ’ne etwas Ältere, so in Ariannes Alter. Und dann, das war stressig für mich. Nur dieser Nerv am Wochenende halt. Immer diesen ganzen Lärm von so’m Kleinkind und das war ich halt nie gewohnt. Von so’m Kleinkind war’s, wenn es immer rumgeschrien hat morgens, was mich persönlich immer auf die Palme gebracht hat. War ich immer schon am Rumschreien immer war. Ja, war ’nen büschen anstrengend.“

Gerade weil für Martin die neuen Kinder etwas anstrengend waren, frage ich ihn, ob er sich gewünscht hätte, gefragt worden zu sein und er überlegt:

„Was soll man denn sagen? Wenn ich gefragt, hätte ich gesagt: ‘Nein!’, denn machen sie es trotzdem. Also ist es eigentlich, warum nicht. Ja natürlich, wenn man einen neuen Mitbewohner kriegt, dann möchte man auch gerne wissen, wie alt die sind und, ja. Kann man mal sehen ’ne? Die haben sie so einfach irgendwie rein geschoben und das war’s.“

„Ich und Hugo hatten jeder ein eigenes Zimmer“

„Ich und Hugo hatten jeder ein eigenes Zimmer. Die Mädchen haben sich dann ein Zimmer geteilt und der Lütte hat ...“ (...)

„Und der andere Lütte, der hat denn das kleine Zimmer gekriegt.“

Plötzlich fällt Martin wieder ein, dass Barbara, die Schwester von dem neuen Mädchen Birte, später auch noch eingezogen war, aber er kann sich nicht mehr daran erinnern, ob das vor oder nach seinem Auszug ins Appartement war:

„Das weiß ich jetzt gar nicht mehr genau, ehrlich, obwohl das noch gar nicht so lange her ist. Das weiß ich ehrlich nicht mehr. Ist mir gerade erst wieder eingefallen.“

Martins Beziehung zu den Kinderdorfmüttern

Wie Martin seine Beziehung zur ersten Kinderdorfmutter, Frau Klagenfurth, sieht

„Also wie 'ne Mutter hat sich das nie angefühlt finde ich, für mich persönlich, nö nicht so richtig.“ (...)

Mich interessiert, wie er Frau Klagenfurth angesprochen hat, da er schon fast elf war, als er in die Vollzeitunterbringung kam, Martin erklärt:

„Nee, immer nur, also mit Vornamen, nicht mit dem Nachnamen, ja.“ (...)

„Ich wollte halt nie jemals dieses »Mama« sagen. Das wollt' ich nicht.“ (...)

„Für mich war's o.k. Das hatte schon mal die Frau von meinem nicht leiblichen Vater versucht. Die hatte auch schon mal gesagt: 'Du kannst mich auch Mama nennen.' Da hab' ich aber auch dann immer gesagt 'Hier vergiss es!'.“ (...)

„Aber ich sag mal so. Ich hab' ne Mutter und wenn ich zu der Mama sag, dann reicht das.“

[Martin meint hier seine verstorbene leibliche Mutter – Anm. d. Autorin]

„... da war ich auch schon ziemlich am Boden zerstört, als ich davon gehört hatte“

Doch als der Wechsel in eine andere Kinderdorffamilie stattfindet, fällt es Martin nicht so leicht, er berichtet:

„Weil, da war ich auch schon ziemlich am Boden zerstört, als ich davon gehört hatte. Das war auch nicht so leicht.“

Ich frage Martin, ob er noch Kontakt zu Frau Klagenfurth hat, er erzählt von der ersten Zeit und von heute:

„... die ist ja nicht weggezogen, die ist ja immer noch dageblieben im Nachbarhaus vom Grundstück!“ (...)

„Ja, ich war dann immer zwischendurch immer bei ihr. Auch ganz gut!“ (...)

„Im Moment nicht mehr, seit 'nem Jahr ungefähr. Weil ich, ja, man denkt dran, aber dann kommt wieder irgendwas dazwischen und dann vergisst man das wieder leicht, zumindest ist es bei mir so.“

Wie Martin seine Beziehung zur zweiten Kinderdorfmutter Frau Hannig sieht

Mich interessiert, wie er Frau Hannig genannt hat und da ich Frau Hannigs Vornamen vergessen habe, frage ich nach und Martin antwortet:

„Dorit! So hab’ ich sie dann auch genannt. Mit Vornamen oder »Du«.“

„... da hab’ ich wenigstens auch mal was zu hören gekriegt“

Das war ganz gut. Also sie, das war jetzt nicht so wie bei Frau Klagenfurth, dass du halt immer so bevorzugt wurdest. Aber es war ganz normal. Da hab’ ich wenigstens auch mal, ja genau ausgleichend, da hab’ ich wenigstens auch mal was zu hören gekriegt. Statt immer nur dieses »tätschel, tätschel«.

In diesem Sinne berichtet Martin, dass er schon ziemlich viel Mist gebaut hat, als er noch bei Frau Klagenfurth war und dort offensichtlich nie wirklich Ärger bekam. Zum Beispiel war er beim Klauen im Sparladen in der Nähe seiner Schule erwischt worden, aber er kann sich nicht groß daran erinnern, wie die Reaktionen von Frau Klagenfurth waren – er hat im Nachhinein nicht das Gefühl, daraus eine Lehre gezogen zu haben und es ging noch eine Weile weiter:

„Ging dann zwischendurch noch weiter. Ja, das war dann, weil ich zwischendurch halt ein schlechtes Umfeld hatte, schlechte Freunde. Da hab’ ich da mal mitgemacht und so.“

Da sich Martin offensichtlich durchaus Grenzen gewünscht hat, frage ich ihn, ob er gern einen Kinderdorfvater gehabt hätte und er sagt:

„Im Dorf? Nee, nur, also ’ne Dorfmutter reicht doch. Und dann hat man halt noch diese, ja, Pädagogen. Das ist jetzt vielleicht kein Vaterersatz, aber mit denen konnte man auch reden, wenn man Probleme hatte.“

Der Wechsel ins Appartement und die Folgen

„... und dann kam von irgendjemand nachher die Überlegung wegen dem Appartement, dass das ’ne große Ausnahme wäre, dass ich da hingehen kann“

„Und wie das jetzt halt nun weiter geht irgendwie. Was ich jetzt mach’ wegen Ausbildung, Arbeit und wie ich mir das vorstelle und dann kam von irgendjemand nachher die Überlegung wegen dem Appartement, dass das ’ne große Ausnahme wäre, dass ich da hingehen kann, dass man das da machen kann, dass ich mich da selber, weil ich ’nen Kühlschrank, Essen, hätte ich auch drüben alles machen können, so was, ja. Und dann hab’ ich dann mein Appartement mit Badezimmer gekriegt. Da war so’n Aufenthaltsraum noch mit Küche drinne [es handelt sich um einen Apartmentkomplex mit separatem Aufenthaltsraum und Küche – Anm. d. Autorin]. Ich hätte mich da auch selber verpflegen können.“

Aber ich hätte auch natürlich zum Mittagessen, Abendbrot hätte ich alles rüber kommen können und zum Frühstück.“ (...)

„Manchmal bin ich rüber gekommen, mal nicht.“ (...)

„... meistens habe ich Bescheid gesagt. Aber in der Woche war's regelmäßig meistens so, dass ich dann zu Mittag noch gekommen bin und halt abends eventuell, dass wusste ich meistens nicht genau. Zum Beispiel am Wochenende, da haben wir ja meistens immer, bin ich gar nicht meistens erst drüben gewesen, hab' ich meistens immer dann so mein Essen gemacht, Pizza.“

„weil ich ja nach einem oder zwei Monaten gekündigt worden bin, weil ich halt dieses Aufstehproblem hatte“

„Ich wollte meine Ausbildung durchziehen, die ich schon ...“ (...)

„Ja, die ich, ich hatte schon unterschrieben und alles. Und die sollte dann im Sommer beginnen, ja.“ (...)

„Ja und dann wollte ich eigentlich, ging so das Gespräch wegen Ausbildung und dann wegen Ausziehen, wann ich dann ausziehen möchte. Ja, aber das wurde alles über'n Haufen geworfen, weil ich ja nach einem oder zwei Monaten gekündigt worden bin, weil ich halt dieses Aufstehproblem hatte.“ (...)

„... lange Fernsehen geguckt, meistens, bis ein, zwei Uhr morgens und dann morgens das frühe Aufstehen, das war nix. Ja und dann sollte ich halt zwischendurch dann noch was machen, wenn ich schon nicht zur Schule gehe, im Dorf helfen. Das hab' ich dann noch'n büschen gemacht. Dann kam die Ausbildung.“ [zum Zerspanungsmechaniker – Anm. d. Autorin]

„Ich hab's nicht gebacken gekriegt“

„... ich hatte ja in der Berufsfachschule dieses Metalltechnik gewählt, das Fach. Und damals war ich ganz gut und denn wollte ich mich da drin bewerben, Ausbildungsplatz gekriegt mit noch jemandem zusammen. Den kannte ich noch von früher vom Fußball, wo wir noch klein waren. Und dass ich dann das erste Mal verschlafen, das zweite Mal verschlafen. Beim dritten Mal war's dann nachher zu viel.“ (...)

„Ich hab's nicht gebacken gekriegt.“ (...)

„Zwischendurch wurde dann halt so 'Ja, ich ruf dich denn morgens kurz an, damit du aufstehst.' Aber o.k., kurz ran gegangen wieder hingelegt, wieder eingeratzt. Aber nur so denken 'Ein, zwei Minuten kannst dich noch kurz hinlegen!' und dann schläfst wieder ein.“

„Das war zuerst ein Scheißgefühl“

„Das war zuerst ein Scheißgefühl, weil ja, wie mein Bruder [Martins leiblicher Bruder – Anm. d. Autorin] auch oder im Dorf halt zu sagen, 'So jetzt ist alles weg, jetzt hab' ich nix!' War schon 'nen blödes Gefühl denn, dahin zu kommen und zu sagen: 'Ja, bin rausgeflogen!'“

Ich frage bei Martin nach, warum ihm das vor seinem Bruder so unangenehm war und er erzählt:

„Ja, weil da ist er schon 'nen büschen strenger. Ja, er will ja schon, dass ich primär schon mal, ja 'Mach 'ne Ausbildung und so und was du dann machst, kannst du dann erstmal sehen, Hauptsache, man hat erstmal Arbeit!'. Da dann rauszufliegen, das ist dann Kacke, wenn man schon was hat. Ja, das war so 'ne Sache.“

„Man hat sich halt angestrengt, die Aufgaben zu erfüllen aber, ja, für die Leute halt nicht zufrieden stellend“

„Ja, da hab' ich erstmal wieder im Dorf so zwischendurch so'n büschen gearbeitet. Und ja, sollten wir halt Bewerbungen schreiben oder so gucken, dass wir Jobs kriegen und wegen Wohnungssuche.“ (...)

„Man hat sich halt angestrengt die Aufgaben zu erfüllen aber, ja, für die Leute [Martin meint die Betreuer aus dem Kinderdorf – Anm. d. Autorin] halt nicht zufrieden stellend. Für unsere, ja wie soll ich das nennen, Aufsichtsperson, die sich darum gekümmert hat. Und dann kam der Winter und dann war ich, hieß es dann halt, dass ich raus muss. Und dann bin ich, wie heißt das, ja Schalomkirche¹³. Das ist, da kannst du maximal – glaube ich – drei Wochen – glaub ich – bleiben. Ich glaub so war das, drei Wochen. Und die helfen dir halt, dass du, ich glaub', drei Monate konnte man da höchstens bleiben, genau drei Monate höchstens. Die helfen dir denn halt, so was wie Arbeit zu finden, Wohnung und dass du halt noch einen geregelten Ablauf kriegst so. Einigermaßen zumindest.“ (...)

„Ja, da konnten aber maximal nur vier Leute wohnen. Also zwei Zweierzimmer. Das war ziemlich klein, zwei Doppelbetten, zwei Hochbetten waren das. Ja, dann muss man gucken, dass man sich halt so Aufgaben teilt wie Badezimmer machen, sauber machen und so'n Kram. Abwasch, Essen, dass man einmal die Woche mindestens zusammen kocht. Irgendwie alle zusammen. Und dann man halt morgens muss man früh, rechtzeitig, aufstehen. Dann muss man halt los, Aufgaben, ja so, wie Arbeit suchen. Zettel gekriegt, dass man da gewesen war. Ja, dann noch mit Wohnung. Das hatte einigermaßen geklappt, nur nicht mit der Wohnungssuche halt.“

„Verstehen kann man das. Ich denk mal schon, doch“

Mich interessiert, wie Martin sich in dieser Situation vom Kinderdorf behandelt gefühlt hat und er berichtet:

„In der Zeit, ach so davor, mit der Sache wegen Rausflug. Ja, ich fand's 'nen büschen ungerecht behandelt und 'nen büschen zu hart, aber ist deren Entscheidung. Das kam für mich und Titus [sein Freund Titus aus einer anderen Kinderdorffamilie war zwischenzeitlich ebenfalls raus geflogen – Anm. d. Autorin] nachher so vor, als wenn sie [es geht hier um Anneliese Kraut, von der Titus bereits berichtet hat, siehe dazu auch Abschnitt 5.2.4 Titus, ab S. 99 – Anm. d. Autorin] ja, sich halt nur die Macht an sich reißen möchte, dass sie da irgend etwas großes sein möchte im Dorf.“ (...)

¹³ Eine kirchliche Vereinigung zur Unterstützung wohnungsloser Jugendlicher.

„Verstehen kann man das. Ich denk mal schon, doch. Ich kann das schon verstehen. Aber ja, wenn man so was erlebt, dann ist das halt nichts Gutes, und dann so rausfliegt.“

Hatte ich auch Glück gehabt, dass ich da gerade so 'nen Platz gekriegt hab'

„Ja, ich hatte ja noch meine Geschwister. Aber der [der leibliche Bruder – Anm. d. Autorin] konnte mich jetzt auch nicht so großartig so aufnehmen. Deswegen hatten wir diese Schalomkirche ja genommen. Was Frau Kraut auch rausgesucht hatte nachher. Die hatte gesagt: 'So, wenn du jetzt raus gehst, kannst du dahin gehen.' Ja!“ (...)

„Hatte ich auch Glück gehabt, dass ich da gerade so 'nen Platz gekriegt hab.“

„Ja, bin ich denn zu meinem Bruder“

„Dann war ich da drei Monate [in der Institution der Schalomkirche – Anm. d. Autorin]. Also nach zwei Monaten, glaub ich, hab' ich 'ne Wohnung schon oder nach zweieinhalb Monaten hab' ich halt 'ne Wohnung gefunden. Aber erst dann für'n Monat später. Und ja, da ich eh raus musste, nach drei Monaten, war doof.“ (...)

„Ja, das war dann für einen Monat. Ja bin ich denn zu meinem Bruder.“

Der Bruder war damals bereits verheiratet aber noch kinderlos. Stattdessen hatten er und seine Frau aber eine Katze und da Martin eine Katzenallergie hat, musste einiges beachtet werden, wie er berichtet:

„Ja, ich hatte halt 'ne Allergie, aber das haben wir mit, hatte ich halt mit Tabletten, normale Allergikertabletten, weil ich gegen Katzen allergisch war und er hat ja 'ne Katze. Wurde das Zimmer immer abgesperrt. Dann hatte ich meine Wohnung. Keine Ausbildung, hatte mich auch nicht großartig drum gekümmert für'n Sommer und ja erst mal 'nen Jahr gar nix gemacht.“

Wie Martin durch seine Freundin und deren Eltern wieder auf die Beine kommt

„In der Ausbildung bin ich jetzt fast fertig, halbes Jahr noch“

„Ja, hab' ich von Hartz IV denn gelebt und ja, und dann im Januar, Februar war das dann vor drei, ja vor drei Jahren hab' ich dann halt bei McDonalds angefangen und da auch meine Freundin kennen gelernt. Also in der Zeit. Ja, meine Freundin kennen gelernt, noch 'nen büschen weiter gearbeitet da bis ich dann durch ihre Schwester – von meiner Freundin – die hat dann gesagt: 'Ja, mein Chef sucht noch einen Auszubildenden im Fischladen.' Erst mal Verkäufer und dann Einzelhandelskaufmann, als Verkäufer und dann hab' ich mich halt, hat noch 'nen büschen gedauert. Aber dann hab' ich mich irgendwann beworben. Da hab' ich 'nen Praktikum gemacht, ein richtiges. Da hatte ich in der Zeit eine

Woche Urlaub gekriegt von McDonalds und das [die Ausbildungsstelle – Anm. d. Autorin] hatte mir dann gefallen und dem Chef, hat er mich übernommen. (...)

„In der Ausbildung bin ich jetzt fast fertig, halbes Jahr noch.“ (∞)

„Bin jetzt auch schon drei Jahre mit meiner Freundin zusammen.“

Martin erzählt, dass seine Freundin wie ein Rettungsanker für ihn war und er eigentlich inzwischen mehr bei seiner Freundin bzw. bei ihr und ihren Eltern wohnt, als in seiner Wohnung und ich frage ihn, wie er sich mit ihren Eltern versteht und ob sie ihn unterstützen:

„Ihre Mutter ja, aber der Vater so, ja so la la. Aber es ist besser geworden. Ja!“ (...)

„Ja, auf jeden Fall. Ja, dadurch wieder, weil ihre Mutter, die hat dann auch immer halt gesagt: ‘Jetzt bewerb dich, bewerb dich.’ Die hat auch ’nen büschen Druck gemacht. Tritt mir auch jetzt noch in den Hintern wegen Schule und so und Arbeit. Sie hat mir schon die Kurve gegeben.“

„Der Vater weckt mich auch meistens immer morgens“

Ich möchte wissen, ob Martin es inzwischen schafft gut aufzustehen und er berichtet:

„Ja, das klappt. Der Vater weckt mich auch meistens immer morgens, weil er eh so’n Frühaufsteher ist. Ja, es klappt jetzt besser. O.k. zwischendurch verschlaf ich mal. Aber das hol ich dann, auch dann wieder ein, die Zeit.“

Da Martin nun schon fast vollständig in der Familie seiner Freundin wohnt und auch von der Mutter bekocht wird, frage ich ihn, ob sie für ihn so etwas wie eine kleine Ersatzfamilie geworden sind und er erzählt bestätigend:

„Ja! Frühstück tun wir meistens nicht so zusammen. Aber so was wie am Wochenende Mittagessen, abends Abendbrot meistens immer.“

„Teilzeitjob würde mir eigentlich nicht genügen so vom Geldmäßigen“

Mich interessiert, ob Martin schon weiß, ob er nach der Ausbildung übernommen wird; er antwortet:

„Wir müssen jetzt die Anmeldung für die Abschlussprüfung unterschreiben und durchgehen und dann wollte ich ihn (den Chef – Anm. d. Autorin] eigentlich fragen, wie das so aussieht mit danach. Weil, wenn ich noch ’ne Wohnung hab, obwohl, die wollte ich eh demnächst aufgeben, weil ich dann zu meiner Freundin ziehen wollte. Teilzeitjob, so’n Halbtags, ne Halb..., wie heißt das? Teilzeitjob? Ja, Teilzeitjob würde mir eigentlich nicht genügen so vom Geldmäßigen. Also ich brauch schon ’ne Vollzeitstelle. Ja und dann bin ich mal gespannt.“

Martin muss nur wenig Miete bei den Eltern seiner Freundin abgeben

„Im Moment nicht so viel. Ich glaub', im Moment liegt das bei 50, 60 Euro nun, weil ich ja noch meine eigene Wohnung hab. Die wollte ich ja eh dieses Jahr, eventuell, spätestens im halben Jahr, wollte ich sie eigentlich aufgeben. Damit ich denn auch mehr Geld hab.“

„Da hatte meine Freundin noch geholfen und hat von ihrem Sparbuch mir noch Geld gegeben“

Martin berichtet davon, dass er im Kinderdorf nicht wirklich gelernt hätte, mit Geld umzugehen, deshalb hat er extreme Schulden gemacht. Ich frage ihn, wie weit er davon denn inzwischen runter ist und er erzählt:

„Ich bin noch nicht ganz draussen. Also ich bin nachher, ja selber 'nen büschen was bezahlt und als ich mit meiner Freundin zusammen war, hab' ich nachher die Handyrechnungen, die haben sie halt halbiert und haben gesagt 'So, wenn Sie das überweisen, dann vergessen wir's!'. Da hatte meine Freundin noch geholfen und hat von ihrem Sparbuch mir noch Geld gegeben. Ja, und dadurch hab' ich einen Großteil abgebaut.“ (...)

„Ich wollte das [eine Schuldnerberatung – Anm. d. Autorin] mal machen vom Gericht her auch, weil ich da noch vor's Gericht musste und wegen Schulden, wegen Bahn nicht bezahlt und alles, Schwarzfahren, musste ich zur Schuldnerberatung. Da hab' ich denn aber nur die Pflichtstunden gemacht. Dann bin ich gleich wieder abgehauen.“ (..)

„Also, im Führungszeugnis dürfte eigentlich nix drauf kommen.“

„... muss ich mich erst mal drum kümmern, dass ich meinen ganzen Papierkram fertig mach mit den Schufaeinträgen, dass ich das alles raus bekomme“

„Mir bringen diese 50-Euro-Raten nichts, also ich warte jetzt, was ich jetzt, wenn, ich meine, weil ich jetzt noch meinen Führerschein machen möchte. Warte ich jetzt, wenn ich die Wohnung kündige, da kriegt man die Anteile aber erst am Ende des Geschäftsjahres ausgezahlt. Dass ich da irgendwie mit der Genossenschaft reden kann. So dass die mir das vielleicht trotzdem vorher ausbezahlen können wegen den Schulden und Führerschein. Dass ich halt drei Viertel abbezahle. Das sind, glaub ich, 1.300 und davon sind 900 Euro abzubezahlen und die anderen 400 nutz ich für'n Führerschein. Dass ich das irgendwie so hinkriege. Dann bin ich eigentlich durch damit ...“ (...)

„Ja, muss ich mich erst mal drum kümmern, dass ich meinen ganzen Papierkram fertig mach mit den Schufaeinträgen, dass ich das alles raus bekomme.“ (...)

„Dass ich die ganzen Zettel abgebe beim Amtsgericht und Kram, dass die Schulden, dass alles gelöscht wird endlich.“

„... aber mit der Zeit komm ich jetzt immer noch mit dem Geld gut klar“

„Doch, vor allem auch die, dass mit dem Geld. Dass ich jetzt besser mit dem, also die mich halt, ich konnte halt nie, Mitte des Monats war das Geld alle und ja. Dann war nix mehr, musste irgendwo was leihen und so'n Müll. Und jetzt, seit ich mit meiner Freundin zusammen bin – am Anfang war's nicht so – aber mit der Zeit komm ich jetzt immer noch mit dem Geld gut klar. Auch am Ende des Monats.“

Ich frage Martin, ob die Eltern seiner Freundin ihn da auch unterstützen und er antwortet:

„Ja, was heißt unterstützt. Ihre Mutter, die hat dann halt gesagt: ‘So, du gibst jetzt mal 'nen büschen Geld!’ und so. ‘Wenn du denn was brauchst, dann kommst du vorbei!’ und ich brauch dann, und das Gute ist, ich geh nicht einfach zum Konto, hol mir einfach 50 Euro runter und dann sind die nach zwei Tagen leer auf einmal. Sondern, wenn ich dann morgens zur Arbeit gehe, ich merk so, keine Zigaretten mehr, ich brauch meine Bildzeitung jeden Morgen, zwischendurch mal so 'ne Sportzeitung, dann sag ich nur Bescheid abends oder morgens. Dann gibt sie mir das Geld – 10 Euro – und dann reicht das meistens auch ein, zwei Tage.“

„Ja, wird schwer. Aber ich denk mir, das kann ich so beibehalten“

Mich interessiert, ob sich Martin inzwischen auch zutraut, es ganz allein mit dem Geld zu schaffen und er gibt zu:

„Ja, wird schwer. Aber ich denk mir, das kann ich so beibehalten. Im Moment, also selbst mit dem Geld, was ich jetzt nur auf dem Konto hab. Also weil meistens ist es so, dass ich erst das Geld auf dem Konto ausgabe und dann zu ihrer Mutter gehe. Ja, aber das hält im Moment auch schon gut an.“ (...)

„Ja, auf jeden Fall besser alles. Da kommen wir wieder bei dem Glücksgriff [Martin meint damit, dass es ein Glücksgriff war, eine Freundin mit so tollen Eltern zu finden – Anm. d. Autorin], ja. Ja!“

Die Bedeutung von Martins Freundin und seinen Freunden in seinem Leben

„Kann hier nicht ohne meine Leute, die ich kenne, kann ich nicht einfach so zurücklassen“

Martin berichtet, dass seine Freundin, die 19 Jahre alt ist, vor hat, Abitur zu machen und schon recht viele Ideen hat, was sie danach machen könnte:

„Das weiß sie selber noch nicht. Sie will jetzt gucken, dass sie sich in der, bei der Stadt irgendwie bewirbt, so als Verwaltungsassistentin glaub ich oder so. Da müsste sie nach Itzehoe zwei Jahre studieren oder sie bewirbt sich in Lübeck. Aber Neustadt, denk ich mal, kommt eher in Frage. Oder sie studiert irgendetwas. Sie weiß es noch nicht genau. Oder sie hatte schon überlegt, so'n »Work and Travel« mit mir zusammen. Aber da hab' ich gesagt ‘Neel!’. Weil ich nicht aus Deutschland will, weil,

ich weiß nicht. Kann hier nicht ohne meine Leute, die ich kenne, kann ich nicht einfach so zurücklassen.“ (...)

„Ja also, ich würde auch nicht – sagen wir mal – jetzt in ’ne andere Stadt zu ziehen, würde für mich eigentlich meistens nicht in Frage kommen. Dass, ich will immer in Neustadt oder im Norden von Lübeck bleiben.“

Mich interessiert, ob Martin sich noch an den Rauswurf von Hugo erinnern kann, der aufgrund des Unfalls von Claus erfolgte (siehe auch den Abschnitt 5.2.2 Claus, ab S. 58 – Anm. d. Autorin), erst erinnert Martin sich nicht, aber dann fällt ihm ein, dass er sogar dabei gewesen ist:

„Ja, wir waren ja alle auf der Geburtstagsfeier von meiner Freundin, die ich damals mal hatte. Und ja, irgendwann kamen die halt nur rein gerannt und meinten – ja Claus liegt auf dem Boden und alles und ich dann halt hingerannt wie ein blöder Irrer und, ich weiß gar nicht, ob ich schon mal so schnell gelaufen bin wie da. Und ja, dann lag er halt da. Haben wir einen Krankenwagen gerufen und alles. Er (Hugo – Anm. d. Autorin) hatte mir das halt nur erzählt, dass sie sich irgendwie, ja zu viel getrunken mit Martini und dann hab’ ich eben nur mitgekriegt, dass sie sich gegenseitig irgendwie so provoziert hatten oder so geärgert hatten. Und wenn man halt und dann weiß ich nur, dass er irgendwie sein Bein hoch gehoben, gekickt haben soll. Ja, es tat ihm auch Leid, der hatte auch selber ’nen Schock dadurch. Die waren danach ja auch wieder beste Freunde. (...)

„Ja, alles blöd gelaufen. ... Stimmt, da war ich gerade, was mir, jetzt so gesehen, auch gerade ich find, dass es damit jetzt zu tun hatte, was vorher los war und dann danach ist er nämlich rausgeschmissen worden, nach dem Unfall. ... Ja, da haben sie sich mal wieder geirrt, die Leute im Dorf.“

Martin erzählt noch, dass in seiner Wohnung ständig unterschiedliche Freunde von ihm wohnen, diese jedoch keine Miete zahlen:

„Das ist halt so die Sache. Ich bin halt ein zu guter Mensch. Titus hat lange bei mir gewohnt. Ich glaub, Miete hab’ ich da nie gesehen. Man hatte sich eigentlich immer – meinte zuerst meine Schwester, dass er was zahlen sollte – aber, bin ich nicht großartig hinterher gegangen. Günter hat auch noch nix gezahlt, aber jetzt auf jeden Fall, denk ich mal, demnächst muss er. Aber er hat jetzt, ’ne lange Zeit hat auch bei seiner Freundin jetzt gewohnt, ganzes Stück.“

„Aber ich tu halt gerne was für die Leute, mit denen ich aufgewachsen bin“

Ich frage Martin dazu, ob er sich dadurch ausgenutzt fühlt oder ob das für ihn selbstverständlich ist, weil er weiß, dass seine Freunde einfach auch nichts haben und er antwortet:

„Ja, viel haben sie ja nun nicht. Aber was heißt ausgenutzt? Nee, so fühle ich mich nicht. Aber ich tu halt gerne was für die Leute, mit denen ich aufgewachsen bin.“

Martins Einstellung zu Bezugspersonen in Wohngruppe bzw. Kinderdorffamilie

„... ich finde, es wird immer schlimmer da [Martin meint „im Kinderdorf“ – Anm. d. Autorin], find ich persönlich. Weil es keine richtigen Familien mehr gibt. Es sind nur noch Erzieher, Pädagogen oder ist nur so was. Kein, ja, keine Mütter mehr richtig¹⁴.

Martin bejaht meine Frage, ob er es besser findet, wenn es nur eine Mutter gibt, die sich um die Kinder kümmert, statt verschiedene Sozialpädagogen und berichtet weiter:

„Ja, und jetzt ist halt, du kriegst dann, hast ‘nen riesengroßes Haus. Hast denn da deine sechs, sieben Kinder und deine, es sind halt nur Erzieher da. Das finde ich eigentlich auch nicht gut.“ (...)

„Na, ich weiß nicht. Das ist, das würd’ mir voll hektisch vorkommen. Du hast nicht mehr dieses, ihr seid nur zu viert. Du hast ‘ne Mutter und dann ja, weiß nicht.“ (...)

„Meine Dorfmutter, die hast du dann immer und das war’s“

Da ich weiß, dass es durchaus noch Kinderdorfmütter mit bis zu sechs Kindern gibt und die das auch ganz gut schaffen (mit Familienhelferin und Haushaltshilfe), spreche ich ihn darauf an und er antwortet:

„Ja, natürlich. Aber ich weiß nicht. Wenn man so sagt ‘Du hast ‘ne Kinderdorfmutter’. Das ist was anderes als wenn du sagst ‘So, ich hab’ hier meine drei, vier, fünf Erzieher, die immer ihre Schichten auch immer wechseln.’. Und das ist immer nur ein Hin und Her ist. Meine Dorfmutter, die hast du dann immer und das war’s. Es sei denn, es kommt was dazwischen, wie bei mir.“

„Aber eine Dorfmutter, Familienhelferin, dann noch die Geschwister, das reicht vollkommen“

Ich frage Martin, ob für ihn das Entscheidende ist, dass er nur eine feste Bezugsperson hat und er meint:

„Ja, o.k. denn, das hast du bei den Erziehern vielleicht auch. Da sagt man denn so ‘Das ist jetzt dein Ansprechpartner!’. Aber trotzdem hast du noch die ganzen anderen vier Leute da neben dich, die dich dann so gesehen ja, aus deiner Sicht dann, die dich voll brabbeln und so. Wenn da vier, fünf Leute auf dich einreden, dann, ich weiß nicht, ich find das nicht gut. Aber eine Dorfmutter, Familienhelferin, dann noch die Geschwister, das reicht vollkommen.“ (...)

Ja, ich denk mal, das ist auch besser für die, ja wie soll ich sagen, Seele des Kindes. Ich weiß nicht. Wenn ich da nur Betreuer hab, dann kannst es auch gleich Kinderheim nennen. Es ist dann ja so was. Ich hab’ schon immer gesagt, also ich bin zufrieden dahin gekommen zu sein, weil ‘nen Heim, wo halt nur diese Erzieher und so sind und hundert andere Kinder, ich weiß nicht, es ist nicht so wie bei uns. Dass du – so gesehen – [Martin meint: „Du bist ja einer von vielen in einem Haus“ – Anm. d.

¹⁴ Es gibt zwar tatsächlich durchaus noch Kinderdorfmütter, aber die werden jetzt von einer gleichberechtigten ErzieherIn oder SozialpädagogIn im Team unterstützt – Anm. d. Autorin.

Autorin] – so gesehen. Und bei uns ist es so, du hast deine Familie und deine ganzen Freunde dann noch nebenan.“ (...)

„Ja und wir hatten alles, was wir uns gewünscht haben. Wo andere Leute früher immer in der Schule gesagt haben ‘Du wohnst im Kinderdorf?’ konnten wir so gesehen immer sagen ‘Wir haben einen Fußballplatz, wir haben einen Spielplatz, wir haben Tischtennisplatten, wir haben eine Halle, wir haben einen Partyraum! Computer haben wir nachher noch gehabt.“ (...)

„Wir hatten alles, was wir brauchten, um glücklich zu sein, sag ich mal so. Was andere Leute nicht hatten.“

„Der hat sich um 180° gedreht“

Dennoch berichtet Martin auch von einem Fall, der sich positiv in einer Wohngruppe entwickelt hat. Es handelt sich um seinen Neffen (den Sohn seiner Schwester, die fünf Kinder hat und mit einem ihrer Jungen nicht klar kam, so dass dieser ebenfalls im Kinderdorf untergebracht wurde – Anm. d. Autorin):

„Ja, auf jeden Fall. Wo mein Neffe – das kenn ich aus meiner Familie – der ist ja auch jetzt, meine Schwester, die auch nicht alles machen konnte, weil sie ja so viele Kinder hat. Der ist auch in so’n, ja was heißt, der ist auch mit ganz vielen Jugendlichen und nur Betreuern halt in so’nem Haus [in einer Wohngruppe – Anm. d. Autorin]. Aber für ihn war das Gute, dass er weggegangen ist, dass er jetzt, was weiß ich, von seinem Wesen total verändert ist. Manchmal bringt das auch was, wenn man woanders hinkommt.“ (...)

„Es gibt einen ganz viel. Vorher war er frech, aufmüppig, alles und jetzt ist er so gesehen, ja wie ausgewechselt. Ein ganz lieber Junge und seine Noten sind auch perfekt. Der hat sich um 180° gedreht.“

Martins Einstellung zur Therapie

„Ich fand immer, ich konnte meine Zeit auch anders nutzen als in ’ne Therapie zu gehen“

Martin hatte mir bereits im Vorfeld unseres Gespräches erzählt, dass er mal als Kind eine Therapie gemacht hätte und wie er berichtet, kann er sich kaum noch erinnern:

„Ich weiß nicht mehr genau, worum es ging. Ich weiß, ob es um meine Hippeligkeit war, glaub ich, irgendwas war da. Ja, hin wollte ich da natürlich nie. Es war immer eher lästig. Aber man wurde halt nicht gefragt, so gesehen ‘Willst du das machen, Möchtest du das machen? Wenn nicht, dann machen wir das nicht!’, sondern ‘Du gehst dahin!’ und datt war’s.“ (...)

„Ich fand immer, ich konnte meine Zeit auch anders nutzen als in ’ne Therapie zu gehen.“

Ich frage Martin, ob er bezüglich seiner Hippeligkeit oder auch wegen etwas anderem keine Hilfe benötigt oder keinen Leidensdruck verspürt hätte und er antwortet:

„Nö. Ich fand das ein bisschen übertrieben, warum ich dahin sollte. Aber na, die haben's so entschieden. Ich musste es machen.“

Ich frage noch einmal nach, ob ich es richtig verstanden habe, dass Martin für sich tatsächlich keine Therapie benötigt, trotz allem, was er erlebt hat und er antwortet:

„Nee, ich bräuchte keine, doch, höchstens wegen Rauchen.“

„Ich weiß nicht, man sollte 'ne Therapie auch nicht zum Beispiel irgendwelchen Kindern aufzwingen“

Wir sind uns darüber einig, dass, um das Rauchen aufzugeben, keine Therapie notwendig ist, sondern eher ein starker Wille, aber ich möchte noch von Martin wissen, ob er generell glaubt, dass eine Therapie Menschen helfen kann, die Hilfe benötigen:

„Es gibt bestimmt Sachen, die jemand helfen würden. Aber ich denk mal, es gibt auch viele Therapien, die einfach unsinnig sind, bestimmt.“ (...)

„Also bei mir war ... war jetzt ziemlich unsinnig, so war das [Martin meint die Therapie, die er als Kind machen musste – Anm. d. Autorin]. Ich weiß nicht, man sollte 'ne Therapie auch nicht zum Beispiel irgendwelchen Kindern aufzwingen, sondern sie selber entscheiden lassen. Weil, wenn du das denn aufzwängst, dann bringt das auch nix.“

Ich hake nach, ob Martin meint, dass ein Kind sich unter Zwang nicht für eine Therapie öffnen würde und er bestätigt das und so frage ich ihn abschließend, ob er es komisch fände, wenn Freunde von ihm eine Therapie machen würden und er sagt: *„Nein!“*

Martins Rückblick auf sein bisheriges Leben

Mich interessiert, wie Martin zum Zeitpunkt unseres Gespräches rückblickend sein Leben betrachtet und er erzählt:

„Ich hab' mich so gesehen ja auch, ja, verändert durch's Dorf. O.k., in der Schule, schulmäßig nicht so. Aber vom Verhalten her. Aber es wurde nachher auch besser, als zum Beispiel, als ich die Schule gewechselt hab'. Da war nachher gar nix mehr. Da hatte ich Verhalten »Eins« in der Schule.“

„Ja, ich fand eigentlich mein Leben ganz gut so. Und dass es so gelaufen, o.k., einige Sachen könnten natürlich wegfallen. Aber im Großen und Ganzen.“ (...)

„Vielleicht war’s ganz gut so, so wie’s gekommen ist“

Ich bin überrascht und frage noch einmal nach, da ja doch recht vieles nicht so positiv in Martins Leben gewesen ist (Tod der Mutter, Übergang ins Kinderdorf, hier dann noch einen Wechsel in eine andere Familie, der Rauswurf etc.) und er antwortet:

„Vielleicht hat es mir, ja o.k., es war vielleicht nicht positiv aber vielleicht hat es mir auch geholfen.“ (...)

Weil ich dann, ja. Ich wurde nicht ganz, wie zum Beispiel rumgetätschelt, ja. Vielleicht war’s ganz gut so, so wie’s gekommen ist. Denk ich mal.“

Martin berichtet, dass er das darauf bezieht, weil er in der zweiten Kinderdorffamilie stärker in die Pflicht genommen wurde:

Ja, da hatt’ ich auch dann halt auch mehr Aufgaben, ne. So was wie Abwasch oder Wäsche, so’n Kram, Badreinigung.

Ich frage Martin, ob er sich auf die Verselbstständigung gut vorbereitet gefühlt hat und er sagt:

„Nee! Das war nicht so. Mit Geld umgehen auch nicht so.“ (...)

“Ja, ich glaub, das ist der größte Manko, dass man halt nicht darauf vorbereitet wird, ja. Die Geldsachen, was du alles nachher brauchst und was du hast. Brauchst ’ne Wohnung, die musst du bezahlen regelmäßig. Du brauchst nicht alles auf einmal ausgeben. Du musst richtig gucken ‘Oh, jetzt kommt das neue Spiel raus. Jetzt hol ich mir das sofort!’. Sondern, dass man sein Geld halt besser einteilt.“

Martins Fazit

„Also von der Lebensgeschichte war erstmal das Wichtigste, dass ich erst mal, also nach dem Rauschmiss dann erstmal am Boden war und erstmal jetzt nach oben blicke, immer weiter gehen.“ (...)

„Es hätte noch weiter gehen können. Wenn ich meine Freundin nicht getroffen hätte, wär’s bestimmt nicht gut gegangen. So denke ich da mal.“

Martins Zukunftspläne

„... ich wollte eigentlich nicht bei mir in der Ausbildung bleiben für Ewigkeiten. Das wollte ich eigentlich nicht.“ (...)

„Erst so übergangsweise, damit ich weiß genau was ich jetzt so wirklich weiter mache. Ob ich jetzt vielleicht mich umschulen lasse oder woanders hingehe.“ (...)

„Mal gucken. Ich strebe dazu, mehr Geld zu verdienen als mit, ja nachher als Einzelhandelskaufmann da mit 1.200 abgespeist zu werden.“ (...)

„... durch mein, also die Realschule hab’ ich jetzt ja durch meine abgeschlossene Ausbildung. Hab’ ich jetzt den Realschulabschluss. Und mehr brauch ich nicht. Auch kein Abitur oder studieren.“

Das wollt ich nicht. Da wäre ich eh viel zu faul für. Das ganze Lernen immer. Lieber arbeiten, Geld verdienen, ja.“

Seit unserem Gespräch sind gut zwei Jahre vergangen. Martin hat seine Ausbildung bestanden und ist dort übernommen worden. Zurzeit überlegt er, in seinen Beruf als Einzelhandelskaufmann eine Fortbildung zu machen. Die Beziehung zwischen Martin und seiner Freundin ist weiter gewachsen und die beiden wohnen, wie geplant, bei ihren Eltern; seine Wohnung hat er aufgegeben. Da seine Freundin zurzeit studiert wollen sie vorerst aus praktischen und finanziellen Gründen bei den Eltern wohnen bleiben. Martin freut sich besonders darüber, dass er inzwischen seine Schulden abtragen konnte. Er konnte es sich sogar leisten, seinen Führerschein zu machen und hat danach zusammen mit seiner Freundin ein Auto gekauft. Martin fühlt sich persönlich sehr gut und so hat er auch nach wie vor das Gefühl, dass er keine Therapie benötigt.

5.2.7 Lars

Lars und ich treffen uns am 26. Januar 2008 – zum Zeitpunkt unseres Gespräches ist Lars 19 Jahre alt.

Lars kann sich überhaupt nicht erinnern, wie es dazu kam, dass er in ein Kinderdorf umziehen musste, schon gar nicht an die Zeit davor, er war aber auch erst drei Jahre alt. Er weiß nur, dass seine Mutter alkoholabhängig war.

Lars ist der ca. zweieinhalb Jahre jüngere Bruder von Julia (siehe auch Abschnitt 5.2.5 Julia, ab S. 117, Anm. d. Autorin) und mit ihr und seinem ca. vier Jahre älteren Bruder Sebastian ist er ins Kinderdorf gekommen. In der Kinderdorffamilie gab es bereits eine dreiköpfige Geschwistergruppe, die alle zwischen ein und fünf Jahren älter sind als er; Nadja, Bernd und Richard.

Mit 16 Jahren hat Lars seinen Hauptschulabschluss gemacht und danach hat er ein Jahr ein freiwilliges Grundbildungsjahr im Jugendaufbauwerk absolviert.

Mit 17 Jahren ist er dann in ein Appartement auf dem Kinderdorf-Grundstück gezogen und hat mit einer Ausbildung zum Maler begonnen, die er aber wegen seiner Unzuverlässigkeit abbrechen musste.

Als Lars 18 Jahre alt wurde, musste er sich eine eigene Wohnung suchen, da das Jugendamt die Kosten nicht mehr für ihn übernahm. Er hat eine kleine Eineinhalb-Zimmer-Wohnung gefunden und lebt zurzeit von Hartz-IV, da er arbeitslos ist. Lars sucht aber bereits intensiv nach einem neuen Ausbildungsplatz und hat momentan sogar etwas in Aussicht, das vielleicht klappen wird.

Seit einem Jahr hat Lars eine Freundin, die noch bei ihren Eltern wohnt und kurz davor steht, Abitur zu machen.

Mein Gespräch mit Lars war das letzte Gespräch, das ich geführt habe. Da ich nun schon sieben Gespräche hinter mir hatte, fühlte ich mich sehr gut vorbereitet und das, obwohl ich wusste, dass Lars normalerweise nicht sehr gesprächig ist. Ich hatte mich aber umso mehr gefreut, dass er sich zu einem Gespräch bereit erklärt hatte. Es war ein sehr nettes Gespräch aber letztlich ist es mir nicht gelungen, es auf Basis des „Persönlichen Gespräches“ nach Langer zu führen, da ich praktisch alles erfragen musste und dabei leider nicht immer offene Fragen gewählt habe. Da mir Lars aber dennoch einiges über sich und seine Gefühlswelt mitgeteilt hat, habe ich mich entschieden, dieses Gespräch trotz meiner fehlerhaften Gesprächsführung für die vorliegende Arbeit zu verwenden.

Der Übergang von Lars ins Kinderdorf und zu seiner Kinderdorfmutter

„... mit drei Jahren bin ich ins Dorf gekommen“

„Also ich weiß nur, wie ich ins Kinderdorf gekommen bin. Also warum, aus welchem Grund? Weil meine Mutter alkoholabhängig ist. Es war, mit drei Jahren bin ich ins Dorf gekommen. Ja.“ (...)

„Und denn hat’ ich doch fünf Dorfgeschwister.“ (...)

„Also drei von denen, die waren früher da als ich, und meine zwei leiblichen Geschwister.“

Ich frage Lars, wie es für ihn war, plötzlich drei neue Geschwister zu haben und er berichtet:

„Ja, war erst mal natürlich erst erschrocken. Dass ich denn überhaupt noch ’ne Mutter hatte.“

„Genau, ’ne neue Mutter. Und das war ja auch nicht meine leibliche, sondern meine Kinderdorfmutter gewesen. Ja, und denn hab’ ich halt im Dorf gelebt mit denen zusammen, 15 Jahre lang.“ (...)

„Ich hab’ mich eigentlich relativ wohl gefühlt im Dorf. Auch, weil es da noch andere Kinder in meinem Alter gab, mit denen ich spielen konnte. Ja.“ (...)

„Also ich hab’ mich wohl gefühlt. So mein ich das. Ja.“

Mich interessiert, wie Lars sich mit seiner Kinderdorfmutter verstanden hat und er antwortet:

„Die war ganz nett.“

Lars berichtet, dass er im Dorf immer gern Fußball mit den anderen Dorfkindern gespielt hatte, es war sein Lieblingssport. Und dann fällt ihm noch ein:

„Also ich hab’ da immer sehr gerne Gitarre gespielt und das hat dann auch irgendwann aufgehört, weil ich immer kein Bock hatte, auch dahin so weit zu fahren, zum Gitarren...“ [Lars sucht nach dem Wort und ich ergänze „Unterricht“, was er bestätigt – Anm. d. Autorin].

Lars und seine Gedanken zu seinen leiblichen Eltern

„... dann hätte ich noch mit meiner leiblichen Mutter Briefkontakt haben können, aber das wollt’ ich auch nicht“

„Also mein Jugendamt hat mir erzählt, dass ich Kontakt zu meiner leiblichen Mutter aufnehmen kann. Aber das wollt’ ich nicht, weil wir hab’ uns ja so lange nicht mehr gesehen und also, ich hätte vielleicht ’nen Foto von ihr gerne gesehen ja.“ (...)

„Ja, ich hab’ eins bekommen. Von mir hat sie auch eins erhalten bekommen und dann hätte ich noch mit meiner leiblichen Mutter Briefkontakt haben können, aber das wollt’ ich auch nicht. Ja.“ (...)

„Ja, sie wollte das [seine Mutter wollte Kontakt zu ihm aufnehmen – Anm. d. Autorin]. So hat mir das mein Jugendamt erzählt.“

Lars verneint es, als ich ihn direkt darauf anspreche, ob er, nachdem er erfahren hat, dass seine Mutter gern Kontakt zu ihm gehabt hätte, Kontakt zu ihr aufgenommen hat. Dennoch berichtet Lars weiter über seine leibliche Mutter:

„Na, also, ich fand das eigentlich schon relativ gut im Dorf zu leben, weil meine leibliche Mutter, die hat zwar Fehler gemacht. Nur den Fehler hat sie eigentlich wieder ausgeglichen, in dem sie uns ins Dorf gegeben hat. Weil, sie hätte sich selber gar nicht um uns kümmern können, deswegen bin ich schon ganz froh darüber, im Dorf aufgewachsen zu sein.“

Für mich ist es wichtig zu wissen, ob er sich gewünscht hätte, dass seine Mutter nicht alkoholkrank ist und sein Vater noch da wäre; Lars sagt:

„Ist halt wie es ist.“

Der Versuch von Lars, Kontakt zu seinem Vater aufzunehmen

„Also ich hab’ einmal die Nummer raus gefunden, per Internet, die Telefonnummer von ihm und ich hab’ mich halt einmal gemeldet.“ (...)

„17 war ich da. Das war eigentlich vor kurzem. Ja, hab’ halt angerufen, hab’ gesagt, also, da ist erst die Frau von dem Mann rangegangen, also von meinem Vater, weil mein Vater hat mit der ’ne neue Familie gegründet, Der hat ’ne Ehefrau und wieder irgendwie zwei, drei Kinder und da hab’ ich halt angerufen und ja. Der hat halt den Hörer aufgelegt.“

Ich frage Lars, woher er weiß, dass dieser Mann sein Vater ist und er antwortet:

„Ja, steht ja in meiner Geburtsurkunde.“

„Und ich persönlich könnte das auch von mir aus gar nicht, weil es würde zu viel sein“

Ich bin gespannt, warum Lars keinen Kontakt zu seiner leiblichen Mutter, aber zu seinem leiblichen Vater haben möchte, er berichtet:

„Also, weiß ich nicht weil, ich glaub’, mein Vater, der ist eigentlich so von sich aus gesund. Deswegen, wenn ich zu meiner Mutter Kontakt aufnehmen würde, ich glaub’, das würde sie noch mehr kaputt machen.“ (...)

„Weil die alkoholkrank ist und wenn die, wenn eine Frau alkoholkrank ist und ihre Kinder weggibt, dann hat das wahrscheinlich ’nen Grund. Wenn sie denn ihr Kind wieder sieht, denn glaub ich, ist das nicht so gut.“ (...)

„Und ich persönlich könnte das auch von mir aus gar nicht, weil, es würde zu viel sein.“

Lars bestätigt, dass dann wohl einige Gefühle bei ihm hoch kämen und sagt:

„Traurige, traurige Gefühle!“

„Ja und von meinem Vater hätte ich halt 'nen Bild von ihm gewünscht, also wenigstens, damit ich weiß, wie er aussieht, ja und das hat leider nicht geklappt, weil er halt aufgelegt hat am Telefon.“

Ich kann mir vorstellen, dass das sehr schmerzvoll für Lars gewesen ist und er bestätigt:

„Und deswegen versuch' ich das auch nicht noch mal, da irgendwie anzurufen weil, wenn er keinen Kontakt mit mir haben möchte, möchte er keinen Kontakt mit mir haben.“

Wie Lars zu seinen leiblichen und seinen Kinderdorf-Geschwistern steht

„Also ich hatte zu meinen Kinderdorfgeschwistern einen sehr guten Kontakt. Ich hab' mich zwar oft geprügelt mit meinem leiblichen Bruder.“ (...)

„Weil ich mit dem zusammen in einem Zimmer gewohnt hab' und wir uns sehr oft gestritten haben.“

Ich frage Lars, ob er noch weiß warum, aber er kann sich nicht erinnern, deshalb frage ich weiter, ob es eher so einfache Kabbeleien unter Geschwistern gewesen seien und er antwortet:

„Ja! Ja, ansonsten hatte ich einen sehr guten Kontakt, 'nen sehr guten Draht zu meinen Geschwistern.“ [Lars meint hier sowohl seine leiblichen als auch die Kinderdorf-Geschwister – Anm. d. Autorin].

Lars Schwestern (seine leibliche Schwester Julia und seine Kinderdorf-Schwester Nadja) haben beide schon Kinder. Mich interessiert, was er darüber denkt und er erzählt:

„Ja, also für meine Geschwister find' ich das auch zu früh, ein Kind zu haben, weil, als ich noch klein war und die halt das gemacht haben, was ich jetzt in meinem Alter mache, so auf Partys gehen und so, das würde ich jetzt natürlich auch gerne mit denen mal machen, die haben jetzt keine Zeit mehr dafür, weil die 'nen Kind haben. Das ist natürlich sehr schade.“ (...)

„Ja, also, sie sind auf jeden Fall sehr gute Mütter, und sie kümmern sich auch gut. Ja, die machen das schon.“

Lars Schule, seine erste Ausbildung, der Übergang ins Apartment und dann die erste Wohnung

„... denn hab' ich nach meiner Schule erst mal ein Jahr Jugendaufbauwerk gemacht“

„Ich hab' die Hauptschule besucht. Neun Jahre lang. Also vier Jahre Grundschule und fünf Jahre Hauptschule.“ (...)

„Auch wenn's nur Hauptschule war. Ich fand's ziemlich schwer und ich bin froh, dass ich meinen Abschluss geschafft hab.“

„Ja und denn hab' ich nach meiner Schule erst mal ein Jahr Jugendaufbauwerk gemacht.“ (...)

„Das ist so'n Berufsfreiwilliges Grundbildungsjahr.“ (...)

„Also da gibt's verschiedene Werkstätten für Metall und Holz und Malerei. Ich war in der Malerei. Und ja, war eigentlich ganz witzig da.“ (...)

„Also wir haben oft in der Hochschule gearbeitet. Die wurde da grad renoviert in Wulksfelde-Süd, irgendwie. Wir haben da alles gemacht, von Wände grundieren bis Wände anstreichen, tapezieren mit Glasfaser und so, ja.“ (...)

„Ja, denn hab' ich mit 17 meine Ausbildung zum Maler angefangen ...“

„... und denn wurde ich gekündigt im zweiten Lehrjahr wegen meiner Unzuverlässigkeit“

Ich erkundige mich kurz, ob das Berufsgrundbildungsjahr angerechnet wurde und er bestätigt:
„Ja, genau! Das sind drei Jahre Ausbildung und ein Jahr Schule. Ein Jahr Schule, ja und denn wurde ich gekündigt im zweiten Lehrjahr wegen meiner Unzuverlässigkeit.“ (...)

„Weil mir die Gesellen nicht so ganz, die mocht' ich nicht so!“ (...)

„Nee, insgesamt nicht so wohl gefühlt. Also ich musste auch sehr weit fahren jeden Morgen. Bis nach Reinfeld rein und so und auch immer zur Schule das erste Jahr. Immer 'ne Stunde mit dem Bus fahren und 'ne viertel Stunde mit der Bahn. Ja.“

Mich interessiert, ob er es sich nicht hätte vorstellen können, dorthin zu ziehen und er antwortet:

„Da hab' ich im Appartement gewohnt. Im Kinderdorf!“ (...)

„Ich glaub', da bin ich grad' 17 geworden.“ (...)

„Und da hatte ich denn schon mein, also das Berufsgrundbildungsjahr von der Ausbildung, das hatte ich da grade angefangen.“ [Lars meint, zu dem Zeitpunkt, als er ins Appartement zog – Anm. d. Autorin] (...)

„Und denn war das zu Ende und dann hat das zweite Lehrjahr angefangen, ja und denn hatte ich auch schon 'ne eigene Wohnung in Neustadt.“

„... weil ich noch nicht so gut mit meinem Geld zurecht gekommen bin“

Ich frage Lars, ob er, als er im Appartement gewohnt hat noch Kontakt zu seiner Kinderdorfmutter Caroline hatte und er erzählt:

„Also ich musste noch zu Caroline zum Essen.“ (...)

„Also einmal in der Woche. Es war freiwillig eigentlich, weil ich noch nicht so gut mit meinem Geld zurecht gekommen bin. Ja!“ (...)

„Also einmal wöchentlich war Pflicht!“

„... betreut zu werden, war auf jeden Fall hilfreich“

Mich interessiert, ob er sonst vom Kinderdorf weiter betreut wurde oder bis auf das wöchentliche Essen bei seiner Kinderdorfmutter sich selbst überlassen war und er berichtet:

„Ja, ich hatte ein' Kinderdorfbetreuer, der mich auch schon seit meiner Kindheit kennt.“ (...)

„Und, ja, der hat mich denn immer betreut und betreut mich jetzt immer noch. Wir haben uns denn auch immer einmal in der Woche getroffen, nee dreimal in der Woche getroffen. Das war mit dem Jugendamt so abgeklärt, dass ich halt noch unter Betreuung bin. Ja.“ (...)

„Ja, betreut zu werden, war auf jeden Fall hilfreich.“

„Was ich persönlich eigentlich zu früh fand weil, ich war erst 18“

Noch einmal darauf zurückkommend, dass er mit 18 Jahren ausziehen und sich eine eigene Wohnung suchen musste, frage ich Lars, wieso das so war und Lars antwortet:

„Also mein Jugendamt hat gesagt, ich muss mit 18 Jahren ausziehen aus dem Dorf, weil ich irgendwie, weil das Jugendamt mich sonst nicht mehr bezahlt im Dorf. Und deswegen musste ich denn halt 'ne eigene Wohnung suchen. Was ich persönlich eigentlich zu früh fand weil, ich war erst 18.“

Ich frage Lars, wie alt er denn gern gewesen wäre bzw. warum er lieber erst später ausgezogen wäre und er berichtet:

„Ja, so mit 19, 20 so am liebsten!“ (...)

„Ja, also ich muss halt noch so einige Sachen lernen, so jetzt grade das Wäschemachen, selbstständig einkaufen und so und das mit dem Geld umgehen.“

Die Freundin von Lars

Lars berichtet, dass er seit einem Jahr eine Freundin hat, die zurzeit ihr Abitur absolviert und noch bei den Eltern wohnt. Ich frage ihn, ob er sich schon Gedanken um eine gemeinsame Zukunft gemacht hat und er sagt:

„Ich genieß', also ich finde, noch bin ich zu jung, um mir da Gedanken zu machen.“ (...)

„Ja, mal sehen, weil das meine erste richtige Freundin ist und ich noch keine Kinder haben möchte oder so, ist ja noch viel zu früh, deswegen. Man weiß auch nie, wie lange das mit seiner Freundin noch hält.“

Lars Einstellung zur Therapie

„... mit drei Jahren hatte ich Sprachprobleme. Ich hab' sehr gerne gestottert. Ja, dann wurd' ich halt in so'ner Sprachtherapie aufgenommen, die ging dann, wie lang ging die? Die ging zwei Jahre, sag ich mal so! (...)

„Ich glaub, bis ich zur Schule ging, bei einer Frau, die im Dorf gelebt hat, Frau Boomloom hieß die, kennst du die noch?“

„... und das hat mir auch sehr geholfen. Also, stottere ich auch nicht mehr so bzw. gar nicht!“ (...)

„Also das Programm hat mir sehr Spaß gemacht, weil, ich konnte da auch sozusagen meine Freizeit auslassen.“ [Lars meint hier, dass er seine Freizeit ausleben konnte – Anm. d. Autorin]

Auf meine Nachfrage, ob das mehr so eine spielerische Therapie war, antwortet er:

„Ja, genau und auch Sackboxen usw.“

Mich interessiert, ob Lars mit all dem, was er bisher in seinem Leben erlebt hat, das Bedürfnis hätte, eine Therapie zu machen und er sagt:

„... soweit nicht. Also mir fällt da nichts ein. Also ich bin – glaub ich – soweit ganz in Ordnung.“

Lars bestätigt, dass er eigentlich mit sich ganz zufrieden ist, gibt dann aber noch zu bedenken:

„Ich meine, na gut, ich hab' zwar, ich bin zwar momentan arbeitslos, aber Arbeit kann man finden, wenn man sich darum kümmert.“

Ich möchte noch gern von Lars wissen, ob es ihn stören würde, wenn jemand, den er kennt, oder seine Geschwister, Therapie machen und er erzählt:

„Nee, kann ich nichts zu sagen. Jeder so, wie er will, ne.“

Lars zeigt sich interessanterweise sehr neugierig, ob ich weiß, dass eines seiner Geschwister eine Therapie macht und bohrt zwei-, dreimal nach:

„Ist es denn einer von meinen Geschwistern?“ (...)

„Sebastian?“ (...)

„Also der oder diejenige macht grad 'ne Therapie oder hat grad eine gemacht?“

Ich bitte ihn, das selbst mit seinen Geschwistern zu besprechen, da ich mich – was mir rückblickend sehr unangenehm war – schon bei seiner Schwester Julia verplappert hatte und Lars ist einverstanden.

Über was Lars nachdenkt und was er sich gewünscht hätte

Ich frage Lars, ob er manchmal über die Ereignisse bzw. über sein Leben nachdenken würde und er sagt:

„Ja, ziemlich oft! Als ich so 13, 14 Jahre war. Hab’ ich ja noch mitbekommen von meinem Jugendamt, dass ich noch irgendwie andere leibliche Geschwister hab’. So auch in meinem Alter, bzw. irgendwie eine Dreizehnjährige und eine Vierzehnjährige. Ja!“

Mich interessiert, ob er diese Geschwister daraufhin kennen gelernt hat und er berichtet:

„Nein, wollt’ ich nicht. Weil ich bin halt so im Dorf aufgewachsen und ich hatte meine Geschwister, denn wollt’ ich halt keine neuen Geschwister kennen lernen, sozusagen.“

In Bezug auf seinen beruflichen Werdegang frage ich Lars, was er sich hier gewünscht hätte und er antwortet:

„Ja, also ich hätte gerne von Anfang an halt ’ne richtige Ausbildung begonnen, wo nette Gesellen gewesen wären und wo ich auch, also eine, die in meiner Nähe gewesen wär’, damit ich die nicht abgebrochen hätte. Ja.“ (...)

„Ist ja auch ziemlich schwer, ’ne neue Ausbildungsstelle zu finden.“

Was Lars für seine Zukunft plant

„Ich such’ halt nach ’ner neuen Ausbildungsstelle als Maler“

„Meine Pläne sind halt so. Ich such’ halt nach ’ner neuen Ausbildungsstelle als Maler in Neustadt und Stockelsdorf.“ (...)

„Das ist mir ziemlich wichtig und das ich’s halt packe. ’Nen neuen Ausbildungsplatz zu suchen. Und das dann halt so durchziehen.“ (...)

„Und in Lübeck und, ich hab’ jetzt grad eine Malerei, also einen Platz offen, also der wollte sich noch mal melden und denn noch ’nen anderen Betrieb offen, da sollte ich mich noch mal Anfang März melden, um da ein Praktikum abzusprechen. Ja.“

Lars hofft, dass er nach dem Praktikum, vielleicht im August, in einem der Betriebe anfangen kann.

Wir hatten unser Gespräch eigentlich schon beendet, aber da fällt Lars noch etwas ein:

„Ja, mir ist halt da noch was eingefallen. Also ich will auch gerne in Zukunft mehr Sport machen. Weil ich halt gemerkt hab’, seitdem ich arbeitslos bin, faulenz ich nur und fress’ mich voll ...“ (...)

„Und dachte, dass so das Joggen eigentlich sehr langweilig war, nur ich glaub, ich werde es jetzt, wenn man erst mal richtig anfängt, dann bringt es auch Spaß. Deswegen, man kann ja auch klein anfangen.“

Seit unserem Gespräch sind knapp zwei Jahre vergangen. Lars hat tatsächlich eine der im Gespräch erwähnten Ausbildungsstellen als Maler bekommen und ist sehr zufrieden mit dieser Arbeit. Wenn alles klappt, wird er seine Ausbildung im Sommer 2010 beenden. Lars hat inzwischen auch schon seine Fähigkeiten beim Malen der Wände in den Wohnungen zweier seiner Geschwister bewiesen, insbesondere mit der Spachteltechnik. Lars ist nach wie vor mit seiner Freundin zusammen und ist sehr gespannt, was die Zukunft für die beiden bringt, da seine Freundin im nächsten Frühjahr mit einem Medizinstudium in Kiel beginnt. Er bleibt in Neustadt wohnen, da er hier noch arbeitet, aber die beiden wollen sich dann gegenseitig besuchen. Bezüglich der Therapie hat er auch zwischenzeitlich mit seinen Geschwistern gesprochen, für sich sieht er allerdings nach wie vor keinen Grund, eine Therapie zu machen, da er mit sich im Wesentlichen zufrieden ist und nicht das Gefühl hat, etwas bearbeiten zu müssen.

6 AUSWERTUNG DER SIEBEN GESPRÄCHE

Die Auswertung der vorliegenden Arbeit »Ehemalige Kinderdorfkinder und ihre Einstellung zur Therapie« soll anhand der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (2008) erfolgen. Im Rahmen einer qualitativen Inhaltsanalyse werden auf Basis der Aussagen der Gesprächspartner Kategorien gebildet und diskutiert.

Obwohl noch weitere sehr interessante Themenbereiche gefunden werden konnten, wurden diese – bis auf zwei Themenbereiche – hier nicht weiter berücksichtigt. Zum einen, um den Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht zu sprengen und zum anderen, weil sie eher Nebenthemen behandeln oder entsprechende Aussagen tatsächlich nur von einzelnen Personen genannt wurden (z.B. von Titus, der als einziger davon berichtet, wie er sich durch das Leben im Kinderdorf im weitesten Sinne stigmatisiert gefühlt hat: „... *das war immer so komisch zu erklären ‘Wo wohnst du eigentlich?’, ‘Im Kinderdorf!’*“ oder auch „*Man fühlt sich so’n bisschen ausgegliedert von der Menschheit, von der normalen Bevölkerung*“). Die anderen beiden Themenbereiche liegen sehr nah am Thema der vorliegenden Arbeit, da sie durchaus im Zusammenhang mit der Einstellung zur Therapie stehen oder stehen könnten, so dass sie zumindest im Abschnitt 7. „Diskussion und Interpretation der Ergebnisse“ (siehe ab S. 167) kurz angerissen und diskutiert werden sollen.

Die Aussagen, die in dem Themenbereich zur Therapie genannt werden, werden nachfolgend tabellarisch in ihrer Essenz aufgeführt und dann in einem weiteren Schritt zu Kategorien geordnet, die dann übergeordnet über den einzelnen Aussagen stehen. Die einzelnen Kategorien werden daraufhin kurz beschrieben und, soweit möglich, in Zusammenhang mit dem Kapitel »Stand der Forschung« gesetzt.

6.1. Darstellung der Aussagen zur Einstellung und Vorstellung von Therapie

In der nachfolgenden Tabelle werden die wesentlichen Therapie-Erfahrungen bzw. Vorstellungen von Therapie bis hin zu den eigenen Bewältigungsstrategien aufgeführt, wie sie von den einzelnen Gesprächspartnern erlebt wurden. Dabei entstanden insgesamt 74 verschiedene Aussagen, die zur besseren Handhabbarkeit an dieser Stelle zu Kurzaussagen verdichtet wurden. Diese Kurzaussagen sind zwar teilweise recht ähnlich, konnten aber nicht unbedingt zusammengefasst werden. Mit den am häufigsten vorkommenden Aussagen wird begonnen:

Aussagen	Benennung durch
Das Gefühl haben, keine Therapie zu brauchen.	Bernd, Titus, Julia, Martin, Lars
Wenn ein Mensch allein nicht die Kraft hat, soll er sich Hilfe holen.	Bernd, Titus, Julia, Martin, Lars
Den Mut haben, sich Hilfe zu holen, wenn man Hilfe braucht.	Bernd, Claus
Froh sein, den Absturz gemacht zu haben und das Gute darin erkennen.	Claus, Martin
Sich damit helfen, in dem man mit anderen darüber spricht.	Titus, Julia
Einen Halbtagsjob annehmen, wenn der Kleine im Kindergarten ist.	Julia, Jessica
Eine Sprachtherapie zu haben und zu erleben, wie die hilft.	Julia, Lars
Versuchen, sich selbst zu helfen.	Bernd
Versuchen, offener zu sein, über sein Leben zu reden.	Bernd
Man könnte durch eine Therapie ein anderer Mensch werden.	Bernd
Durch eine Therapie Dinge nicht mehr so dramatisch sehen.	Bernd
Therapie wird durch Menschen gemacht, ich bin auch ein Mensch, also kann ich versuchen, eigene Lösungen zu finden.	Bernd
Man macht eine Therapie, wenn man z.B. Angst hat vor etwas (z.B. auf einen Baum zu klettern), um nachher nicht mehr diese Angst zu haben.	Bernd
Keine Therapie benötigen, wenn man kreativ ist.	Bernd
Man sollte so sein, wie man selber ist und nicht von anderen abgucken.	Bernd
Überlegen, was man hinterher besser machen kann.	Bernd
Die eigene Lösung, die man sich selbst erarbeitet hat, ist die Beste.	Bernd
Alles was passiert, formt einen, dadurch ist das Leben, was es ist und das ist akzeptabel.	Bernd
Therapeutische Gespräche über die Vergangenheit führen.	Claus
Im therapeutischen Gespräch herausfinden, warum er soviel Alkohol getrunken hat.	Claus
Erkennen, dass man seine Disziplin verloren hat.	Claus
Erkennen, dass alles ein bisschen zu viel war und man zu wenig Lebenserfahrung hatte.	Claus
Durch Therapie die Lebenserfahrung wieder aufstocken.	Claus
Therapie nicht wegen der Sucht machen, sondern um sich wieder aufzubauen.	Claus
Den [„falschen“ – Anm. d. Autorin] Stolz abzulegen als Ergebnis der Therapie.	Claus
Aufgrund der Therapie erkennen, dass es o.k. ist, Schwächen zu zeigen und zuzugeben „Ich kann das nicht!“	Claus
Aufgrund der Therapie gelernt zu haben zu tun, was man selbst will und was man nicht will.	Claus
Aufgrund der Therapie gelernt zu haben, die Dinge erst einmal zu regeln und die Konsequenzen vorher zu bedenken.	Claus
Aufgrund der Therapie gelernt zu haben, mit den Menschen umzugehen, sie besser einzuschätzen.	Claus

Aussagen	Benennung durch
Die Therapie hat die Realität des Lebens gezeigt.	Claus
Aufgrund der Therapie gelernt zu haben, was man zu tun und zu lassen hat.	Claus
Aufgrund der Therapie gelernt zu haben, seine eigenen Grenzen zu erkennen und auch zu setzen.	Claus
Therapie als Start für einen Neuanfang.	Claus
Stolz sein, sich Wohnung und Arbeit selbst organisiert zu haben.	Jessica
Stolz sein, soweit zu sein, um auszuziehen.	Jessica
Jemanden zu haben, der einem zuhört.	Jessica
Weil man soviel erlebt hat, sich jemanden suchen, mit dem man drüber sprechen kann.	Jessica
Wichtig, dass der Therapeut passt.	Jessica
Sich freuen, wenn man zur Therapie gehen kann, weil es einem gut tut.	Jessica
Wenn man wegen Essproblemen eine Therapie macht, kann es zu spät sein, wenn man im fünften Monat schwanger ist.	Jessica
Es kann erschreckend sein, wenn man in einer therapeutischen Kur sieht, was mit anderen Patienten ist.	Jessica
Nur einmal die Woche Einzeltherapie haben, wenn man die Therapie braucht, ist zu wenig.	Jessica
Durch Therapie innere Kraft schöpfen.	Jessica
An etwas nicht ran kommen, weil man es auch ein Stück weit verdrängt.	Jessica
Durch die Therapie von der Vergangenheit eingeholt werden.	Jessica
Die Gedanken nicht mehr davon abbekommen und sich dann nicht mehr zu helfen wissen.	Jessica
Denken, dass es für den eigenen Fall keine Hilfe gibt, weil das Trauma zu selten ist.	Jessica
Sich allein gelassen fühlen mit seinen Problemen.	Jessica
Wissen, dass man das Thema eigentlich noch mal angehen sollte, aber das Gefühl haben, dem grad lieber aus dem Weg gehen zu wollen.	Jessica
Sich zu freuen, dass eine Verwandte ihr die Chance gegeben hat zu zeigen, wie sie sich verändert hat.	Jessica
Erkennen, dass ein ungelernter Job zwar lustig sein, aber keine Lebensperspektive bieten kann.	Titus
Zu erkennen, was man sich für eine Arbeitsplatz wünscht.	Titus
Etwas so nehmen, wie es kommt.	Titus
Sich stabil fühlen.	Titus
Therapie ist, wenn jemand was erzählt und der Therapeut dann versucht, es anders zu erklären oder schön zu reden.	Titus
Der Therapeut, der sitzt da, macht sich Stichwörter und stellt Fragen, versucht dann alles so zu erklären, dass man es vergisst, in mehreren Sitzungen. Sozusagen das Rausziehen aus dem Körper.	Titus

Aussagen	Benennung durch
Keine Probleme damit haben, jedem beliebigen Menschen zu erzählen, was man erlebt hat.	Julia
Ein Mensch sein, der offen ist, auf andere Mensch zu geht und mit ihnen redet.	Julia
Erkennen, dass es eine Erleichterung fürs Leben war, ins Kinderdorf gekommen zu sein – weil es einem da besser geht.	Julia
Verständnis zeigen, warum etwas passiert.	Martin
Hilfe von anderen annehmen.	Martin
Zu wissen, dass etwas, dass man bislang mit Hilfe geschafft hat nun auch ohne Hilfe schaffen zu können, auch wenn's nicht einfach ist.	Martin
Das Gefühl haben, die Zeit für die Therapie auch anders nutzen zu können.	Martin
Es übertrieben finden, als Kind eine Therapie machen zu müssen.	Martin
Einige Formen von Therapien für manche Menschen hilfreich finden, manche Therapien unsinnig finden.	Martin
Eine Therapie sollte Kindern nicht aufgezwungen werden, sondern man sollte sie selbst entscheiden lassen, da es sonst nichts bringt.	Martin
Das Gefühl zu haben, dass man gern etwas für die Leute tut, mit denen man aufgewachsen ist.	Martin
Zu erkennen, dass man sich durch die Zeit im Dorf auch verändert hat [<i>hier ist eine positive Veränderung gemeint – Anm. d. Autorin</i>].	Martin
Dazu zu streben, mehr Geld zu verdienen und dafür auch bereit sein, noch etwas anderes zu machen [<i>also z.B. eine weitere Ausbildung – Anm. d. Autorin</i>].	Martin
Zu erkennen, dass es hilfreich gewesen ist, betreut zu werden.	Lars
Zu erkennen, dass man nicht gut mit Geld umgehen kann.	Lars
Festzustellen, dass es schöner gewesen wäre, wenn es mit der Ausbildung gleich geklappt hätte.	Lars
Den Plan zu haben, einen neuen Ausbildungsplatz zu suchen.	Lars, Bernd, Claus
Mehr Sport zu machen und zu erkennen, dass etwas, dass man klein anfängt, auch Spaß machen kann – z.B. Joggen.	Lars

Die hier genannten Kurzaussagen wurden aus den wörtlichen Aussagen der verschiedenen Gesprächspartner zusammengestellt. Dabei hat sich eine große Vielfalt an Aspekten ergeben, die in der nachfolgenden Tabelle zu Kategorien zusammengefasst und anschließend genauer dargestellt und diskutiert werden:

Kategorien	Aussagen	Benennung durch
<p><i>Vorstellung darüber, was eine Therapie ist und wie sie aussehen könnte</i></p>	<ul style="list-style-type: none"> • Man könnte durch eine Therapie ein anderer Mensch werden. • Man macht eine Therapie, wenn man z.B. Angst hat vor etwas (z.B. auf einen Baum zu klettern), um nachher nicht mehr diese Angst zu haben. • Weil man soviel erlebt hat, sich jemanden suchen, mit dem man drüber sprechen kann. • Wichtig, dass der Therapeut passt. • Therapie ist, wenn jemand was erzählt und der Therapeut dann versucht, es anders zu erklären oder schön zu reden. • Der Therapeut, der sitzt da, macht sich Stichwörter und stellt Fragen, versucht dann alles so zu erklären, dass man es vergisst, in mehreren Sitzungen. Sozusagen das Rausziehen aus dem Körper. • Man könnte durch eine Therapie ein anderer Mensch werden. • Durch eine Therapie Dinge nicht mehr so dramatisch sehen. 	<p>Bernd, Jessica, Titus</p>
<p><i>Erleben der eigenen Therapie und wahrgenommene Therapie-Ergebnisse</i></p>	<ul style="list-style-type: none"> • Therapeutische Gespräche über die Vergangenheit führen. • Erkennen, dass man seine Disziplin verloren hat. • Erkennen, dass alles ein bisschen zu viel war und man zu wenig Lebenserfahrung hatte. • Aufgrund der Therapie erkennen, dass es o.k. ist, Schwächen zu zeigen und zuzugeben „Ich kann das nicht!“ • Aufgrund der Therapie gelernt zu haben zu tun, was man selbst will und was man nicht will. • Aufgrund der Therapie gelernt zu haben, die Dinge erst einmal zu regeln und die Konsequenzen vorher zu bedenken. • Aufgrund der Therapie gelernt zu haben, mit den Menschen umzugehen, sie besser einzuschätzen. • Jemanden zu haben, der einem zuhört. • Sich freuen, wenn man zur Therapie gehen kann, weil es einem gut tut. • Wenn man wegen Essproblemen eine Therapie macht, kann es zu spät sein, wenn man im fünften Monat schwanger ist. • Es kann erschreckend sein, wenn man in einer therapeutischen Kur sieht, was mit anderen Patienten ist. • Nur einmal die Woche Einzeltherapie haben, wenn man die Therapie braucht, ist zu wenig (in der therapeutischen Kur). • Durch Therapie innere Kraft schöpfen. • Durch die Therapie von der Vergangenheit eingeholt werden. • Die Gedanken nicht mehr davon abbekommen und sich dann nicht mehr zu helfen wissen. • Sich allein gelassen fühlen mit seinen Problemen. • Froh sein den Absturz gemacht zu haben und das Gute darin erkennen. • Im therapeutischen Gespräch herausfinden, warum er soviel Alkohol getrunken hat. • Erkennen, dass man seine Disziplin verloren hat. • Erkennen, dass alles ein bisschen zu viel war und man zu wenig Lebenserfahrung hatte. • Durch Therapie die Lebenserfahrung wieder aufstocken. • Den [„falschen“ – Anm. d. Autorin] Stolz abzulegen als Ergebnis der Therapie. 	<p>Claus, Jessica, Julia, Lars</p>

Kategorien	Aussagen	Benennung durch
<i>Fortsetzung: Erleben der eigenen Therapie und wahr- genommene Therapie- Ergebnisse</i>	<ul style="list-style-type: none"> • Aufgrund der Therapie erkennen, dass es o.k. ist, Schwächen zu zeigen und zuzugeben „Ich kann das nicht!“ • Aufgrund der Therapie gelernt haben zu tun, was man selbst will und was man nicht will. • Aufgrund der Therapie gelernt haben, die Dinge erst einmal zu regeln und die Konsequenzen vorher zu bedenken. • Aufgrund der Therapie gelernt haben, mit den Menschen umzugehen, sie besser einzuschätzen. • Die Therapie hat die Realität des Lebens gezeigt. • Aufgrund der Therapie gelernt haben, was man zu tun und zu lassen hat. • Aufgrund der Therapie gelernt haben, seine eigenen Grenzen zu erkennen und auch zu setzen. • Durch Therapie innere Kraft schöpfen. • Sich zu freuen, dass eine Verwandte ihr die Chance gegeben hat zu zeigen, wie sie sich verändert hat. • Eine Sprachtherapie zu haben und zu erleben, wie die hilft. 	Claus, Jessica, Julia, Lars
<i>Einstellung zur Therapie und deren Sinnhaftigkeit</i>	<ul style="list-style-type: none"> • Wenn ein Mensch allein nicht die Kraft hat, soll er sich Hilfe holen. • Eine Sprachtherapie zu haben und zu erleben, wie die hilft. • Therapie wird durch Menschen gemacht, ich bin auch ein Mensch, also kann ich versuchen, eigene Lösungen zu finden. • Therapie nicht wegen der Sucht machen, sondern um sich wieder aufzubauen. • Die Therapie hat die Realität des Lebens gezeigt. • Therapie als Start für einen Neuanfang. • Weil man soviel erlebt hat, sich jemanden suchen, mit dem man drüber sprechen kann. • Wenn man wegen Essproblemen eine Therapie macht, kann es zu spät sein, wenn man im fünften Monat schwanger ist. • Das Gefühl haben, die Zeit für die Therapie auch anders nutzen zu können. • Es übertrieben finden, als Kind eine Therapie machen zu müssen. • Einige Formen von Therapien für manche Menschen hilfreich finden, manche Therapien unsinnig finden. • Eine Therapie sollte Kindern nicht aufgezwungen werden, sondern man sollte sie selbst entscheiden lassen, da es sonst nichts bringt. 	Bernd, Titus, Julia, Martin, Lars, Claus, Jessica
<i>Eigene Bewältigungs- strategien</i>	<ul style="list-style-type: none"> • Sich damit helfen, in dem man mit anderen darüber spricht. • Versuchen, sich selbst zu helfen. • Versuchen, offener zu sein, über sein Leben zu reden. • Therapie wird durch Menschen gemacht, ich bin auch ein Mensch, also kann ich versuchen, eigene Lösungen finden. • Man sollte so sein, wie man selber ist und nicht von anderen abgucken. • Überlegen, was man hinterher besser machen kann (nach Erarbeiten und austesten einer eigenen Lösungsstrategie). • Die eigene Lösung, die man sich selbst erarbeitet hat, ist die Beste. • Etwas so nehmen, wie es kommt. • Keine Probleme damit haben, jedem beliebigen Menschen zu erzählen, was man erlebt hat. • Hilfe von anderen annehmen. 	Titus, Julia, Bernd, Martin

Kategorien	Aussagen	Benennung durch
Wahrgenommene Selbstwirksamkeit, was verändern zu können und zu wollen	<ul style="list-style-type: none"> • Das Gefühl haben, keine Therapie zu brauchen. • Den Mut haben, sich Hilfe zu holen, wenn man Hilfe braucht. • Froh sein, den Absturz gemacht zu haben, das Gute darin erkennen. • Keine Therapie benötigen, wenn man kreativ ist. • Die eigene Lösung, die man sich selbst erarbeitet hat, ist die Beste. • Alles was passiert, formt einen, dadurch ist das Leben, was es ist und das ist akzeptabel. • Stolz sein, sich Wohnung und Arbeit selbst organisiert zu haben. • Stolz sein, soweit zu sein, um auszuziehen. • Sich stabil fühlen. • Keine Probleme damit haben, jedem beliebigen Menschen zu erzählen, was man erlebt hat. • Ein Mensch sein, der offen ist, auf andere Mensch zu geht und mit ihnen redet. • Erkennen, dass es eine Erleichterung fürs Leben war, ins Kinderdorf gekommen zu sein – weil es einem da besser geht. • Zu wissen, dass etwas, dass man bislang mit Hilfe geschafft hat nun auch ohne Hilfe schaffen zu können, auch wenn's nicht einfach ist. • Das Gefühl zu haben, dass man gern etwas für die Leute tut, mit denen man aufgewachsen ist. • Zu erkennen, dass man sich durch die Zeit im Dorf auch verändert hat [<i>hier ist eine positive Veränderung gemeint – Anm. d. Autorin</i>]. • Zu erkennen, dass es hilfreich gewesen ist, betreut zu werden. • Verständnis zeigen, warum etwas passiert. 	Bernd, Titus, Julia, Martin, Lars, Claus, Jessica
Negative Selbstwirksamkeit	<ul style="list-style-type: none"> • An etwas nicht ran kommen, weil man es auch ein Stück weit verdrängt. • Denken, dass es für den eigenen Fall keine Hilfe gibt, weil das Trauma zu selten ist. • Sich allein gelassen fühlen mit seinen Problemen. • Wissen, dass man das Thema eigentlich noch mal angehen sollte, aber das Gefühl haben, dem grad lieber aus dem Weg gehen zu wollen. • Zu erkennen, dass man nicht gut mit Geld umgehen kann. • Festzustellen, dass es schöner gewesen wäre, wenn es mit der Ausbildung gleich geklappt hätte. 	Jessica, Lars
Verantwortung übernehmen durch Zukunftsplanung	<ul style="list-style-type: none"> • Einen Halbtagsjob annehmen, wenn der Kleine im Kindergarten ist. • Erkennen, das ein ungelernter Job zwar lustig sein, aber keine Lebensperspektive bieten kann. • Zu erkennen, was man sich für eine Arbeitsplatz wünscht. • Dazu zu streben, mehr Geld zu verdienen und dafür auch bereit sein, noch etwas anderes zu machen [<i>also z.B. eine weitere Ausbildung zu machen – Anm. d. Autorin</i>]. • Den Plan zu haben, einen neuen Ausbildungsplatz zu suchen. • Mehr Sport zu machen und zu erkennen, dass etwas, dass man klein anfängt, auch Spaß machen kann – z.B. Joggen. 	Julia, Jessica, Titus, Martin, Lars, Bernd, Claus

Kategorie 1: Vorstellung darüber, was eine Therapie ist und wie sie aussehen könnte

Diese Kategorie fasst Aussagen derjenigen Gesprächspartner zusammen, die bislang keine therapeutischen Erfahrungen haben. Bernd, Jessica und Titus haben jedoch Vorstellungen davon, wie eine Therapie aussehen könnte, z. B. stellt sich Titus vor: *„Dass der denn da sitzt, dir zuhört, sich deswegen Stichwörter macht und denn so Fragen stellt und dann versucht so, das zu erklären, dass man das vergisst oder so, in mehreren Sitzungen so. Sozusagen das Rausziehen aus dem Körper.“* Bernd hat eine sehr bildhafte Vorstellung: *„Man macht 'ne Therapie, denke ich, wenn man erst mal, meinetwegen, Angst hat, versucht man die Angst loszuwerden, man traut sich, meinetwegen, nicht, auf 'nen Baum zu klettern, im Nachhinein traut man sich, auf 'nen Baum zu klettern ...“*. Es finden sich sowohl negative Vorstellungen, z. B. sagt Titus: *„Dass man jemand was erzählt und der [Psychologe – Anm. d. Autorin] das versucht denn so irgendwie einem anders zu erklären oder so schön zu reden oder so ...“*, als auch positive Vorstellungen, wie z. B. Bernd: *„Dass ich da plötzlich das und das gar nicht mehr so dramatisch seh“*.

Kategorie 2: Erleben der eigenen Therapie und wahrgenommene Therapie-Ergebnisse

In dieser Kategorie sind das Erleben und die wahrgenommenen Therapie-Erlebnisse der Gesprächspartner aufgeführt, die bereits Therapie-Erfahrungen gemacht haben. Von den sieben Gesprächspartnern haben nur Jessica und Claus eine Psychotherapie gemacht bzw. Martin hat als Kind zwar offensichtlich eine Psychotherapie gemacht, weiß aber nicht mehr, wegen welcher Störung: *„Ich weiß, ob es um meine Hippeligkeit war, glaub ich, irgendwas war da.“*, er kann sich insgesamt kaum daran erinnern, außer dass er sie für Zeitverschwendung hielt. Lars und Julia hatten aufgrund von Sprachproblemen eine Sprachtherapie, doch bis auf die Tatsache, dass diese erfolgreich und wie Lars berichtet, auch spielerisch war *„Ja, genau und auch Sackboxen usw.“*, wird hierzu von beiden Gesprächspartnern nichts weiter berichtet.

Claus und Jessica haben ihre Therapie sehr unterschiedlich erlebt. Jessica hatte im Alter zwischen 15 und 18 Jahren eine für sie hilfreiche Therapie, was sich auch deutlich in ihren Aussagen widerspiegelt, wie z. B.: *„Das hat mir sehr gut getan. Ich bin auch immer gerne zu ihr gegangen.“*. Im Erwachsenenalter bekommt sie einen therapeutischen Klinikaufenthalt verschrieben. Im Rahmen dieser Kur fühlte sie sich allerdings nicht sehr aufgehoben, sondern sie fühlte sich mit ihren Problemen eher allein gelassen und fehl am Platze. Die anderen therapeutischen Angebote überzeugten sie nicht. Die genannten Gründe und die Tatsache, dass sie nur einmal wöchentlich eine Einzeltherapie bekommen konnte führten letztlich zum Abbruch der Kur.

Claus hat aufgrund seiner Alkoholsucht und den daraus resultierenden Problemen eine stationäre Langzeittherapie gemacht. Er empfand diese Therapie als ausgesprochen hilfreich und berichtet detailliert von einer Vielzahl an positiven Therapie-Ergebnissen, wie z.B.: *„So, und diesen, meinen Stolz abzulegen hab’ ich nur mit der Therapie geschafft, dieser Langzeittherapie. Hab’ ich das denn geschafft, den abzulegen und wenn ich Hilfe brauchte, zu sagen ‘Hier, ich hab’ mal ’ne Frage, könnte ich mal.’.“*

Die Erfahrungen seiner Therapie beschreibt er durchweg positiv. Claus stellte insbesondere fest, dass er viel über sich selbst und über den Umgang mit anderen Menschen gelernt hat, vor allem auch darüber, dass es o.k. sei Schwächen zu haben, zu zeigen und sich gegebenenfalls auch Hilfe zu holen.

Kategorie 3: Einstellung zur Therapie und deren Sinnhaftigkeit

In dieser, letztlich genau das Thema der vorliegenden Arbeit betreffenden Kategorie sind bei allen sieben Gesprächspartnern Vorstellungen über die Sinnhaftigkeit einer Therapie zu finden. Die Einstellungen sind dabei recht unterschiedlich, wobei der etwas größere Anteil der Aussagen eher negativ ist. Martin berichtet beispielsweise: *„Ich fand immer, ich konnte meine Zeit auch anders nutzen, als in ’ne Therapie zu gehen.“* oder *„Ich weiß nicht, man sollte ’ne Therapie auch nicht zum Beispiel irgendwelchen Kindern aufzwingen, sondern sie selber entscheiden lassen. Weil, wenn du das denn aufzwängst, dann bringt das auch nix.“*. Es gab aber auch einige positive Aussagen wie z. B. von Claus, der Therapie als Start für einen Neuanfang sieht oder Jessica, die über ihre Therapie bzw. Therapeutin berichtet: *„Ich war zweimal die Woche bei ihr die erste Zeit. Das hat mir sehr gut getan. Ich bin auch immer gerne zu ihr gegangen.“*. Bernd hat eine klare Vorstellung, aus der er sich gleich eine Lösung für sich selbst überlegt: *„... aber ich denk, so’ne Therapie ist auch nur was, was Menschen erstellen – und ich denk, ich bin auch ein Mensch und das, was ’ne Therapie erstellt, und ich denk immer selbst darüber nach, ob ich’s, wenn ich versuch, selbst ’ne Lösung zu finden, und wenn ich dann denk’, die Lösung ist super, versuch ich, das auch so zu machen.“*

Kategorie 4: Eigene Bewältigungsstrategien

Diese Kategorie stellt die Aussagen zu den Bewältigungsstrategien der vier Gesprächspartner dar, die bislang noch keine Psychotherapie gemacht haben bzw. in zwei Fällen gab es in der Kindheit eine Sprachtherapie (Lars und Julia) und in einem Fall eine Therapie in der Kindheit, die jedoch negativ erinnert wird bzw. keine Erinnerung mehr vorhanden ist, um was für eine Therapie es sich handelte (Martin). Die vier (Titus, Julia, Bernd und Martin) berichten

von einer großen Bandbreite an Bewältigungsstrategien, während sie selbst zum Zeitpunkt des Gespräches eine Therapie für sich selbst ablehnen. Die Strategien reichen von „Versuchen, sich selbst zu helfen“ bis zu „Hilfe von anderen annehmen“. Bernd berichtet zum Beispiel folgendes: *„Ich versuch, mir einfach nur selbst meine Lösungen zusammenzustellen ... Vielleicht, weil ich Lust dazu hab’ – ich weiß es nicht. Ich mach es einfach. Und denk, das auch ’ne gute Hilfe ist – für mich selber.“* Wenn es darum geht, von anderen Hilfe anzunehmen, berichtet z. B. Claus: *„... und wenn ich Hilfe brauchte, zu sagen ‘Hier, ich hab’ mal ’ne Frage, könnte ich mal’.“* Titus hat z. B. folgende Strategie: *„Ich nehm’s so, wie’s kommt. Also ich mach mir jetzt nicht irgendwie einen Kopf drum, warum und wieso, weshalb. Es passiert und irgendwann wird’s schon gut. Und ich red’ dann sehr viel mit Martin oder so darüber und so.“*

Kategorie 5: Wahrgenommene Selbstwirksamkeit, was verändern zu können und zu wollen

In Kategorie 5 zeigen sich bei allen sieben Gesprächspartnern verschiedene Formen der Selbstwirksamkeit. Einige können klar für sich feststellen, dass sie keine Therapie benötigen, da sie sich z. B. stabil fühlen oder das Gefühl haben, offen mit anderen über ihre Probleme sprechen zu können. Martin hat z. B. eine Entwicklung an sich festgestellt, durch die er gelernt hat zu wissen, etwas nun auch ohne Hilfe zu schaffen, was vorher nur mit Hilfe möglich war. Andere geben ein sehr überzeugtes Bild von sich, so wie Bernd für sich feststellt: *„... und ich find’, die eigene Lösung ist immer am besten. Wenn man selbst sich die Lösung ausgearbeitet hat, man selbst weiß, wie es funktioniert.“* Mehrere sehen auch einen Sinn im Vergangenen oder können den Geschehnissen etwas Positives abgewinnen, wie z. B. Julia: *„So, dass ich jetzt ins Dorf gekommen bin oder so, das fand ich eigentlich jetzt in dem Sinne nicht so schlimm. Also, war eigentlich eine Erleichterung, also sag ich mal, dass es uns da besser geht.“*

Kategorie 6: Negative Selbstwirksamkeit

Bei zwei Gesprächspartnern konnte auch eine negative Selbstwirksamkeit festgestellt werden. Jessica sagt, ausgelöst durch die negativen Therapie-Erfahrungen in ihrer Kur, z. B. folgendes aus: *„Also es würde sicherlich was bringen, zur Therapie zu gehen, wenn man über was sprechen möchte. Aber es hilft, ich denke, es hilft in meinem Fall nicht, mein Trauma dadurch zu lösen, weil das einfach zu selten ist.“* Sie hat das Gefühl, keine Kontrolle zu haben und geht der Verarbeitung lieber ein Stück weit aus dem Weg, so erzählt sie weiter: *„Ich weiß, dass ich vielleicht darüber, dass ich das noch mal angehen müsste, das weiß ich. Aber im*

Moment gehe ich dem auch lieber aus dem Weg.“ Lars berichtet von sich, was er glaubt, was er noch nicht kann und was er noch lernen muss: „Ja, also ich muss halt noch so einige Sachen lernen, so jetzt grade das Wäschemachen, selbstständig einkaufen und so und das mit dem Geld umgehen.“

Kategorie 7: Verantwortung übernehmen durch Zukunftsplanung

Kategorie 7 stellt dar, dass derzeit alle sieben Gesprächspartner in ihrem Leben versuchen, in der einen oder anderen Weise Verantwortung zu übernehmen. Im Rahmen ihrer Zukunftsplanung sprechen sie von ihrer beruflichen Zukunft und Geldverdienen, wie z. B. Martin: *„Ich strebe dazu, mehr Geld zu verdienen als mit, ja nachher als Einzelhandelskaufmann da mit 1.200 abgespeist zu werden.“*. Auch von dem Vorhaben, sich weiterzubilden, um in Zukunft besser zu verdienen, wird berichtet oder davon, sich sportlich zu betätigen, um die Gesundheit zu erhalten.

7 DISKUSSION UND INTERPRETATION DER ERGEBNISSE

Trotz der vorgenommenen Kategorisierung fällt es schwer, die Ergebnisse in klaren Worten zusammenzufassen, zumal die Aussagen sehr vielseitig sind. Es haben sich außerdem viele Nebenthemen aus den Verdichtungen ergeben. Zwei dieser Nebenthemen sollen nachfolgend aufgrund ihrer Nähe zum Thema der vorliegenden Arbeit zumindest kurz angesprochen werden. Um nicht den Rahmen dieser Diplomarbeit zu sprengen, wird auf eine ausführliche Bearbeitung dieser beiden und weiteren, wenn auch interessanten Nebenthemen verzichtet.

Die ursprüngliche Fragestellung, wie die Einstellungen von ehemaligen Kinderdorfkindern (im Folgenden „Ehemalige“ genannt) zum Thema Therapie sind, kann nur begrenzt beantwortet werden. Dennoch soll eine Interpretation der Ergebnisse zu den einzelnen Kategorien versucht werden.

Abschließend erfolgt eine Diskussion in Hinblick auf die verwendete Methodik, die Repräsentativität und die praktische Relevanz der vorliegenden Arbeit.

7.1. Nebenthemen aus den Verdichtungen

Obwohl das Thema der vorliegenden Arbeit die Einstellung von ehemaligen Kinderdorfkindern zur Therapie ist, haben sich bei der Verdichtung noch zwei weitere Themenbereiche herauskristallisiert, die nach Meinung der Autorin ebenfalls von Bedeutung sind, da sie letztlich auch mit der Einstellung zur Therapie in Zusammenhang stehen bzw. stehen könnten. Bei den beiden Themenbereichen handelt es sich zum einen um das Thema Trennungstraumata bzw. weitere traumatische oder negative Erfahrungen, die nach Bowlby (1983) für die Bindungsentwicklung eine große Rolle spielen. Zum anderen geht es um das Thema Bezugspersonen, das sowohl die Wichtigkeit oder auch Ablehnung der leiblichen Eltern, der Kinderdorfmütter, von Verwandten, Geschwistern oder Freunden behandelt.

Trennungstraumata bzw. weitere traumatische oder negative Erfahrungen

Alle Gesprächspartner haben in irgendeiner Form den Verlust der Eltern entweder durch den Tod eines Elternteils oder durch eine dauerhafte Trennung, sei es durch Krankheit oder Alkoholsucht der Eltern, erlebt. Sicherlich ist das die Grundvoraussetzung für die Aufnahme eines Kindes in einem Kinderdorf – denn wären die Eltern körperlich und geistig gesund, könnten sie in der Regel selbst der Erziehung der Kinder nachkommen. Nach Bowlby (1983) kann

der Verlust der Eltern, sei es durch Tod oder durch dauerhafte Trennung häufig zu lang andauernden Störungen, wie z. B. Angst und Depressionen führen. Die Gesprächspartner berichten in diesem Zusammenhang z. B. über Wut, wie Bernd: *„Ja, und ich war, soweit ich gehört hab, auch ziemlich wütend über viele Dinge und ich denk mal, das könnte auch darauf zu schließen sein, dass ich so wenig informiert wurde, bisschen wütend war und nicht wusste, wohin damit.“* oder Angst, z. B. Lars: *„Ja, war erst mal natürlich erst erschrocken.“*

Vier Gesprächspartner (Jessica, Claus, Titus und Martin) erleben nach dem ersten Verlust der Eltern durch Trennung oder Tod einen weiteren Verlust, da entweder ihre Bezugspersonen nicht mehr in der Lage sind, sich weiter um sie zu kümmern (die Großeltern bei Jessica, Claus und Titus) oder weil die Kinderdorffamilie aufgelöst wurde (Martin). Nach Brisch (2005) kann dies zu einem weiteren Trennungstraumata führen.

Bernd, Claus, Titus, Lars und Julia sehen sich der Erfahrung ausgesetzt, in eine neue Familie gebracht zu werden ohne darauf vorbereitet zu sein oder die Kinderdorfmutter als solche kennen gelernt zu haben, z. B. Claus: *„Ja, dementsprechend hat sich dann eine Frau vorgestellt gehabt, an dem Augenblick war's schon so, wir haben sie erst, wie soll ich sagen, als Gast gesehen, als Bekannte“*. Solche Situationen können sehr belastend sein, da man sich ihnen schnell hilflos ausgeliefert fühlt.

Vier Gesprächspartner (Claus, Jessica, Titus, Martin) erleben unterschiedlich traumatische Erfahrungen während ihrer Zeit im Kinderdorf, einige sogar mehrere. Claus erlebt, zwei Jahre nachdem er im Kinderdorf ist, die Trennung von der Kinderdorfmutter, die wegen einer Erkrankung ca. ein Vierteljahr ins Krankenhaus muss, was vor allem deshalb schwierig für ihn war, weil es Probleme mit der die Kinderdorfmutter vertretenden Familienhelferin gab, die so eskalierten, dass sie durch eine neue ersetzt werden musste. Außerdem erleidet er einen schweren Unfall, der an sich schon schwerwiegend ist. Für ihn überwiegt aber dabei die Tatsache, dass er sich an dem Unfall genauso beteiligt fühlt, wie sein Freund Hugo aus dem Kinderdorf, der nach diesem Vorfall aus dem Kinderdorf rausgeworfen wird: *„Der hat wahrscheinlich erzählt, dass er mich zusammengeschlagen hätte, und das hat sofort zu seinem Rausschmiss, ja, geführt. Und statt ihm eben irgendwie zu helfen oder zu fragen, vor allem, man hat mit mir kein Wort geredet.“* Oder auch Jessica, die sich über einen langen Zeitraum einem unvorhersehbaren und vielseitigem Regelwerk ausgesetzt gefühlt hat: *„Es waren ja nicht, ja, es waren zwar feste Regeln, aber die Tatsachen wurden ständig verdreht. Also so, wie sie [die Kinderdorfmutter – Anm. d. Autorin] grade Lust hatte.“* Negative Erfahrungen können an sich schon sehr belastend sein, wenn diese jedoch in Folge auftreten und man sich

ihnen mehr oder weniger ausgeliefert fühlt, kann das mitunter zu einem massiven Gefühl der Hilflosigkeit und somit gegebenenfalls zu schweren psychischen Beeinträchtigungen führen.

Für weitere Analysen, der im Rahmen der vorliegenden Arbeit durchgeführten Gespräche, wäre es interessant zu überprüfen, ob die Trennungstraumata und die weiteren traumatischen oder negativen Erfahrungen eventuell von so großer Bedeutung sind, dass sie Thema in einer Therapie werden könnten. Auch könnte ein Vergleich getroffen werden, welchen Arten von Traumata genannt wurden und in welcher Form bzw. wie intensiv dazu in den Gesprächen eingegangen wurde.

Bezugspersonen

Die Bindungen zu den leiblichen Eltern der sieben Gesprächspartner sind sehr unterschiedlich. Einige berichten gar nichts oder nur von einem Elternteil. Z.B. Claus, der immer mal wieder etwas von seinem Vater berichtet, der möglicherweise noch nicht einmal sein wahrer leiblicher Vater ist. Seine leibliche Mutter erwähnt er jedoch mit keinem Wort. Bernd sucht von sich aus den Kontakt zu seinem leiblichen Vater und sagt z.B. über ihn: *„... zu meinem Vater hab' ich – würd ich jetzt sagen – das gleiche Verhältnis wie zu meiner Kinderdorfmutter“* – zu seiner Kinderdorfmutter hat Bernd ein sehr gutes Verhältnis, dazu erzählt er: *„Als ich bei ihr gelebt hab, war ich der Sohn und sie die Mutter.“* Dagegen berichtet Julia ganz klar in Bezug auf ihre leibliche Mutter: *„Ja, da hab' ich dann gesagt, so, dass ich sie einfach nicht mehr sehen möchte ...“*

Die Beziehung zu den Kinderdorfmüttern ist ebenfalls sehr unterschiedlich. Wie soeben festgestellt, hat Bernd das Gefühl, dass seine Kinderdorfmutter wie eine Mutter für ihn war. Julia hat das Gefühl, dass sich eine Kinderdorfmutter wohl nicht ganz hundertprozentig wie eine Mutter verhält bzw. es letztlich eben doch ein Job ist: *„Aber man merkt schon, sag ich mal, den Unterschied, wenn man jetzt wirklich 'ne richtige Mutter hätte. Was sie tun würde, was jetzt nicht meine Kinderdorfmutter ... (...) Wenn ich jetzt, wenn sie jetzt gewusst hätte, meine Mutter [Julia meint hier ihre leibliche Mutter – Anm. d. Autorin], dass ich ein Kind habe und äh, wenn wir jetzt den Kontakt haben würden, ja, dass sie zum Beispiel mich besuchen würde, sich mehr interessieren würde für mich oder, ja so telefonisch und so, was nicht jetzt meine Mutter macht, also die Kinderdorfmutter.“*

Besonders wichtig scheint die Rolle von einigen Verwandten, vor allem aber von Freunden im Leben der verschiedenen Gesprächspartner zu sein. Martin geht sogar soweit, dass er nicht wegziehen möchte: *„Kann hier nicht ohne meine Leute, die ich kenne, kann ich*

nicht einfach so zurücklassen.“. Claus berichtet z.B. von einer Freundin, „... ich hatte noch 'ne Freundin aus der Firma [aus dem Ausbildungsbetrieb von Claus – Anm. d. Autorin], mit der ich viel unternommen hatte, die hatte mich dann auch noch so ein wenig unterstützt, und geholfen und so. (...) Sie hat mich und ich sie als Rettungsanker gesehen.“

In einer genaueren Betrachtung könnten Überlegungen zu den Bezugspersonen angestellt werden, inwieweit sie das Leben und die Entwicklung der Gesprächspartner gestört oder gefördert haben. Vielleicht haben gerade manche Freunde, der gute Kontakt zu Verwandten oder zu einem leiblichen Elternteil besonders intensiv dabei unterstützt, die vorgegangenen traumatischen Erfahrungen zu verarbeiten oder zumindest zu kompensieren, so dass deshalb zum Zeitpunkt des Gespräches keine Therapie notwendig zu sein scheint.

7.2 Interpretation und Ergebnisse der Kategorisierung

Kategorie 1: Vorstellung darüber, was eine Therapie ist und wie sie aussehen könnte

Die Formulierungen der verschiedenen Aussagen zu dieser Kategorie waren ungewöhnlich, bildhaft, teilweise durchaus realistisch aber dennoch überwiegend oberflächlich und dabei sowohl positiv als auch negativ gefärbt. Dies könnte zum einen daran liegen, dass die Gesprächspartner nur unzureichend und klischeehaft darüber informiert sind, was eine Therapie ist oder sie haben ihr Wissen aus Erzählungen oder aus den Medien wie z.B. dem Fernsehen. Dass das innere Erleben kaum zur Sprache kommt, ist vielleicht ein Hinweis darauf, dass die verschiedenen Gesprächspartner das möglicherweise gar nicht wissen oder sich nicht vorstellen können, dass die eigenen Gefühle und das eigene Erleben in einer Therapie bearbeitet werden können bzw. hier eine ganz zentrale Rolle spielen.

Kategorie 2: Erleben der eigenen Therapie und wahrgenommene Ergebnisse

In dieser Kategorie kann die Frage gestellt werden, warum z. B. Martin sich nicht an die Therapie in seiner Kindheit erinnern kann bzw. möchte, die er allerdings ohnehin für Zeitverschwendung hielt. Möglicherweise ist seine Ablehnung genau der Grund, weshalb er sich nicht dran erinnern kann. Gegebenenfalls spielt hier auch seine Aussage eine Rolle, dass man Kinder nicht zu einer Therapie zwingen sollte, weil sie sich dann sowieso nicht darauf einließen. Martin wollte keine Therapie. Vielleicht wäre dieser Therapieversuch anders ausgegangen, wenn man ihn mehr in den Entscheidungsprozess einbezogen hätte.

Dass Jessica schlechte Erfahrungen gemacht hat, mag möglicherweise daran liegen, dass der Therapieplatz tatsächlich nicht den Anforderungen entsprach, die sie brauchte, sondern es ein Therapieplatz für jemanden mit Essstörungen war, was vielleicht nicht ihr Problem war. Das könnte ein Hinweis sein, dass es besonders wichtig sein sollte, darauf zu achten, dass das therapeutische Angebot auch auf die zu bearbeitenden Probleme der Patienten zugeschnitten ist.

Sehr erfreulich ist, dass Claus für sich persönlich offensichtlich einen großen Therapieerfolg sieht, da er sehr positiv und detailliert über seine Therapie-Erlebnisse und vor allem seine Erkenntnisse spricht. Hier wird deutlich, dass es offensichtlich hilfreich ist, wenn eine Therapie unter der Voraussetzung begonnen wird, weil ein Gefühl der Notwendigkeit von Hilfe bzw. Therapie vorhanden ist.

Kategorie 3: Einstellung zur Therapie und deren Sinnhaftigkeit

Dass Kinderdorfkinder Therapie generell ablehnen, kann nicht bestätigt werden, da manche durchaus die Sinnhaftigkeit einer Therapie anerkennen, auch jene, die noch keine Therapie-Erfahrungen haben. Dennoch lässt sich feststellen, dass in etwas größerem Ausmaß negative Aussagen getroffen werden. Dies ist eventuell darauf zurückzuführen, dass die Gesprächspartner, wie schon zuvor in Kategorie 1 erwähnt, eine zu oberflächliche oder klischeehafte Kenntnis von Therapien haben, insbesondere weil sie ihre Aussagen nicht vertiefen bzw. näher erklären (z. B. bei der Aussage, dass einige Therapien wohl durchaus hilfreich, andere aber sinnlos seien). Interessant ist, dass teilweise recht diplomatische Aussagen darüber getroffen werden, wie die Gesprächspartner es z. B. empfinden, dass andere eine Therapie machen, auch wenn sie selbst für sich die Aussage treffen, keine Therapie „nötig“ zu haben. Es macht den Eindruck, als würden sie sich von Menschen, die eine Therapie brauchen, klar abgrenzen wollen, im Sinne von „Wenn die es allein nicht schaffen!“ – wobei sie von sich selbst offensichtlich glauben oder glauben wollen, dass sie es ganz allein schaffen.

Möglicherweise könnte diese Einstellung auch davon geprägt sein, dass die Notwendigkeit einer Therapie als ein Makel an der eigenen Persönlichkeit empfunden wird.

Kategorie 4: Eigene Bewältigungsstrategien

Eigene Bewältigungsstrategien sind vor allem von den vier Gesprächspartnern genannt worden, die zum Zeitpunkt des Gespräches eine Therapie ablehnen bzw. für sich nicht als notwendig erachten. Es kann sicher davon ausgegangen werden, dass die anderen Gesprächspartner ebenfalls Bewältigungsstrategien haben, offensichtlich war dieses Thema für sie aber im Gespräch nicht relevant genug, um es zu erwähnen.

Vielleicht soll mit den benannten Bewältigungsstrategien versucht werden zu beweisen, dass die Gesprächspartner auch sehr gut ohne therapeutische Unterstützung klar kommen. Es kann dabei durchaus sein, dass diese Bewältigungsstrategien derzeit gute Lösungsmöglichkeiten darstellen. Es kann aber auch sein, dass sie wünschen, sie mögen in der Lage sein, ihre Probleme selbst zu lösen. Letztlich versuchen sie dabei aber möglicherweise, sich selbst und andere zu überzeugen, dass sie keine Hilfe benötigen, obwohl Hilfe eventuell doch notwendig wäre.

Kategorie 5: Wahrgenommene Selbstwirksamkeit, was verändern zu können und zu wollen

Viele der Gesprächspartner scheinen aus ihrer Vergangenheit im Kinderdorf durchaus Kraft zu ziehen und können diese im Nachhinein sogar positiv bewerten. Selbst ein totaler Absturz wird letztlich als etwas Positives bewertet, da daraus etwas Gutes gezogen bzw. der Blick wieder aufwärts gerichtet werden konnte. Es kann sein, dass diese positive Entwicklung tatsächlich stattgefunden hat. Möglicherweise kann es aber auch sein, dass die Umbewertung der negativen Situation nur zum eigenen Schutz stattgefunden hat, um die Erlebnisse verdrängen zu können.

Kategorie 6: Negative Selbstwirksamkeit

Nur zwei Gesprächspartner (Jessica und Lars) berichten von negativen Aspekten der Selbstwirksamkeit. Zunächst könnte man annehmen, dass dies durchaus positiv zu bewerten ist, weil sich daraus schließen ließe, dass der überwiegende Anteil der Gesprächspartner über eine positive Selbstwirksamkeit verfügt. Dass insbesondere Jessica so ein negatives Selbstwirksamkeitsempfinden hat, liegt möglicherweise an der von ihr so negativ empfundenen zweiten Therapie-Erfahrung, in der sie sich hilflos und allein gelassen gefühlt hat. Allerdings kann es auch ein Effekt von Therapie sein, dass stärker reflektiert wird und somit die Schwächen bewusster werden. Ebenso könnte die Tatsache, dass keine negative Selbstwirksamkeit empfunden wird, ein Hinweis darauf sein, dass negative Aspekte des Seins nicht reflektiert, sondern verdrängt werden.

Kategorie 7: Verantwortung übernehmen durch Zukunftsplanung

Wenn auch vielleicht im ersten Moment nicht erkennbar ist, weshalb diese Kategorie aufgenommen wurde, so soll hier erklärt werden, dass es ein positives Merkmal in der Entwicklung eines Menschen ist, wenn dieser zukünftige Ereignisse plant. In manchen z. B. behavioris-

tischen Therapien ist die Entwicklung von Zukunftsperspektiven durchaus ein Aspekt des Therapieplans, der gemeinsam von Klient und Therapeut erarbeitet wird. Von daher kann die Zukunftsplanung, die bei allen sieben Gesprächspartnern benannt wurde, durchaus positiv bewertet werden, zum einen gegebenenfalls als Ergebnis der Therapie, zum anderen eventuell als Ergebnis einer positiven Selbstwirksamkeit sowie aufgrund von hilfreichen und funktionierenden Bewältigungsstrategien. Es könnte allerdings auch möglich sein, dass die Zukunftsplanung ein Versuch ist, von der eventuell unangenehmen Gegenwart abzulenken und sich lieber neuen Aufgaben zu widmen.

7.3 Diskussion der Methode, Repräsentativität und praktische Relevanz der vorliegenden Arbeit

Die vorliegende Arbeit wurde auf Basis des „Persönlichen Gesprächs als Weg in der psychologischen Forschung“ erarbeitet (Langer, 2000). Grundsätzlich empfinde ich persönlich diesen Forschungsweg als einen sehr guten Weg, da die Gesprächspartner die Möglichkeit haben, sich Zeit zu nehmen und sich dabei frei im Gespräch zu entfalten. Auch wenn es mir nicht immer gelungen ist z.B. Pausen auszuhalten und mitunter auch Fragen gestellt habe, die nicht unbedingt vertiefend, sondern eher schon Interviewfragen waren, habe ich den Eindruck, dass mir in diesen Gesprächen mit großer Offenheit ein tiefer Einblick in das Leben und die Gefühlswelt meiner Gesprächspartner geschenkt wurde. Die Gespräche habe ich für meine Entwicklung als angehende Psychologin als ausgesprochen hilfreich empfunden, da ich durch Erkennen meiner eigenen Schwächen in den Interviews für die Zukunft lernen konnte, ganz abgesehen davon, was die verschiedenen Gespräche in mir selbst an Gedanken und Reflektionen ausgelöst haben.

Überlegungen zu einer Modifikation der Methode

Zu manchen Zeitpunkten während der Gespräche, hatte ich den Eindruck, dass ein halbstrukturiertes Interview vielleicht hilfreich gewesen wäre oder zumindest eine leichte Modifikation des „Persönlichen Gesprächs“, da ich offensichtlich zu viele Fragen in meiner Einleitung gestellt habe (siehe auch 5.1.1 Das einleitende Vorgehen und das Setting für die Interviews, ab S. 44), die dann im Laufe des Gespräches vergessen wurden, so dass ich nicht immer im Detail zu allen Fragestellungen Antworten bekommen habe – in manchen Gesprächen hätte ich z.B. gern mehr dazu erfahren, warum eine Therapie abgelehnt wird. Dies ist wahrscheinlich

auch ein Grund, der dazu geführt hat, dass ich hin und wieder etwas intensiver gefragt habe, als es die Methode des persönlichen Gesprächs erlaubt. Andererseits besteht durchaus die Möglichkeit, dass ich auch mit einem halbstrukturiertem Interview nicht mehr Antworten erhalten hätte, da eine Antwort vielleicht nicht möglich oder auch nicht gewollt gewesen wäre.

Die Gütekriterien

Da die Verdichtungen der vorliegenden Arbeit mit den entsprechenden Gesprächspartnern ausführlich abgestimmt wurden, kann von deren Validität ausgegangen werden. Mitunter ergab sich die Schwierigkeit, dass die Gesprächspartner von Situationen erzählten, von denen sie wussten, dass sie mir bekannt waren, was dazu führte, dass sich dem Leser nicht immer ganz erschliesse, wie etwas oder wer in bestimmten Fällen genau gemeint war. Um diese Problematik zu lösen, habe ich die einzelnen Inhalte durch erklärende Anmerkungen versucht zu vervollständigen.

Möglicherweise hat das gute persönliche Verhältnis zu meinen Gesprächspartnern dazu beigetragen, dass die Gespräche besonders intensiv und offen waren. Es kann aber auch sein, dass insbesondere bei Fragen z.B. die Therapie betreffend ausgewichen wurde, um sich einer gegebenenfalls befürchteten negativen Beurteilung meinerseits zu entziehen. Dies konnte nicht überprüft werden.

Obwohl die persönliche Nähe zu meinen Gesprächspartnern möglicherweise für die reiche und tiefgehende Informationsfülle hilfreich war, muss von einer eingeschränkten Objektivität ausgegangen werden, da ich die Gespräche alle selbst durchgeführt, verdichtet und ausgewertet habe.

Repräsentativität der Aussagen

Da für die vorliegende Arbeit nur je ein Gespräch mit acht verschiedenen Personen durchgeführt wurde (von denen sieben verwendet wurden), können diese Ergebnisse nicht auf andere Kinderdorfkinder oder die Grundgesamtheit generalisiert werden. Hierzu müssten weitere, quantitative Studien mit größeren Stichprobenumfängen erfolgen.

Praktische Relevanz der vorliegenden Arbeit

Da die Aussagen der Gesprächspersonen zu dem speziellen Thema der vorliegenden Arbeit „Ehemalige Kinderdorfkinder und ihre Einstellung zur Therapie“ sehr unterschiedlich waren, ist kein eindeutiges Ergebnis entstanden. Dennoch lassen solche Aussagen, wie z. B. von Martin: *„Ich weiß nicht, man sollte 'ne Therapie auch nicht zum Beispiel irgendwelchen*

Kindern aufzwingen, sondern sie selber entscheiden lassen. Weil, wenn du das denn aufzwängst, dann bringt das auch nix.“ eine gewisse praktische Relevanz für den Umgang mit Therapie im Kindesalter vermuten. Vielleicht auch noch einmal bekräftigt dadurch, dass Martin selbst zu einer Therapie im Kindesalter „musste“, diese aber als Zeitverschwendung empfand und sich heute an keinerlei Details mehr erinnern kann, sich sogar noch nicht einmal sicher ist, aufgrund welcher Probleme er diese Therapie überhaupt machen musste. Diese Gründe könnten interessant für intensive Überlegungen sein, was genau die Ursachen sein könnten, wenn aufgezwungene Therapien im Kindesalter scheinbar keinen Nutzen haben. Auf der anderen Seite wäre zu überlegen, ob eine Einbeziehung des Kindes sowie eine kindgerechte Informationsform vielleicht doch dem Kind eine Therapie schmackhaft machen würde, womit diese dann gegebenenfalls auch erfolgreicher wäre.

Leider gab es unter meinen Gesprächspartnern keinen, der oder die in der Kindheit eine erfolgreiche Therapie erlebt hat. Jessica war mit einem Therapiebeginn im Alter von 15 Jahren zwar die Jüngste und diese Therapie wurde positiv und als hilfreich erlebt. Allerdings war, sie mit 15 Jahren schon in einem Alter, in dem sie durchaus selbst in der Lage war die Notwendigkeit einer Therapie für sich zu ergründen. Aus diesem Grunde darf nicht außer Acht gelassen werden, dass es gegebenenfalls einige Fälle von Kindertherapie bei Kinderdorfkindern gab, die erfolgreich waren und das eventuell sogar dann, wenn die Therapie von den Kindern selbst nicht unbedingt erwünscht war.

Vielleicht wäre es interessant zu überprüfen, ob die Tatsache, dass meine Gesprächspartner so offen und bereit waren zu dem Thema der vorliegenden Arbeit »Ehemalige Kinderdorfkinder und ihre Einstellung zur Therapie« zu sprechen möglicherweise dem Bedürfnis entspricht, sich mit diesem Thema auseinander setzen zu wollen.

8 FAZIT

Wäre es wirklich besser, wenn Kinderdorkinder keine Therapie während ihrer Kindheit machen, sondern erst im Erwachsenenalter? Oder wäre es wichtiger, Strategien und Vorgehensweisen zu entwickeln, Kinder kindgerecht auf eine Therapie vorzubereiten und in den Entscheidungsprozess einzubinden?

Ein möglicher Weg ist der, den die AGSP (ehemals unter der Leitung von dem leider verstorbenen Prof. Dr. Kurt Eberhard, siehe auch ab S. 12) und Frau Gudrun Eberhard im Pflegekinderprojekt mit den ihnen anvertrauten Pflegekindern beschreiten. Hier werden die Pflegeeltern so geschult und fortlaufend durch Supervision oder Therapie unterstützt, dass sie selbst im weitesten Sinne zu den Therapeuten der Kinder werden, auch wenn sie in erster Linie dazu da sind Bindung aufzubauen, also zu Bezugspersonen zu werden. In besonderen Härtefällen bleibt es möglich, eine externe Psychotherapie in Anspruch zu nehmen.

Ich glaube, dass es sich dabei um einen guten Ansatz handelt, dennoch bin ich davon überzeugt, dass nicht nur in den Härtefällen eine Therapie als zusätzliche Unterstützung notwendig ist. Mit einer kindgerechten und individuell angepassten Herangehensweise und Informationsform sowie einer gezielten Auswahl der passenden Therapieform wäre es wahrscheinlich möglich, dass sich die Kinder darauf einlassen.

Die vorliegende Arbeit hat möglicherweise mehr Fragen aufgeworfen als Antworten gegeben, doch vielleicht wirkt gerade das anregend, in dieser Richtung vertieft weiterzuforschen. Ich denke, dass die vorliegende Arbeit noch genug Material zur weiteren Auswertung bietet, wie z. B. die von mir bereits im Diskussionsteil (siehe ab S. 167) angerissenen Nebenthemen zu Bindungstraumata durch Trennungen oder zur Wichtigkeit von Bezugspersonen.

Ein großes eigenes Thema könnte die Verselbstständigung der Kinderdorkinder werden, z. B. hat sich aus den Verdichtungsprotokollen herauskristallisiert, dass vier der Gesprächspartner vorerst in der Phase der Verselbstständigung gescheitert sind oder zumindest große Probleme hatten: Claus, der alkoholkrank wurde und seinen Ausbildungsplatz verlor (wenn auch letzteres zum großen Teil aufgrund der Unfallfolgen); Martin und Titus, die beide ihre ersten Ausbildungsplätze verloren und aus dem Kinderdorf rausgeworfen wurden und letztlich noch Lars, der zumindest seine erste Ausbildungsstelle wegen Unzuverlässigkeit verloren hatte.

Sehr interessant könnte ich mir eine Längsschnittstudie vorstellen, in der beobachtet wird, wie Kinderdorkinder sich entwickeln, wenn sie eine Therapie im Kindesalter erhalten,

von der sie auch selbst überzeugt sind oder die sie auf jeden Fall im Nachhinein als hilfreich empfinden werden. Vielleicht könnte dadurch auch eine andere Entwicklung der Verselbstständigung zu beobachten sein.

In Bezug auf die Vorgehensweise der AGSP (siehe S. 176 bzw. im Abschnitt 2.5 Therapie oder nicht? Auszüge aus dem Interview mit Prof. Dr. Eberhard, ab S. 31) wäre es sicher interessant zu erforschen, wie die Pflegefamilien, also die Pflegemütter und gegebenenfalls Pflegeväter diese Vorgehensweise, dass sie im weitesten Sinne zu den Therapeuten ihrer Pflegekinder werden, aus ihren Erfahrungen beurteilen. Vielleicht haben diese Betreuer eigene Wünsche, Ideen oder Verbesserungsvorschläge. Dabei könnte auch der Fragestellung nachgegangen werden, inwieweit dies möglicherweise auf die Arbeit der Kinderdorffamilien umgesetzt werden könnte.

Da die Gespräche der vorliegenden Arbeit teilweise bis zu zweieinhalb Jahre zurückliegen, war es mir ein Bedürfnis, noch einmal einen aktuellen Stand in Bezug auf die Entwicklung, sowohl in beruflicher, als auch in privater Hinsicht zu allen Gesprächspartnern zu geben (siehe am Ende eines jeden Verdichtungsprotokolls) sowie zu überprüfen, ob sich die Einstellung für die Notwendigkeit einer Therapie in der Zwischenzeit verändert hat, zumindest bei denen, die zum Zeitpunkt des Gespräches, eine Therapie ablehnten. Dabei hat sich gezeigt, dass es bei allen sieben Gesprächspartnern eine positive Entwicklung gab bzw. sich die ursprüngliche Situation zumindest nicht verschlechtert hat. Einige haben im Gespräch erwähnte Ziele erreicht oder sind kurz davor, sie zu erreichen.

Ganz besonders hat mich dabei gefreut, dass von den sechs Gesprächspartnern, die zum Zeitpunkt des Gespräches eine Therapie bzw. eine weitere Therapie für sich ablehnten, heute drei (Bernd, Julia und Titus) für sich überlegen, nun eventuell doch eine Therapie anzugehen. Und Jessica, die nach wie vor ein bisschen mit sich hadert, könnte sich zumindest noch einmal einen Versuch vorstellen, sofern sie eine Therapie in einer Tagesklinik machen könnte, bei der sie abends zuhause wäre.

Da es insgesamt eine wenig befriedigende Anzahl an Literatur zu dem von mir gewählten Thema gibt, es anscheinend einen Bedarf, sich auszutauschen, auf Seiten der ehemaligen Kinderdorfkinder gibt und es vorstellbar wäre, dass auch die betreuenden Personen der Kinder sich mit dem Thema gern mehr auseinandersetzen würden, wird meiner Meinung nach deutlich, dass hier weitere Forschung notwendig und hilfreich wäre. Ich würde mich freuen, dazu das Interesse angeregt zu haben.

Danksagung

Zum Abschluss möchte ich mich noch einmal ganz herzlich bei meinen acht Gesprächspartnern bedanken. Auch wenn mein achter Gesprächspartner im Nachhinein die Veröffentlichung abgelehnt hat, so hat auch er sich in unserem Gespräch intensiv offenbart, wofür ich ihm sehr dankbar bin. Meinen anderen sieben Gesprächspartnern gehört mein Dank und meine Hochachtung, dass sie sich so offen nicht nur dem Gespräch zur Verfügung gestellt haben und im Nachhinein sowohl die Transkriptionen als auch die Verdichtungsprotokolle gelesen und geprüft, sondern mir auch noch erlaubt haben, einen aktuellen Situationsstand zu erfragen. Die Gespräche mit ihnen waren und sind für mich eine persönliche Bereicherung.

Mein besonderer Dank gilt auch an dieser Stelle noch einmal Herrn Prof. Dr. Eberhard, der sich so herzlich und offen einem Experteninterview zur Verfügung gestellt hat sowie seiner Frau Gudrun Eberhard, die mir nach dem Tode von Herrn Prof. Dr. Eberhard so hilfreich bei der Beantwortung meiner noch offenen Fragen zur Verfügung stand und mir abgesehen davon auch gestattet hat, das Interview zu veröffentlichen.

Großer Dank gilt auch meinen Diplomarbeitsbetreuern Herrn Prof. Dr. Gerhard Vagt und Dipl.-Psych. Nina Krüger für ihre Geduld, die sie für mich wegen meiner Doppelbelastung von Beruf und Studium aufgebracht haben. Mein ganz besonderer Dank gilt dabei Nina Krüger, die für alle meine Fragen, die sich im Laufe der Fertigstellung der vorliegenden Arbeit ergeben haben, ein offenes Ohr hatte und mir mit Rat und Tat zur Seite gestanden hat.

Abschließend möchte ich von ganzem Herzen meiner Freundin und Kommilitonin Johanna Kretschmer danken, die mich immer wieder gestützt und aufgebaut hat, wenn ich an mir zweifelte oder mich überfordert fühlte und mir abgesehen davon jederzeit hilfreich zur Seite stand sowie auch meiner Mutter Gisela Baumert, die mich nicht nur mit ihren grammatikalischen Fähigkeiten beim Lektorat, sondern auch mental immer wieder unterstützt hat.

Letztlich danke ich all meinen Freunden für die mentale Unterstützung und ihr Verständnis, dass ich in den letzten Jahren nicht immer die Zeit aufbringen konnte, die ich gern für sie aufgebracht hätte.

9 QUELLENNACHWEIS

9.1 Bücher und Broschüren

Blandow, J., (2004). *Pflegekinder und ihre Familien. Geschichte, Situation und Perspektiven des Pflegekinderwesens*. Weinheim und München: Juventa Verlag.

Bowlby, J. (1979). *Das Glück und die Trauer*. Stuttgart: Klett-Cotta.

Bowlby, J. (1983). *Verlust, Trauer und Depression*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag GmbH.

Brisch, K.-H. (2008). Bindung und Trauma – Schutz- und Risikofaktoren für die Entwicklung von Kindern. In Stiftung zum Wohl des Pflegekindes (Hrsg.), *Bindung und Trauma – Konsequenzen in der Arbeit für Pflegekinder* (2. Auflage, S. 13–41). Idstein: Schulz-Kirchner Verlag.

Deutsche Gesellschaft für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie, der Bundesarbeitsgemeinschaft Leitender Klinikärzte für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie und dem Berufsverband der Ärzte für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie, (Hrsg.). (2007). *Leitlinien zu Diagnostik und Therapie von psychischen Störungen im Säuglings- Kindes- und Jugendalter* (3. Überarbeitete und erweiterte Auflage). Köln: Deutscher Ärzte-Verlag.

Eberhard G. & Eberhard K. (2002). *Das Intensivpädagogische Programm (IPP) – ein Aktionsforschungsprojekt für psychisch traumatisierte Kinder und Jugendliche in sozialpädagogisch und psychotherapeutisch betreuten Pflegefamilien* (2. Auflage). Idstein: Schulz-Kirchner Verlag GmbH.

Eckhardt-Henn, A. & Hoffmann, S.O. (2005). Dissoziative Störungen. In Egle, Hoffmann, Joraschky (Hrsg.). *Sexueller Missbrauch, Misshandlung, Vernachlässigung. Erkennung, Therapie und Prävention der Folgen früher Stresserfahrungen* (3. erweiterte Auflage, S. 393–408). Stuttgart: Schattauer Verlag.

Gast, U. (2005). Borderline Persönlichkeitsstörungen. In Egle, Hoffmann, Joraschky (Hrsg.). *Sexueller Missbrauch, Misshandlung, Vernachlässigung. Erkennung, Therapie und Prävention der Folgen früher Stresserfahrungen* (3. erweiterte Auflage, S. 409 – 430). Stuttgart: Schattauer Verlag.

Fichtner, G. (Hrsg.). (1992). *Sigmund Freud, Ludwig Binswanger – Briefwechsel 1908–1938*. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag G.m.b.H.

Häcker, H. O. & Stapf, K.-H. (Hrsg.). (2004). *Dorsch Psychologisches Wörterbuch* (14. vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage). Bern: Verlag Hans Huber.

Heim, C. (2005). Psychobiologische Folgen früher Stresserfahrungen. In Egle, Hoffmann, Joraschky (Hrsg.). *Sexueller Missbrauch, Misshandlung, Vernachlässigung. Erkennung, Therapie und Prävention der Folgen früher Stresserfahrungen* (3. erweiterte Auflage, S. 59–74). Stuttgart: Schattauer Verlag.

Holmes J. (1993). *Bowlby und die Bindungstheorie* (2. Auflage). München: Ernst Reinhardt Verlag.

Joraschky, P., Egle, U.T. & Pöhlmann, K. (2005). Depressive Störungen und Suizidalität. In Egle, Hoffmann, Joraschky (Hrsg.). *Sexueller Missbrauch, Misshandlung, Vernachlässigung. Erkennung, Therapie und Prävention der Folgen früher Stresserfahrungen* (3. erweiterte Auflage, S. 282–296). Stuttgart: Schattauer Verlag.

Kriz, J. (2007). *Grundkonzepte der Psychotherapie*. Weinheim: Verlagsgruppe Beltz.

Langer, I. (2000). *Das Persönliche Gespräch als Weg in der psychologischen Forschung*. Köln: GwG-Verlag.

Mayring, P. (2008). *Qualitative Inhaltsanalyse – Grundlagen und Techniken* (10. Auflage). Weinheim und Basel: Beltz Verlag.

Nowacki, K. (2007). *Aufwachsen in Pflegefamilie oder Heim – Bindungsrepräsentation, psychische Belastung und Persönlichkeit bei jungen Erwachsenen*. Hamburg: Verlag Dr. Kovač.

Nübling, R. (1992). *Psychotherapiemotivation und Krankheitskonzept: Zur Evaluation psychosomatischer Heilverfahren*. Frankfurt am Main: VAS Verlag für Akademische Schriften oHG.

Pieper H.-J., (2002). Besonderheiten im Alltag einer Erziehungsstellenfamilie. In Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e.V. (Hrsg.), *Glücklich an einem fremden Ort? Familienähnliche Betreuung in der Diskussion* (S. 204–216). Münster: Votum-Verlag.

Schellhorn, W. (Hrsg.), 2000. *SGB VIII/KJHG Sozialgesetzbuch Aches Buch – Kinder- und Jugendhilfe* (2. Auflage 2000). Neuwied, Kriftel: Luchterhand Verlag GmbH.

Schmidt-Ott, G. & Jäger, B. (2007). Stigmatisierung durch eine Psychotherapie bzw. eine psychosomatische Behandlung in Deutschland im Jahre 2006: eine Bestandsaufnahme. In Neises, M. & Schmid-Ott, G. (Hrsg.). *Gender, kulturelle Identität und Psychotherapie*. Lengerich: Pabst Science Publishers.

SOS-Kinderdorf e.V. (Hrsg.), 2002. *SOS Kinderdorf Ammersee/Kinderdorffamilien/Konzeption*, Ammersee, Eigenpublikation.

SOS-Kinderdorf e.V. (Hrsg.), 2004, *Leistungsbeschreibung für heilpädagogische Kinderdorffamilien*, Ammersee, Eigenpublikation.

9.2. Zeitschriften, Journale

Bowlby, J. (1944). Forty-Four Juvenil Thieves: Their Characters and Home-Life (II). *The International Journal of Psycho-Analysis*. 25, 107–127.

McNeil T.F., Cantor-Graae E. & Weinberger D.R. (2000). Relationship of Obstetric Complications and Differences in Size of Brain Structures in Monozygotic Twin Pairs Discordant for Schizophrenia. *The American Journal of Psychiatry*, 157-2, 203–212.

Wittchen, H.-U. & Jacobi, F. (2002). Die Versorgungssituation psychischer Störungen in Deutschland. Eine klinisch-epidemiologische Abschätzung anhand des Bundes-Gesundheits-surveys 1998. *Psychotherapeutenjournal*, 0, 6–15.

9.3. Elektronische Referenzen

SOS-Kinderdorf e.V. Zugriff am 22.11.2009: http://www.sos-kinderdorf.de/sos_kinderdorf/de/jobs/beruf_sos_kinderdorfmutter/die_haeufigsten_fragen.html

10 ANHANG

Auf der dritten Umschlagseite finden Sie eine CD-ROM, auf der sich die Dateien der vollständigen Transkriptionen aller sieben Gespräche sowie des Interviews mit Prof. Dr. Eberhard befinden. Die Transkriptionen wurden als PDF gespeichert, so dass diese mit dem kostenlos im Web herunterzuladenden Programm Acrobat Reader zu öffnen, auszudrucken und zu lesen sind.